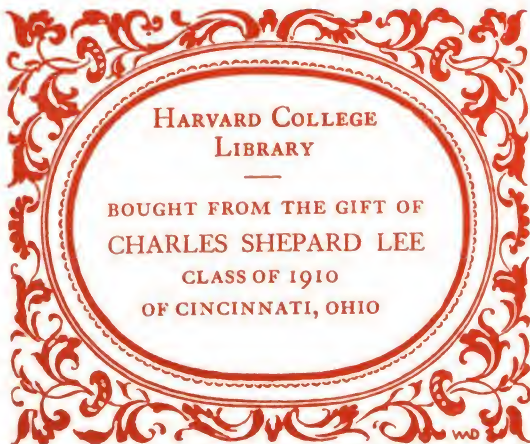
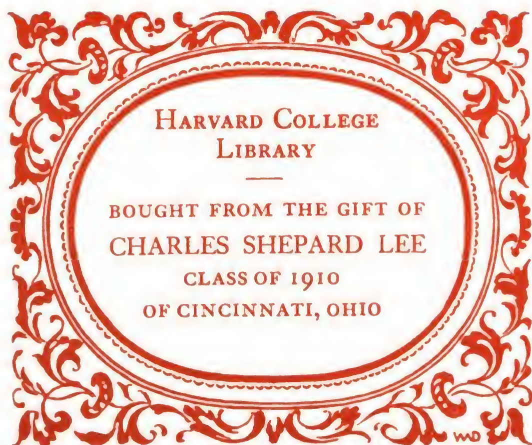



HARVARD COLLEGE
LIBRARY
BOUGHT FROM THE GIFT OF
CHARLES SHEPARD LEE
CLASS OF 1910
OF CINCINNATI, OHIO


HARVARD COLLEGE
LIBRARY
BOUGHT FROM THE GIFT OF
CHARLES SHEPARD LEE
CLASS OF 1910
OF CINCINNATI, OHIO



SLAVISCHE
ROMAN-BIBLIOTHEK

I. BAND

JULIUS ZEYER:

ROMAN VON DER TREUEN
FREUNDSCHAFT DER RITTER

AMIS UND AMIL.

VERLAG VON J. OTTO IN PRAG.

LEIPZIG
FRANZ WAGNER

WIEN
J. OTTO







Jul. Zeyer



SLAVISCHE ROMANBIBLIOTHEK

I.

JULIUS ZEYER: AMIS UND AMIL.



PRAG
VERLAG VON J. OTTO
1904

JULIUS ZEYER:

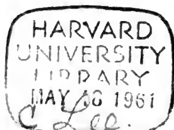
ROMAN VON DER TREUEN FREUNDSCHAFT DER RITTER AMIS UND AMIL

AUS DEM BÖHMISHEN ÜBERSETZT VON

JOSA HÖCKER



PRAG
VERLAG VON J. OTTO
1904



Druck von „Unie" in Prag.

Julius Zeyer.

Julius Zeyer wurde der letzte Ritter der Romantik genannt, aber er war vielmehr einer der ersten Künstler in Böhmen, deren Schaffen sich voll und ganz mit ihrem Leben deckt. Bei ihm gibt es zwischen Traum und Wirklichkeit nahezu keine Scheidelinie, beide verfliefsen in einander. Günstige materielle Verhältnisse ermöglichten es diesem aufserordentlich feinem Geiste, sich nach den sonnigen Küsten seines Traumlandes zu flüchten, sich vor dem Anprall der nüchternen Wirklichkeit wie die Perle in der Muschel zu verschliefsen, die unbekümmert um Ebbe und Flut in den Tiefen schlummert. Er brauchte nicht vor der Mode, vor den Neigungen des Tags und dem Geschmack des grofsen Schwarmes die Flagge zu streichen. Keine noch so verlockende Losung, keine noch so laut gepriesene Modewahrheit haben ihn irre zu machen

vermocht. Die Schwankungen des literarischen Courszettels berührten ihn nicht. Nicht eine Konzession vermochten ihm seine Zeit und der Geschmack der Zeitgenossen abzuringen. Es gibt keine gemeinsamen Berührungspunkte, keine gemeinschaftlichen Neigungen zwischen ihm und ihnen.

Er ist geradezu von einem flammenden Hafs gegen sein Zeitalter, gegen das geschäftige nervöse Treiben, die Gewinnsucht und die nüchterne Farblosigkeit der Gegenwart erfüllt. Zur Zeit der Blüte des Rittertums, von einem solchen Hafs gegen seine Zeit und ihre Menschen erfüllt, hätte er vielleicht sein Rofs gesattelt, sein Schwert gezückt, wäre in ferne Lande gezogen und hätte sich in das wildeste Schlachtengetümmel gestürzt, um den nagenden Schmerz im Herzen zu vergessen, wäre ein kühner Empörer geworden. Im neunzehnten Jahrhundert, ausser Stande, durch einen Waffengang seinem Willen Geltung zu verschaffen, mufste er ein stiller Rebell, ein einsamer Träumer werden, Einer, der sich in ferne Zeiten und entlegene Kulturen flüchtet. Welche Zeit, welches Milieu es ist, wohin er sich flüchtet, ist ihm schliefslich gleich. Jede Zeit ist besser, reicher und schöner, als jene, der er angehört, überall wird er sich heimischer fühlen, als in seinem Heimatslande. In seinem Leben realisiert er diese Flucht dadurch, dafs er, einem angebornen Drange folgend, so oft als nur irgend möglich, fremde Länder bereist und sich, heimgekehrt, mit Reliquien der allerverschiedensten Kulturepochen, in fernen Regionen gesammelt, umgibt, in seinem Schaf-

fen aber dadurch, dafs er aus Bornen uralter Sagen schöpft, nach fernen, fremden Ländern den kühnen Flug seiner feurigen Phantasie lenkt, in tausendjährige Kulturepochen sich vertieft.

Dieses Schwelgen in allem Entlegenen, durch uralte Überlieferungen Geheiligten und Exotischen bildet einen der bezeichnendsten Züge seiner dichterischen und menschlichen Profils. Er liebt alles Exotische, nicht weil es fremd, wenig bekannt und entlegen ist, sondern weil es eine eigene berückende und seltene Schönheit ausstrahlt und vom Alltag unberührt ist. Wie in ein flammendes, wogendes und strahlendes Meer von Schönheit vertieft er sich in tausendjährige Mythen, in die Geschichte und Sage von Völkern, die längst untergegangen sind, und deren Grabhügel schon längst der Sturmwind der Zeiten verweht hat. Unter der Berührung seines Dichterscepters tun sich die Massengräber ausgestorbener Völker auf und bleiche, ernste, geheimnisvolle Schatten entsteigen in feierlichem Zuge ihren schweigenden Tiefen. Aber er besitzt auch die Kraft, diesen Schatten neues Leben einzuhauchen, formlose Nebelwolken zu festen Gebilden zu gestalten. Vor unseren Blicken verdichten sich diese blassen Schatten zu plastischen Gestalten, in ihren Adern rollt wieder heifses Blut, ihre Herzen beginnen wieder zu hämmern, die dem Schattenreich Entstiegenen richten sich in ihrer ganzen sagenhaften Gröfse vor uns auf und ein neues Leben leuchtet aus ihren Augen. Und nicht nur sie allein, auch ihre ganze Umgebung steigt auf Geheifs des Dich-

ters in ihrer entschwundenen alten Pracht aus dem Schutt und Staub der Jahrhunderte auf. Alle schlummernden Farben zucken in strahlender Glut auf, alle verblafsten Töne sind in hellem Glanze erblüht, da funkelt und schimmert und glitzert es in blendendem Farben- und Lichterglanze.

Zeyer liebte den Prunk und Glanz, er liebte lodernde satte Farben, er liebte die bunte, farbenreiche Pracht entschwundener Kulturepochen, er betete sie um ihrer reicherblühten üppigen Schönheit willen an. In allen Ländern und Zeiten heimisch, fähig, glänzende Evokationen ganzer Kulturepochen aus den Tiefen der Vergangenheit heraufzubeschwören, weifs diese Phantasie mehr das Äufsere, das schimmernde, buntfarbige Äufsere, als den inneren Gehalt, das Wesen der Erscheinungen und die Psychologie der Menschen zu treffen. Auch fällt es dem Dichter bei weitem leichter, vorgefundene Bruchstücke zu einem einheitlichen Ganzen zu fügen, die Plastik und die Farbenpracht der aufzufrischenden, verblafsten Freskomalereien durch irgend ein reiches, glänzendes, packendes Detail zu heben, als aus Eigenem neue Welten zu schaffen. Diese leichtbewegliche, empfindsame, glühende Phantasie ist mehr konstruktiv und kombinatorisch als eigentlich schöpferisch tätig. Es soll damit nichts Anderes gesagt werden, als dafs sie sich in den meisten Fällen auf vorhandene, wenn auch oft nur fragmentarisch vorhandene, aus der Tradition, dem Mythus geschöpfte Motive stützt, lose, wirre, verstreut vorgefundene Fäden zu kunstvollen, prächtigen Geweben spinnt.

Dabei ist Zeyers Phantasie durchaus episch. Ein Epiker durch und durch, liebt es der Dichter seine Gestalten in markanten, ungebrochenen Linien zu zeichnen. Betrachtet man seine Helden näher, so sieht man erst, wie einheitlich sie organisiert sind. Es sind keineswegs moderne, fein differenzierte, von unzähligen Problemen, Interessen, Wünschen und Plänen, Träumen und Sehnsuchten erfüllte und gequälte, von den allerverschiedensten einander widerstrebenden Willensrichtungen bewegte und erschütterte Seelen, sondern zumeist Menschen von stark ausgeprägtem Willen, der Richtung, nach welcher ihre Sehnsucht ihre Schwingen regt, sich klar und voll bewufst, Gestalten wie aus einem Gufs. Selbst in den wenigen lyrischen Gedichten, die man von ihm besitzt, ist der Ausdruck seiner persönlichen Stimmungen, Eindrücke und Erinnerungen nicht rein subjektiv, sondern stets stark episch gefärbt. Und doch vermag auch er, der die Gegenwart so hafst, sich von derselben nicht ganz loszusagen. Unter dem wallenden, fremdartigen, bunten Gewande des Barden, der von Waffengängen unsterblicher Helden und himmelhoch schlagenden Lohen grofser, der Gegenwart bereits unbekannter Leidenschaften singt, hören wir das von u n s e r e n Schmerzen durchzuckte, von u n s e r e r nie gestillten Sehnsucht bewegte Herz eines modernen Menschen pochen. Er kehrt sich von der Gegenwart völlig ab, ringt mutig mit ihr, sucht sie niederzukämpfen, und doch — auch er vermag sich dem Ansturm der Wirklichkeit und der Gegenwart nicht zu verschliefsen, sich ihrer nicht zu erwehren.

Aus allem, was er geschaffen, spricht die nervöse, stets neu aufgepeitschte, nie gestillte Sehnsucht eines modernen Menschen zu uns, der sich in die Vergangenheit und in die farbenprangende Sagen- und Traumwelt flüchtet, um die traurige Nichtigkeit des Daseins wenigstens für einen Augenblick zu vergessen.

Alle diese Charakterzüge, deren wir erwähnt, die üppig erblühte, glutige Phantasie, der heiſse Sensualismus, die Vorliebe für den Exotismus und die ungestillte, verträumte Sehnsucht sind durch die Race, durch das gemischte Blut, das in den Adern des Dichters rollte, durch die Eindrücke der Jugendjahre und die Einflüsse seiner Umgebung zu erklären. Julius Zeyer wurde am 26. April 1846 als der Sohn eines reichen Holzhändlers und Besitzers einer Brettsäge geboren. Die Familie war deutsch, die Mutter des Dichters von jüdischer Abstammung. Auch seine Erziehung war deutsch, nur eine alte Kindsfrau, die den Kindern böhmische Märchen erzählte, erschloſs dem angehenden Dichter reizvolle Einblicke in die böhmische Sagenwelt, und die mächtigen Eindrücke, die er damals empfangen, bestimmten seine ganze künftige Laufbahn. Wierholt erzählte Zeyer, daſs er nur dieser schlichten alten Frau zu danken habe, daſs er ein Dichter geworden, daſs sie die im Herzen schlummernden dichterischen Keime zum Blühen gebracht hat. Dazu gesellten sich noch die mächtigen, bizarr-phantastischen Eindrücke, die der Knabe in den krummen Gäſschen und auf den verträumten Plätzen Alt-Prags empfing, wenn er an diesen altersgrauen, düstern Kirchen, Palästen und

malerischen Patrizierhäusern vorbeiging, von deren kühn geschwungenen und merkwürdig gebrochenen Giebeln und Gesimsen sozusagen das Spinngewebe geheimnisvoller, phantastischer Sagen und Überlieferungen herabzuwallen schien.

Bestimmt, dereinst das väterliche Geschäft zu übernehmen, erlernte er, nachdem er die Realschule absolviert, das Handwerk eines Zimmermannes, ging dann als schlichter Zimmermannsgeselle auf die Wanderschaft und arbeitete als solcher in Frankfurt, Hamburg, Zürich und Genf. In die Heimat zurückgekehrt, studierte er, da er für die ihm vorbestimmte Laufbahn keine Vorliebe besafs, privat das Gymnasium, befafste sich an der Universität mit Orientalistik und Archaeologie und wurde später Gesellschafter im Hause des russischen Ministers Walujew in St. Petersburg. Hier begann er sich, nachdem er sich schon früher mit deutschen Gedichten versucht, wieder intensiver mit literarischen Arbeiten zu befassen, doch diesmal bereits als böhmischer Dichter. Mit dreifsig Jahren begann er, damals noch im Ausland lebend, seine ersten Novellen zu veröffentlichen. Nachdem er in verschiedenen vornehmen Familien in Rufsland und Böhmen als Erzieher gewirkt, kehrte er in die Heimat zurück, um sich ausschliefslich dem Schrifttum zu widmen, Wiederholt machte er weite Reisen und lebte mitunter längere Zeit hindurch im Ausland. Sein ganzes Leben war ein ruheloses Wandern und Streben, dem erst ein langwieriges qualvolles Herzleiden ein Ziel setzte. Er erlag demselben am 29. Jänner 1901 in

seiner Vaterstadt, in die er kurz zuvor nach mehrjährigem Aufenthalte auf dem Lande zurückgekehrt war.

Das Schaffen seiner letzten Lebensjahre unterscheidet sich wesentlich von jenem der früheren Perioden. Selbst das stete Irren von Ort zu Ort, dieses unaufhörliche Schwelgen in rasch abwechselnden, immer neuen Eindrücken, stillt die ewige Sehnsucht seines Herzens nicht. Schwankend, ohne feste Stütze, von innern Kämpfen erschüttert, steht er mitten dieser farbenglühenden, buntstrahlenden, märchenhaft schönen Welt, die seine souveraine, nie ruhende Phantasie aus dem Schutt uralter, halbvergessener Überlieferungen und den Nebeln tausendjähriger Mythen hervorgezaubert. Müde von all den herrlichen Gebilden, mit denen er sich umgeben hatte, müde von all den zaubervollen Eindrücken, die er im Reiche des Traumes empfangen, schier zusammenbrechend unter ihrer Fülle und Wucht, beginnt er sich nach einem innern, festen Halt umzusehen. Sein Auge hat sich an dem farbenprangenden, gleissenden, formenreichen Äufseren der Dinge sattgesehen, jetzt wird sein Herz von der Sehnsucht verzehrt, das Innere derselben zu ergründen, die verborgenen Zusammenhänge aufzudecken, den geheimnisvollen Schleier zu lüften, der den Sinn und Zweck des Daseins umhüllt, die ewigen Rätsel aufzulösen.

Nagender, unsäglicher Schmerz, herbe Enttäuschungen, tiefe Einsamkeit und zuletzt auch Krankheit sind in seine stille Klause eingezogen. Jetzt hatte er auch den letzten losen Zusammenhang mit der äufseren Welt ver-

loren und war allein geblieben mit seinem Schmerz. Ein trauriger Lebensabend brach für ihn heran. Inmitten dieses Schwankens und Taumelns galt es, sich an etwas anzuklammern, vor dem wilden Sturme sich in einen stillen Port zu flüchten. Die letzten Jahre seines Lebens war Christus die einzige, letzte Sehnsucht Julius Zeyers. Er, den vorhin eigentlich nur der blendende Pomp des katholischen Ritus, das Ästhetische und Geheimnisvolle der Ceremonien angezogen hatte, der in vielen seiner Schöpfungen ausgesprochene Sympathien für den Buddhismus äußerte, — er ist in seinen letzten Lebensjahren ein gläubiger Christ, ein katholischer Mystiker geworden. In den Evangelien glaubte er die Lösung der ewigen Rätsel zu erblicken, die ihn sein Lebenlang so beschäftigten, die Strahlen dieses Lichtes leuchteten auf den Weg, den er einschlug.

Plötzlich war die grellrote, flackernde Lohe seines üppigen Sensualismus erloschen, und an ihrer Statt schlug die ruhige, lilienweiße Flamme mystischer Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem heißgeliebten Heiland auf. Etwas von der ekstatischen Verzückung mittelalterlicher Asketen, die strahlend vor Glück auf ihren Händen und Füßen die Wundmale des Heilands gewahrten, und frommer Nonnen, die vor Sehnsucht nach dem himmlischen Bräutigam erstarben, klingt wie ein tiefer Grundton aus Allem, was Zeyer in den letzten Jahren seines Lebens geschaffen. Er, der in herrlichen Schöpfungen vom Ruhme alter toter Götter gesungen, der in packenden Bildern uns die Ausbrüche wilder Leidenschaften ge-

schildert und in Scenen voll schwüler sinnlicher Glut uns Einblicke in das ewige Mysterium der Liebe gewährt, predigt jetzt Entsagung und Glauben und innige heiſse Liebe zum Heiland. Mögen auch die Schöpfungen dieser Epoche im allgemeinen nicht an jene der früheren Jahre heranreichen, so wird dieser Mangel wieder reichlich dadurch aufgewogen, daſs uns diese letzten Bücher wichtige Aufschlüsse über die inneren Kämpfe des Dichters, über sein eigenstes Wesen geben, daſs sie so persönlich sind, wie keines der älteren Werke. Und merkwürdigerweise hat er, so oft er uns seine eigenen Erlebnisse, seine innersten Kämpfe und Zweifel beichten wollte, die Handlung der Geschichte, deren er sich dabei bediente, in die von ihm sonst so gehaſste Gegenwart verlegt. In diesen mit Herzblut geschriebenen Büchern finden wir nichts von der berauschenden, blendenden Pracht der Scenerie, von den satten Farben der früheren Schöpfungen. Was er uns da erzählt, ist so tief und rührend, daſs es keines prunkvollen Beiwerkes bedarf, um voll zu wirken. Der Geist der Evangelien erfüllt seine letzten Werke, und mit diesem ihren inneren Gehalt ist ihre Form in harmonischem Einklange.

Aber gerade in dieser Beschränkung, in dieser Harmonie zwischen Inhalt und Form äuſsert sich seine hohe Potenz, seine Meisterschaft. Das strenge Einhalten der inneren Stileinheit ist gewiſs einer der markantesten Züge dieses Künstlerprofils. Julius Zeyer verstand es, uns den köstlichen Wein seiner Kunst in kostbaren feinciselierten und blinkenden Be-

chern zu reichen. Ein später Ritter der Romantik, ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Zehe, gewappnet gegen die Lockungen der Mode, mit Würde die Geringschätzung ertragend, mit der man ihm zunächst begegnete, war Julius Zeyer unstreitig eine der eigenartigsten Erscheinungen der modernen böhmischen Literatur. Zu einer Zeit, wo der Naturalismus noch lange nicht überwunden war, und der Realismus die Literatur und Bühne beherrschte, hatte er den schönen Mut, das himmelblaue Banner der Romantik hoch zu halten und für seine aristokratischen Kunstideale einzutreten. Anfangs unbeachtet, ja verspottet, errang er sich später die Wertschätzung und Liebe einer weiten, ihm aus tiefster Seele ergebenen Gemeinde. Sein Werk ist ungemein reich und vielseitig: Außer großen Epopöen und poetischen Erzählungen („Vyšehrad", „Karolingische Epopöe", „Aus den Annalen der Liebe", „Griseldis", „Chronik vom heiligen Brandanus" u. a.) hat er mehrere Romane und Novellen („Roman von der treuen Freundschaft des Amis und Amil", „Gompatschi und Komurasaki", „Jan Maria Plojhar", „Amparo", „Das Haus zum versinkenden Stern", „Drei Legenden vom Krucifix" u. s. w.), sowie dramatische Dichtungen („Eine alte Geschichte", „Sulamit", „Legende aus Erin", „Donna Sancha", „Neklan", „Radúz und Mahulena" etc.), im ganzen etwa vierzig Bände hinterlassen. Julius Zeyer ist der hervorragendste und bedeutendste Vertreter des Exotismus und der Romantik in der neuern böhmischen Literatur, und der Roman, der durch die vorliegende Übersetzung dem deut-

schen Lesepublikum vermittelt werden soll, zählt zu den für seine interessante Eigenart bezeichnendsten Schöpfungen *) dieses spätromantischen Dichters.

Jaroslav Kamper.

---

*) Aufser zahlreichen Übersetzungen in Zeitungen und Zeitschriften sind nachfolgende deutsche Übertragungen Zeyerscher Werke in Buchform erschienen: „Sulamit", übersetzt von Dr. V. Melichar (bei Pierson in Dresden). — „Vyšehrad." Ein Cyklus epischer Dichtungen, übersetzt von Otilie Malybrok-Stieler (Prag, bei Řivnáč). — „Aus den Annalen der Liebe", übersetzt von O. Malybrok-Stieler (Berlin, bei Regenhardt). — „Griseldis", übersetzt von O. Malybrok-Stieler (ebend.). — „Geschichten und Legenden", übersetzt von Paula Lokota und Paul Jos. Harmuth (München, bei Dr. Marchlewski & Comp.). — Eine Auswahl seiner epischen und lyrischen Gedichte findet man auch in der Anthologie von Dr. E. Albert „Neueste Poesie aus Böhmen" (Wien, bei Hölder) übersetzt.



I.

Amis und Amil.

Von Westen her wälzte sich eine dichte Staubwolke, heller Waffenglanz schimmerte gleich zuckenden Blitzen daraus hervor und Pferdegetrappel ertönte wie ein heranziehendes Gewitter. Näher und näher schwebte die Wolke heran, schon streifte sie den Saum des blumenreichen Wiesengrundes — da stürmte plötzlich die Windsbraut aus dem Walde heraus. Die Bäume rauschten einen dumpfen Gruſs hinter ihr her; gepeitscht von ihrem gewaltigen Flügelschlag, wogten die süſs duftenden Gefilde in wild bewegten Wellen, und demütig neigten die Blumen der Auen die Köpfchen vor ihrem mächtigen Atem. Zweimal umkreiste der Sturmwind die Wiese, scheuchte die Singvögel aus den versteckt im Grase gebauten Nestern und warf sich sodann kampfbegierig der heranziehenden weiſsen Staubwolke entgegen. Wie ein durch seine Schönheit fesselndes Bild sich plötzlich dem staunenden Auge darbietet, wenn die dunkle Hülle sinkt, womit

der Künstler sein Werk verhüllte, so erschien auf der blühenden Flur im gelblichen Lichte des Sommerabends plötzlich Ritter Amis mit seinem glänzenden Gefolge, nachdem die Staubsäule vom Winde auseinander getrieben und zu Boden gesunken war.

Amis safs auf weifsem Rosse; ein Busch von weifsen Federn wiegte sich auf seinem Helme, und die Spitze seiner Ebenholzlanze strahlte in der Sonne einem Sterne gleich. Das weifse Rofs flog dahin wie der Wind, und kaum vermochten Amis' Genossen zu folgen. Plötzlich jedoch unterbrach das edle Tier seinen Lauf; ohne zu zucken, stand es wie ein Fels da, während Amis, mit der Hand die Augen beschattend, starr in die Ferne blickte.

Siehe da! Von Osten her zog eine dichte Staubwolke heran, Waffen blinkten daraus hervor und unter den Hufen herannahender Pferde erdröhnte der Boden. Abermals brach die Windsbraut aus dem Walde, die Bäume rauschten ihren Grufs hinter ihr, die Gefilde verwandelten sich in ein wogendes Meer, der Wind umwirbelte die Wiese, warf sich kampflustig auf die Staubwolke und blieb abermals Sieger.

Als der Staub sich verteilt hatte, erschien auf dem Wiesengrund ein Ritter auf schwarzem Rosse von einem glänzenden Tross umgeben. Von seinem Helme flatterte ein weifser Federbusch, und am Ende der Lanze aus Ebenholz blitzte die Spitze wie ein Stern.

Durch die Visiere beider Ritter funkelten mifstrauische Blicke, und ihre Genossen zogen die Schwerter.

Da schlug Amis sein Visier in die Höhe, und kaum war dies geschehen, als der Ritter auf schwarzem Rofs einen Freudenschrei ausstiess.

„Amis, mein Amis!“ rief er, sein Visier ebenfalls lüftend.

Rufe des Staunens ertönten von beiden Seiten.

„Ist dies ein Traum oder ist es Wirklichkeit?“ raunten sich die Genossen beider Ritter zu; denn unter jedem der Visiere zeigte sich das gleiche in männlicher Schönheit strahlende Antlitz ihren überraschten Blicken.

„Mein Amil!“ rief Amis und gab dem Pferde die Sporen. Im Augenblicke lagen die Freunde sich in den Armen, während Freudentränen in ihren Augen erglänzten.

Ihre Mannen steckten die Schwerter ein und mit Händedruck sich begrüfsend, blickten sie von einem der Freunde zum andern. Ihr Staunen hatte keine Grenzen; denn niemand konnte den Amis von Amil unterscheiden. Einzig die Farbe ihrer Pferde schützte sie vor Verwechslung. Beide Ritter hatten dasselbe azurne Auge, dieselbe wogende Fülle goldigen herabwallenden, die weifse Stirne beschattenden Haares, dasselbe sonnengebräunte, wunderliebliche Antlitz mit einander gemein. Sie achteten jedoch nicht der verwunderten Blicke ihrer Gefährten, sondern hielten sich fest die Hände, während ihre Rosse sie stolz an der Spitze des herrlichen Reiterhaufens durch die Abendlandschaft dahin trugen.

Bald hatten sie die grüne Wiese hinter sich und waren am Saume eines grofsen schattigen Waldes angelangt. Ein weicher Teppich von zartem Moos dämpfte das Stampfen der zahlreichen Hufe, und je tiefer sie in die Stille des ehrwürdigen Haines eindrangen, um so mehr mäfsigten die Pferde ihre Schritte. Riesenstämme versperrten jeden Augenblick den Weg und bald machten lange Schatten, bald die plötzlich hereinbrechenden Strahlen der Sonne die Pferde scheu.

„Haben wir uns nicht im Walde verirrt?“ frug Amis, nachdem sie schon lange geritten waren und der Wald mit jedem Schritte dichter und finstrer ward. „Wer mag uns das künden?“

Wie zur Antwort rauschte plötzlich in der Nähe das Gebüsch und die dunkle Gestalt eines Greises tauchte auf. Ein langes schwarzes Gewand umflofs ihn von den Schultern bis zu den nackten Füfsen, seine Hüften umgürtete ein roher Strick, und ein langer Pilgerstab diente ihm zur Stütze. Sein Antlitz war von Sonne und Wetter gebräunt, Bart und Haar wetteiferten mit der blendenden Weifse des Schnees. Es glich der Greis einem Baum im Lenz, dessen dunkle, entlaubte Krone reiche Hüllen weifser Blüten deckten. Die durchdringenden schwarzen Augen des Greises hafteten starr auf den Gesichtszügen der beiden jungen Männer. Schmerzhaft zuckten seine Lippen, ein tiefer, gedehnter Seufzer entrang sich seiner Brust und mischte sich mit dem sanften geheimnisvollen Flüstern des einschlummernden Waldes.

„Gott zum Grufse, Einsiedler," rief Amis.

„Gott segne Euch, mein lieblicher Herr!" entgegnete der Alte mit tief bewegter Stimme.

„Mich will bedünken, dafs es keinen Ausweg aus diesem Walde gibt," sagte Amis. „Wir wollen nach dem Hofe des Königs, und es scheint, dafs es bis dorthin noch sehr weit ist."

„Ihr wollt nach Paris?" frug der Einsiedler verwundert.

„Das wäre allerdings noch ein weiter Weg," lächelte Amil, „aber wir wollen nach Rheims, wo der König eben Hof hält. Bei Gott, Ihr lebt ja wie aufserhalb der Welt, wenn Ihr nicht einmal davon Kunde habt."

„Nach Rheims ist es nicht weit; in einigen Stunden könnt Ihr die Stadt erreichen. Dafs der König dort weilt, war mir nicht bekannt. Für mich ist die Welt längst schon abgestorben, und ich kümmere mich nur noch um den allerhöchsten König. Aber die Liebe zum Nächsten ist in mir noch nicht erstorben, und ich bitte Euch beide, meine lieblichen Herren, bei mir einzukehren und Kräfte zur Weiterreise zu sammeln. Meine Klause ist ganz in der Nähe."

„Das wollen wir recht gerne tun," antworteten beide Ritter wie aus einem Munde.

Der Einsiedler ergriff schweigend den Zügel von Amis' Pferde und in Gedanken vertieft, das Haupt zur Brust gesenkt ging er voran.

Bald lichtete sich der Wald und aus dem Dickicht starrten hohe Felsen zum Himmel empor, deren Umrisse in der Dunkelheit die Gestalt von Burgen, Kathedralen und Türmen

annahmen. Als die Ritter näher kamen, erblickten sie grofse Höhlen, welche gleich gewölbten Sälen auf riesigen Pfeilern ruheten und Bogen und Brücken bildeten, die nicht Menschenhände gewölbt und unter denen schwarze, vielleicht bodenlose Abgründe gähnten.

Drohend und finster starrte dieses Felsengebäude aus dem schwarzen Dickicht hervor wie das Zauberschlofs eines Dämons; aber von allen Seiten rauschte der grüne Wald in die feuchten Grotten; weifse Falter flatterten unter den Felsenwölbungen, die Vögel des Waldes nisteten dort, und schimmernde Eidechsen huschten zwischen den Spalten umher, geheimnisvoll, aber zutraulich mit vernünftigen Augen dreinschauend; es war gewissermafsen der lächelnde Grufs auf dem mürrischen Antlitz der Felsen.

Nicht weit davon rauschte ein krystallheller Bach, an dessen Ufer sich ein grofses, roh aus Holz gezimmertes Kreuz erhob.

„Hier ist meine Wohnung," sagte der Klausner, vergönnt Euren Gliedern die süfse Ruhe und erfrischt Euere Lippen mit dem klaren Wasser, welches der Quell gastlich darbietet."

„Ihr bewohnt eine wahre Burg, mein Vater," sprach Amis und sprang vom Pferde.

Die übrigen folgten seinem Beispiele, und in kurzem war das weiche Gras mit blinkenden Waffen wie besäet und Menschen und Rosse pflegten am Ufer des Baches gemächlich der Ruhe.

Der alte Klausner stand seitwärts; in Gedanken versunken lehnte er sich an das hölzerne Kreuz, zeitweilig Amis und Amil gespannt betrachtend. Dann rollte eine schwere Träne über sein Antlitz. Amil bemerkte dies und trat näher, um ihn teilnahmsvoll nach der Ursache seiner Bewegung zu fragen.

„Welch' wunderbare Ähnlichkeit herrscht doch zwischen Euch beiden," sagte der Alte kopfschüttelnd, ohne die an ihn gestellte Frage zu beachten. „Und Ihr reitet also zu Hofe?"

„So ist es," entgegnete Amil. „Als wir vor fünf Jahren von einander Abschied nahmen, ich und mein teurer Amis, gelobten wir uns, zu bestimmter Zeit dort zusammentreffen zu wollen, wo der König gerade Hof halten werde. Wir zogen in die weite Welt und suchten Abenteuer auf; unserem Gelübde getreu, ritten wir dann, jeder für sich, gegen Rheims. Auf diesem Wege hatten wir uns eben zusammengefunden, kurz bevor wir Euch im Walde begegneten."

„Wenn der Name Eures Freundes Amis lautet," sprach der Einsiedler mit zitternder Stimme, „dann seid Ihr Amil, mein Herr."

„Ich staune, wie Ihr das erraten konntet," erwiderte Amil, „und wundere mich über Eure innere Bewegung."

„O, wundert Euch nicht!" rief der Klausner; „auf dem Grunde meiner Seele schlummert ein Geheimnis, das mit mir stirbt, wenn ich es Euch nicht offenbare. Dieses Geheimnis betrifft Eure Geburt."

Hierauf versank der Greis wieder in tiefes Nachdenken. Dann seufzte er tief auf und winkte den beiden Freunden mit der Hand, ihm zu folgen.

Hinter ihm hergehend, stiegen sie auf schmalen Stufen empor und gelangten so in eine Felsenhöhle, wo üppiges Gras wuchs und von wo sich eine Aussicht über den Grund hinweg weit über die Gipfel des rauschenden Waldes bis zu den blauen Bergen darbot, hinter denen die Sonne versunken war und über denen sich purpurne Wolken türmten. Doch machte der Einsiedler hier nicht halt, sondern führte seine beiden Gäste weiter. Sie folgten ihm durch einen schmalen Gang, der, wie es schien, bis in den Schofs der Felsen führte; aber am Ende des Ganges leuchtete, einem Sterne gleich, das gelbliche Abendlicht. Als sie heraustraten, erblickten die Freunde vor sich ein kleines Tal, grün und schattig, und durch die Felsen, welche es umschlossen, vor dem Winde geschützt.

In der Mitte des Tales wuchs eine mächtige Linde, lieblich wie eine Jungfrau, und ein dunkler träumerischer Lärchenbaum umschlang sie mit langem Geäste, so dafs ihre Kronen durcheinander gewachsen waren und sich wie ein Zeltdach über einem weifsen steinernen Grabmale wölbten. Auf dieses streuete die Linde ihre duftenden Blüten, darüber bläuete dunkel der Lärchenbaum und sein Geäste bildete einen luftigen Chor, von dem die befiederten Sänger ihre Lieder ohne Unterlafs in die Lüfte schmetterten.

„Sehet dieses Grab,“ machte der Klausner die beiden Ritter aufmerksam.

Diese traten näher und blickten in das wunderliebliche Antlitz einer Frauengestalt, welche aus weifsem Marmor gemeifselt, wie in tiefen Schlummer versunken dalag.

Ein etwas wie der Gesang der Vögel und der Wohlgeruch der Linde zog ihnen bei diesem Anblick durchs Herz. Ihre Blicke begegneten sich und blieben dann fragend an dem Antlitz des Einsiedlers haften.

„Schenkt mir Gehör,“ sagte der Greis, „ich will Euch von der erzählen, die hier ihren letzten Schlaf schläft und ihre dereinstige Auferstehung erwartet.“

Die Ritter setzten sich in das hohe Gras, und nach kurzem Schweigen begann der Eremit zu erzählen.

II.

Belisante.

Vor Zeiten lebten zwei treue Freunde, die sich mehr als Brüder liebten. Der Name des einen war Raoul; Gaston nannte sich der andere. Gaston war gefeiert auf allen Turnierplätzen des herrlichen Frankreich, des reichen Burgund und der blühenden Provençe. Raoul dagegen überragte alle Troubadoure unter dem christlichen Himmel, und niemandem war die Gabe des Gesanges durch Gottes Güte in grösserem Masse verliehen, als dem allgefeierten Raoul.

Die Freunde lebten im ewigen Genusse, zogen gemeinschaftlich von Turnier zu Turnier, von Burg zu Burg, und überall wo sie einkehrten, öffneten sich ihnen die Herzen, überall feierte und bekränzte man sie.

Einstmals zogen sie miteinander nach Marseille. Unweit der Stadt überraschte sie die Nacht. Lange irrten sie durch einen dichten Olivenwald, und als sie endlich heraustraten unter den dunkelblauen Himmel des Südens,

der von zahllosen Sternen flimmerte, erblickten sie inmitten endloser, süſs duftender Gärten ein groſses Schloſs. Hohe mit Blumen bedeckte Terrassen dienten dem Schlosse als Tor, stolz ragte es zum Himmel empor. Seine weiſsen Säulen glänzten durch die helle Nacht. Nirgends waren Wälle, Gräben oder Wachttürme zu bemerken.

Die Fenster standen offen und aus ihnen ergoſs sich ein heller Lichtstrom in die würzige Nachtluft. Die Klänge von Harfen und Lauten mischten sich mit dem Säuseln der Bäume und mit dem Geplätscher glitzernder Wasserkünste.

Das Schloſs schien fast wie ein Wohnsitz von Feen und Zauberern.

Überrascht von solcher Schönheit, solch anlockenden Reizen, drangen die Freunde in die stillen Gartenanlagen, und von niemandem bemerkt, näherten sie sich den Fenstern und lauschten der Musik. Als aber dann die Harfen und Lauten verstummten und eine augenblickliche Stille eintrat, lieſs Raoul eines seiner schönsten Lieder erschallen. Er sang es mit einer Stimme, in welcher die Regungen seiner erglühenden Seele wie das Rauschen von Engelsschwingen erzitterten, Wonne und Sehnsucht in der Brust des Zuhörers erweckend.

„Was für ein Lied entströmt der nächtlichen Stille, einer weiſsen Rose gleich, die aus unfruchtbarem Felsen erblüht,“ rief eine tiefe Stimme in die Nacht hinaus, und im Fenster erschien ein Greis in silberdurchwebtem Purpurgewande. „Willkommen sei jeder Sänger unter dem gastlichen Dache Orlandins von Arban,“

fügte der Alte hinzu und streckte die Hände herab zu den Freunden, wobei die Diamanten seiner Ringe Funken zu sprühen schienen.

Einige Pagen kamen mit Windlichtern herausgeeilt und geleiteten die Freunde die Marmortreppe hinauf.

Gaston und Raoul fühlten sich von der fürstlichen Pracht dieser Wohnung geblendet. Die Wände des grofsen Saales waren mit Goldbrokat überzogen, in welchen Rosen von hochroter Farbe eingewirkt waren. Auf den Vorhängen von Silbergewebe glänzten die Gestalten von Heiligen und Engeln. Der Estrich bildete ein Mosaik von bunten Marmorsteinen; goldene Leuchter trugen eine Unzahl von Wachskerzen in allen Farben. Den strahlenden Raum füllten Damen und Herren in kostbaren Sammt- und Seidengewändern.

Orlandin von Arban ging den Freunden entgegen, umarmte und küfste sie und hiefs sie im Namen der ganzen Gesellschaft willkommen. Dann führte er sie zu einem grofsen Lehnsessel, auf welchem seine einzige Tochter safs, einem Stern, der dem Himmel entglitten, einer dem Paradiese entstammenden weifsen Blüte gleich.

Wortlos, wie zu Säulen verwandelt, standen Raoul und Gaston vor ihr, so betäubend wirkte die himmlische Schönheit der herrlichen Belisante. Noch niemals hatten sie in ihren schwungvollsten Phantasien von Jugend und Schönheit Ähnliches zu träumen gewagt. Belisantes Haare waren schwarz wie die Nacht und ihr Glanz bläulich wie der dunkelblaue Azur des sternenlosen Himmels; ihre

weifse Stirn schien durchsichtig und ihre Augen leuchteten süfs in der Farbe dunkler Veilchen. Diese Augen blickten bezaubernd in ihrer Schönheit, sie waren wie ein unfafsbarer Traum und erinnerten an den Himmel und die Engel darin, an die Nacht und an den Mond, an Gott und an den Tod. So demütig blickten diese Augen und doch eroberten sie sich die Welt!

Gaston und Raoul fühlten sogleich die Macht dieses Blickes, den Zauber des Lächelns der unvergleichlichen Belisante, und mit stürmisch hämmernden Herzen harrten sie des ersten Wortes, welches diesen purpurnen Lippen entströmen würde. Doch warteten sie vergebens. Belisante lächelte, aber sie schwieg beharrlich, sie schien zerstreut und träumerisch.

Nach einer Weile schlug Orlandin von Arban mit einem kleinen goldenen Hammer auf eine Krystallglocke und gab damit das Zeichen zum Wiederbeginn des Gesanges und der Musik. Zum erstenmale in seinem Leben fühlte Gaston etwas wie Neid gegen seinen Freund, denn Raoul durfte vor der schönen Belisante singen, durfte um ihr sonniges Lächeln, um einen Blick ihres zaubervollen Auges ringen.

Raoul sang von Karls Paladinen, von ihren Grofstaten, von den ritterlichen Tugenden des Königs Artus, von der Schwanenschönheit der Ginevra und der wahnsinnigen Liebe Lancelots . . .

Alles jauchzte ihm entgegen, nur die schöne Belisante blieb gleichgültig; ihr Blick irrte über das Deckengewölbe hin, senkte sich zu dem

geöffneten Fenster und starrte dann in die Ferne hinaus.

Unter dem Gesimse des Fensters hatte in einer kleinen Nische eine Schwalbe ihr Nest gebaut. Raoul erblickte es, und in dem Glauben, dafs Belisante diesen Vogel in zarter Sorgfalt hege, wandte er sich von den ihn lobpreisenden Rittern ab und liefs die Saiten seiner Laute süfs wie Frühlingshauch im Walde ertönen, während sein Lied die gefiederten Geschöpfe Gottes feierte. Er sang von dem Schlage der Nachtigall und Drossel, von der Waldeseinsamkeit, wo beide ihre Nester bauen, und zuletzt besang er die schwarzblau glänzende Schwalbe. Er sang von dem grofsen Heiligen Keivin, wie er beim Fenster betete, bis ihn der Schlummer übermannte, wie er sein Haupt auf das Gemäuer stützte und seine offene Hand aus dem Fenster in den Garten herabhängen liefs; da kam eine schöne Schwalbe geflogen, einen Zufluchtsort suchend, wo sie für ihre Brut ein Nest bauen könnte; und siehe: die weifse Hand des heiligen Greises schien ihr das geeignetste Plätzchen dazu. Aus dem Schlummer erwachend, sah der heilige Keivin die Mutter Schwalbe in seiner Hand das trauliche Heim bauen, und nicht eher stand er auf und rührte nicht früher die Hand, bis die kleinen Schwälbchen sich zum goldenen Lichte durchgepickt hatten und mit der Mutter zwischen dem Rosengesträuch des Klostergartens davon flogen...

So endete Raoul seinen Gesang. Orlandin erklärte ihn als Sieger des Abends und führte ihn zu dem Baldachin, unter welchem Beli-

sante träumend safs. Sie öffnete einen goldenen Schrein, und während der ganze Saal sich mit Ambraduft erfüllte, senkte sie ihre schneeige Hand in den Schatz der funkelnden Edelsteine, nahm zwei grofse Achate heraus nebst einer Rose von Rubin, mit kleinen Perlen betaut, und reichte sie dem Troubadour als Lohn für seinen Gesang.

Raoul senkte das Knie vor ihr und dankte, doch auf seinem Antlitz drückte sich Trauer aus. Er wufste, dafs Belisante seinem Gesange nicht einmal zugehört hatte.

Gaston aber jubelte innerlich über den Mifserfolg seines Freundes.

Nach beendetem Sang erschollen Fanfaren, das Zeichen zum Beginn des Banketts. Pagen, in blauen Sammet gekleidet, mit kleinen Käppchen aus weifsen Pfauenfedern auf den goldenen Locken, brachten den Damen silberne Becken und Gefäfse von wunderbar kunstvoller Arbeit, mit Rosenwasser gefüllt, mit welchem die Damen ihre weifsen Hände benetzten.

Raoul nahm einem der Pagen das Gefäfs ab und besprengte selbst die Lilienfinger der holden Belisante. Dabei bemerkte er an dem kleinen Finger ihrer linken Hand einen unansehnlichen Goldreif mit einem kleinen Saphir.

„Bei Gott, schöne Dame und Gebieterin meines Herzens," rief Raoul, „bei Gott schwöre ich, dafs ich für diesen kleinen Reif nicht nur die Achate und die Rubinenrose gern hingeben

würde, sondern auch mein Blut und das Heil meiner Seele."

„Dieser Reif gefällt Euch, Herr?" frug Belisante, und der wunderbare Klang ihrer Stimme war ein neuer Zauber für Raoul. „Ihr sollt ihn haben," fügte sie hinzu, indem sie den Ring abzustreifen versuchte, aber er war so klein, dafs ihr Bemühen fruchtlos blieb, die Fanfaren ertönten zum zweitenmale und Raoul reichte Belisante den Arm.

„Lasset nur immerhin den Ring noch auf Euerem Finger," bat Raoul mit eigentümlichem Lächeln, welches seinen Freund Gaston seltsam beunruhigte, „je länger er auf Euerer weifsen Hand ruhen wird, um so teurer wird er meinem Herzen sein."

Belisante gehorchte zerstreut und folgte gleichgültig dem Troubadour, wohin er sie führte.

Die Tafel war überaus kostbar in einem grofsen prachtvollen Saale hergerichtet. An den Pfeilern hingen goldene und silberne Waffen, in den Nischen standen Rüstungen, mit Chrysolithen, Smaragden, Chrysoprasen und anderen Edelsteinen geziert. Die Gobelins an den Wänden waren kunstvoll gewirkt und stellten grüne Waldungen mit verschiedenem Wilde dar. Der Boden war mit duftenden Blumen, blauem Lavendel, blühenden Linden- und Olivenzweigen bestreut. Aus dem Hintergrunde ertönte liebliche Musik.

Orlandin nahm unter einem goldenen Thronhimmel auf purpurnem Sitze Platz und jeder Ritter neben seiner Dame. Die Mitte der Tafel stellte eine grüne Wiese vor, in deren

Mitte sich eine silberne Burg erhob, welche lebenden Vögeln als Käfig diente, deren weiſse Flügel, vergoldete Füſschen und blaue Schöpfe zwischen den kleinen Fenstergittern sichtbar waren. Um die Burg herum war aus Pfauenfedern ein kleines Wäldchen gebildet. An den vier Ecken der Wiese erglänzten Eisberge, aus denen süſser Met hervorfloſs.

Die seltensten Speisen bedeckten den Tisch. Auf silbernen Schüsseln ruheten riesige Pasteten mit vergoldeter Rinde. Rehbraten duftete von goldenen Schüsseln, gebratene Schwäne und Pfauen waren in groſser Menge vorhanden; in Tellern von grünem Glase, Vogelnester darstellend, lagen hartgesottene Eier, mit köstlichem Safran und Gewürznägelein geziert. Auf krystallenen Schalen glänzte zwischen diesen Schüsseln das köstlichste Obst, und ein groſses goldenes Gefäſs enthielt eingesottene Birnen, in Rosenwasser gedämpft. Schnee und Eis in groſsen Haufen und zum Kühlen der Weine bestimmt, strahlte im Glanze der Lichter, und zwischen den Speisen strömten Rosen und Veilchen ihre süſsen Düfte aus.

Den ganzen Abend hindurch beobachtete Gaston seinen Freund und die schöne Belisante auf das sorgfältigste; doch fand er keinen Anlaſs zur Eifersucht, so kalt und gleichgültig benahm sich Belisante.

Als die Tafel aufgehoben war, begaben sich die Gäste in den monderhellten Garten, um dort zu lustwandeln, bis ihnen die Pagen in kostbaren Gefäſsen den Trank darreichten, welcher vor dem Schlafengehen am liebsten genossen ward, nämlich Wein mit einem Zu-

satz von Myrte, Ysop oder Rosmarin. Dann suchte jeder sein Nachtlager auf.

Gaston und Raoul safsen noch lange am offenen Fenster beisammen, durch welches der Garten seinen Duft in ihr Schlafgemach herein- sandte. Sie sprachen von der schönen Belisante, aber jeder von ihnen dämpfte seine Begeiste- rung; obwohl sie ihre von der Liebe entflamm- ten Gefühle nicht ganz zu verbergen vermoch- ten, so trachtete doch der Freund dem Freunde den mächtigen Eindruck zu verheimlichen, den Belisante auf jeden von ihnen hervorgerufen hatte, und sie suchten sich vergebens der Ahnung zu erwehren, dafs sie Nebenbuhler geworden seien.

Endlich forderte der ermüdete Körper sein Recht, und der Schlaf drückte beiden Freun- den die Augen zu . . .

Als die Sonne durch die Gardinen herein- lugte und Gastons Stirne küfste, bemerkte dieser beim Erwachen, dafs Raoul bereits auf- gestanden war und sich entfernt hatte. Un- ruhig hierüber, eilte er in den Garten hinab. Das Schlofs war noch in tiefem Schlafe be- fangen, nur im Garten erscholl der muntere Gesang der Vögel. Indem Gaston umherwan- delte, erlauschte er bald, dafs mit dem Vogel- gesange irgendwo in der Nähe sich die süfs tönende Stimme Raouls vermischte. Unbemerkt näherte er sich dem Orte. Nachdem er vor- sichtig einen vom Morgentau benetzten Rosen- busch auseinander gebogen hatte, erblickte er die schöne Belisante. Sie safs auf einer stei- nernen Bank, welche im Halbkreise von schlan- ken Pappeln umgeben war, deren Silberblätter

leise in der blauen Morgenluft zitterten. Zu ihren Füfsen safs Raoul, und seine Hand strich durch die goldenen Saiten einer Laute von Elfenbein. In Gastons Brust regten sich wilde Leidenschaft und Neid, aber der Sturm legte sich bald, als er die Kälte und Gleichgültigkeit in dem blassen, aber unaussprechlich lieblichen Antlitz Belisantes gewahrte. Die Maid hörte weder auf Raouls Spiel noch auf seine Worte; als Raoul mit Heftigkeit ihre Hand erfafste, überflog eine plötzliche Röte ihre Wangen, doch war es nicht die Schamröte jungfräulicher Verwirrung, vielmehr schien sie sich plötzlich bewufst zu werden, dafs sie Raouls Nachsicht bedürfe, weil ihre Gedanken zerstreut in der Ferne schweiften und die Gegenwart des Troubadours von ihr so wenig beachtet wurde.

„Frugt Ihr mich um etwas, Herr Ritter?" forschte sie wie geistesabwesend.

Raoul war betroffen.

„Hörtet Ihr nicht, um was ich Euch bat?" warf er ihr vor.

„Ich habe nichts gehört," gestand Belisante.

„Wohlan denn, ich bat Euch nur um das, was Ihr mir versprochen habt," antwortete Raoul fest und entschlossen, „ich verlange den Reif von Euerem Finger."

„Ach, ich kann ihn nicht herabnehmen," sagte ungeduldig Belisante, „ich trage den Reif seit meiner Kindheit und er wuchs in den Finger hinein." Während dieser Worte bemühete sie sich vergeblich, dem Wunsche des Ritters zu entsprechen.

Da entflammte das Antlitz Raouls in Liebe, und Blitze der Leidenschaft zuckten aus seinen Augen.

„Desto besser," rief er, „dann gebt mir die ganze Hand. Wie wollt Ihr sonst Euer Versprechen erfüllen?"

„Die ganze Hand?" frug sie unschuldig und verständnislos.

„Jawohl, die ganze Hand und Eure ganze süfse Person," rief Raoul aus, indem er sie bei beiden Händen erfafste.

Sie blickte ihn überrascht an.

„Sein Wort brechen darf man nicht," sagte er halb scherzend, aber mit grofsem Nachdruck. „Und Ihr gabt mir ein Versprechen."

„Sein Wort darf man nicht brechen," wiederholte sie wie ein Kind, „und ich gab Euch ein Versprechen."

Eine Weile schwiegen beide. Auf Belisantes Antlitz kehrte der Ausdruck der Zerstreutheit wieder zurück.

Raoul wartete vergebens auf ein Wort von ihr; sie schien seine Gegenwart abermals vergessen zu haben. Als er endlich ihre Hände wieder freigab, stand sie rasch auf und verschwand im Schatten der Tamarinden und Lorbeerbäume. Raoul war derart überrascht, dafs er ihr nicht folgte; verlegen sah er ihr einen Augenblick nach, dann eilte er in das Schlofs zurück.

Gaston fühlte, dafs es ihm unmöglich war, mit seinem Freunde jetzt zusammenzutreffen und dabei seine Ruhe zu behaupten. Daher irrte er noch lange im Garten umher und be-

gab sich endlich in das Schlafgemach zurück, wo er die Nacht zugebracht hatte.

Unerträgliche Gedanken verfolgten ihn wie Nattern und senkten ihr Gift in sein Herz. Er hafste die Welt und die Menschen, er ertrug seine eigene Gesellschaft nicht und floh zuletzt vor sich selbst wieder unter die gehafsten Menschen.

Im Schlosse ging es jetzt sehr lebhaft zu, der gröfste Teil der Gäste zog wieder heimwärts. Den lächelnden Gesichtern ausweichend, stürmte Gaston in die nächste Türe eines Ganges. Als er aber in das hohe Gemach eintrat, fühlte er einen neuen Stich im Herzen. Sein Gastfreund safs dort mit Raoul in einer Fensternische, und beide tranken miteinander Hypokras aus goldenen Bechern. Raoul strahlte vor Freude. Orlandin begrüfste den Eintretenden mit einem eigentümlichen Lächeln und bat ihn, sich zu ihnen zu setzen. Bald darauf öffnete sich die Türe und auf der Schwelle erschien Belisante in Begleitung ihrer Frauen; das dunkelrote Sammetgewand, welches sie trug, erhöhte den Glanz ihres alabasterweifsen Teints; die weifsen Rosen, welche ihr schwarzes Haar umkränzten, suchten vergeblich mit ihrer Trägerin um die Krone der Schönheit zu wetteifern; das träumerische Licht ihres bezaubernden Blickes beschämte den Sonnenstrahl . . .

Die Frauen begleiteten ihre Herrin bis zu ihrem Sitze, worauf sie sich verneigten und das Gemach verliefsen.

Eine Zeit lang herrschte Schweigen. Dann erhob sich Orlandi, nahm Raoul an der Hand und führte ihn zu Belisante.

„Nehmt sie hin aus meiner Hand, rein wie eine Lilie,“ sagte er, worauf er die Tochter umarmte und auf die Stirn küſste. Dann ergriff er seinen Becher und leerte ihn auf das Wohl des Brautpaares.

Raoul errötete vor Freude. Belisante schien sich mit Gewalt einem Traume entreiſsen zu wollen. Sie fuhr sich wiederholt mit der weiſsen Hand über die Stirne und blickte verwundert von Einem zum Andern. Sie ward weder rot noch blaſs, sie weinte nicht und lächelte nicht, sie schien nur des einzigen Gefühls der Verwunderung fähig zu sein, und der unerklärliche Ausdruck ihres Auges bot ein tieferes Rätsel als je zuvor.

Gaston hatte bei aller Verzweiflung seiner Seele noch so viel Selbstbeherrschung übrig, daſs er ein Lächeln heucheln und etwas wie einen Glückwunsch hervorbringen konnte. Als er sich umwandte, um der schönen Belisante die Hand zu reichen, war diese wie ein Schatten verschwunden.

„Belisante! teure Belisante!“ rief Raoul und suchte sie zwischen den Säulen des Gemachs.

„Belisante pflegt um diese Stunde ihre alte Amme zu besuchen,“ erklärte Orlandi von Arban. „Besprechen wir einstweilen die Bedingungen der Verbindung. Belisante wird zur rechten Zeit zurückkehren.“

Man setzte sich wieder in die Fensternische. Gaston aber eilte hinaus, denn er glaubte

vor Sehnsucht und Schmerz ersticken zu müssen. Er zog sein Rofs aus dem Stalle und jagte in die weite blühende Flur, die Gärten und Olivenhaine, die üppigen Rebengelände und grünen Triften bald weit hinter sich lassend, bis er in den Schluchten zwischen den Hügeln umherirrte, welche mit niedrigem Gebüsch von Myrte und wohlriechendem Lavendel bewachsen waren.

Die Gegend war von melancholischer Schönheit und der Ausblick von dem Berge, auf welchem Gaston sich befand, war überwältigend. Die hohen Kämme der fernen Alpen ragten erhaben in das dunkle Himmelsblau; jenseits der silbernen, wie eine Schlange sich hinwindenden Rhone bläueten die Cevennen, und das Meer erglänzte in der Ferne wie ein goldener Spiegel, in welchem sich das Firmament beschaute.

Doch weder Himmel noch Erde vermochten Gastons Aufmerksamkeit zu fesseln. Unten in der Talschlucht trabte ein weifser Zelter, auf dessen Rücken eine schlanke Frauengestalt safs. Trotz des sie verhüllenden weifsen Schleiers erkannte Gaston die schöne Belisante. Sie ritt auf einen mäfsigen Hügel zu, auf dessen Gipfel drei riesige Pinien träumerisch rauschten; in ihrem Schatten schimmerten zwei hohe Säulen aus dem reinsten Marmor. Eine halbverfallene graue Mauer zog sich längs der Bäume hin und daran lehnte sich eine niedrige Hütte.

Rings herum, über den ganzen Hügel verstreut, lagen Trümmerstücke von Marmor.

Belisante ritt dicht bis an die Hütte. Dort sprang sie von dem Zelter herab und begab sich in das Innere. Das sich selbst überlassene Tier graste ruhig im Schatten der Pinien.

Gaston band sein Pferd an eine nahe Myrte und eilte vom Berge herab. Als er in die Nähe der Marmorruinen gekommen war, verbarg er sich im dichten Gestrüpp und wartete, bis Belisante wieder aus der Hütte treten werde.

Er wartete lange. Endlich erschien sie auf der Schwelle der Hütte in Gesellschaft eines alten Weibes von ganz absonderlichem Aussehen. Die Gestalt war hoch, das dichte, milchweifse Haar war über der Stirne geteilt und in starke Zöpfe geflochten, welche bis unter die Knie herabhingen. Vom Scheitel flofs ein dunkles faltiges Gewand bis zur Erde herab, die ganze Gestalt verhüllend.

Belisante bestieg ihren Zelter, mit dessen leichtem Trabe die Alte Schritt hielt. Sie begleitete die Reiterin bis zu einem Bache, der sich glitzernd durch dunkles Gebüsch hindurchwand, umarmte sie dort und kehrte in ihre Hütte zurück.

Als Belisante hinter dem Berge verschwunden war, ging Gaston geraden Weges auf die Hütte zu und klopfte an die niedere Türe.

Im Innern entstand ein leichtes Geräusch, worauf die Greisin den Kopf aus der halbgeöffneten Türe streckte. Der Blick ihres dunkeln Auges leuchtete eigentümlich unter der bleichen gerunzelten Stirne hervor.

„Mich dürstet,“ sagte Gaston, „reiche mir einen Schluck Milch oder Wein.“

Die Alte wandte sich zurück, und nach kurzer Weile brachte sie einen kleinen Krug voll frischer Ziegenmilch. Gaston trank einige Züge und betrachtete die Marmorsäulen, welche in der Sonne wie Gold glänzten.

„Du wohnst hier recht wunderlich," suchte Gaston ein Gespräch anzuknüpfen, aber die Alte antwortete nicht.

„Lebst Du allein hier?" frug er weiter.

Sie nickte.

„Warum gibst du mir keine Antwort?" drang Gaston in sie.

Die Alte legte den Finger auf die Lippen und wackelte mit dem Kopfe, durch diese Geberde zu verstehen gebend, daſs sie stumm sei. Dann stieſs sie einen Seufzer aus, bewegte die Hand wie zum Abschiedsgruſs und verschwand in der Türe, die sie hinter sich abschloſs.

Gaston klopfte vergebens. Die Alte lieſs sich nicht mehr blicken.

Gaston glaubte hier auf einer Spur zu sein, die vielleicht dahin führen konnte, ihm den ungewöhnlichen Ausdruck in Belisantes Auge und ihre seltsame Geistesabwesenheit zu enträtseln. Er war sicher, daſs dieses junge Mädchen auf dem Grunde ihrer Seele ein Geheimnis verbarg, und daſs die Alte, deren eigentümliches Wesen ihm auffiel, mit diesem Geheimnisse bekannt sein müsse. In Gedanken vertieft kehrte er zu seinem Pferde zurück und bestieg es. Am Fuſse des Berges begegnete er einem dunkeläugigen Knaben mit einer kleinen Ziegenherde.

„Weiſst du nicht, wer in jener Hütte wohnt?" frug er den Knaben.

„Die alte stumme Kleariste; wer sollte das nicht wissen," entgegnete der Bursche.

„Kleariste? Wer ist das?"

„Kleariste?" Der Knabe schauete sich um. Dann flüsterte er: „Das ist eine Zauberin."

„Wie? Eine Zauberin? Eine böse?"

Der Knabe schüttelte den Kopf. „Böse wohl nicht, aber sehr klug. Sie ist stumm, das ist wahr; aber im Geiste führt sie Gespräche mit den Vögeln und den Bäumen. O, wenn sie doch unsere Herrin, die schöne Belisante, zu heilen vermöchte."

„Ist denn Belisante krank?" wunderte sich Gaston. Der Knabe antwortete nicht, sondern legte stumm seine Hand an die Stirne und trieb seine Herde weiter.

Als Gaston in das Schlofs zurückgekehrt war, erkundigte er sich nach der alten Kleariste.

„Es ist dies Belisantes ehemalige Amme," erzählte man ihm, „eine Griechin von Geburt. Als junges Mädchen wurde sie durch Seeräuber aus dem Schofse der Familie und aus ihrer Heimat gewaltsam entführt. Die Piraten verkauften sie als Sklavin, und Belisantes Mutter brachte sie einst aus Marseille mit, wo sie das junge Mädchen aus den Händen der räuberischen Gesellen rettete. Kleariste blieb stets eine Fremde unter uns und liebte niemanden als die kleine Belisante. Kein Mensch wufste, warum sie beständig Thränen vergofs und worunter sie litt. Ihren Namen schrieb sie mit Kohle an eine Wand; mehr war von ihr nicht zu erfahren."

„Weshalb wohnt sie nicht hier im Schlosse?" frug Gaston.

„Sie irrte immer dort in den Ruinen umher, wo einst ein Tempel gestanden haben soll, als noch die falschen Götter die Welt beherrschten. Zu jener Zeit soll diese Gegend von Menschen ihres Stammes bewohnt gewesen sein, wie alte Bücher erzählen. Wahrscheinlich weiſs das Kleariste, und deshalb vielleicht hat sie den Ritter gebeten, ihr jene Hütte bauen zu lassen, in welcher sie jetzt lebt. In hellen Nächten sollen dort unter den uralten Pinien mitunter die heidnischen Götter erscheinen. Wer mag jedoch wissen, was daran Wahres ist.“

Gaston frug nicht weiter, doch nahm er sich vor, das ganze Geheimnis der stummen Kleariste und der schönen Belisante zu erforschen.

Die Zeit schwand dahin, und dem glücklichen Raoul träumte nicht einmal im Schlafe von dem, was seinen Freund Gaston so beschäftigte und beunruhigte. Es waren stets so viele Gäste im Hause, daſs Raoul nie Gelegenheit fand, mit Belisante allein zu sprechen, und daſs ihm ihre Seltsamkeiten nicht besonders auffielen. Er gewöhnte sich an ihre Schweigsamkeit und Zerstreutheit, die ihm als sinnige Träumerei erschienen, und zählte mit Ungeduld die Tage bis zu dem Zeitpunkte, wo er sie endlich an sein Herz drücken und mit ihr weit weg nach der festen Burg seiner Väter im Schatten der nördlichen Wälder werde ziehen können.

Einige Tage vor der festgesetzten Hochzeit erging sich Raoul mit Gaston im Garten. Von ungefähr gelangten beide auf eine groſse

Terrasse. Von dieser bot sich eine Aussicht über das ferne Gefilde bis zum blauen Meere, welches im goldigen Abendnebel mit dem feurigen Firmament zusammenflofs, sodafs die weifsen Segel der Schiffe grofsen, langsam dahin ziehenden Vögeln glichen, welche sich im Nebel verloren, vielleicht bis in das Reich der Schatten und Visionen.

Unter dem blühenden Jasmin, der sich von Pfeiler zu Pfeiler der Marmorterrasse hinzog, fanden beide Freunde zu ihrer nicht geringen Überraschung die stumme Kleariste. Sie safs in ihr dunkles Gewand gehüllt, auf einer der Terrassenstufen, und ihr zu Füfsen kniete Belisante, das reizende Köpfchen auf die Knie der Alten gestützt. Ihr Gesicht zeigte diesmal einen lebhaften Ausdruck; sie rührte sich nicht mehr, nachdem sie die beiden Männer erblickt hatte, doch lächelte sie den Troubadour zum ersten Male bewufst an und winkte ihm, näher zu kommen.

„Ich bin Eure Braut, Herr Ritter," redete sie ihn an, „und das gibt mir den Mut, von Euch ein Geschenk zu erbitten."

Der Blick voll unaussprechlichen Zaubers, den sie dabei auf Raoul warf, erfüllte Gaston mit dem ganzen bittern Schmerze der Eifersucht, während Raoul in seiner Begeisterung die Hände wie zum Gebete faltete.

„O, schöne Belisante," rief er, „möchtet Ihr mein Blut und meine Seele verlangen, damit ich Euch meine Liebe beweisen könnte."

„So grausam bin ich nicht," lächelte Belisante unter lieblichem Erröten, „ich bitte um ein weit geringeres Geschenk. Ich hörte einst,

dafs Eure Burgen im kalten Norden hohe Türme und lange, entlegene Gänge zu haben pflegen mit Gelassen, die der Aufsenwelt verborgen sind. Nur um eine solche einsame Kammer für meine alte Kleariste bitte ich Euch, und Ihr müfst mir bei Eurer Ehre schwören, dafs die Schwelle dieses Gemachs weder von Euch noch von irgend jemand aus Eurer Dienerschaft jemals überschritten werde, unter welchem Vorwande es auch sein möge. Meine alte Kleariste liebt die Einsamkeit, und es ist mein Wunsch, ihr diese zu sichern. Ferner verlange ich, dafs weder Ihr noch jemand anders den kleinen Schatz alter Erinnerungen und Andenken zu sehen verlangt, den Kleariste wie heilige Reliquien in einem besonderen Schranke verwahrt hält. Das ist Alles, was ich von Euch verlange. Antwortet mir nur und beweiset mir Eure Liebe, die Ihr mir Tag für Tag so feurig schwört."

Sie reichte Raoul die Hand, welche dieser begeistert ans Herz drückte, dabei unter Schwüren beteuernd, dafs er Alles erfüllen werde, was Belisante von ihm verlangte. Diese schien glücklich, und Raoul belächelte ihren kindlichen Sinn. Nicht so aber Gaston; er hatte in dem Antlitz der alten Kleariste ein seltsam triumphierendes Mienenspiel beobachtet und schlofs hieraus, dafs sich hinter Belisantes scheinbar so bescheidener Bitte ein grofses, ja wohl gar verhängnisvolles Geheimnis verberge. Doch gab er mit keinem Worte dem Freunde hiervon eine Andeutung, denn leider hatten sich niederer Neid und der Dämon der Eifersucht bereits seines Herzens bemächtigt . . .

Die Hochzeit wurde mit ungeheurer Pracht gefeiert, und der Schmaus dauerte den ganzen Tag. Dann führte man dem jungen Paare die Pferde vor. Die edeln Tiere waren mit Sammetdecken behangen mit den eingewebten Wappen Orlandis und Raouls, die Zügel schimmerten von Edelsteinen, die Hufe waren vergoldet.

Belisante verliefs ihre Heimat ohne Tränen und folgte ihrem Gatten ohne Lächeln. Regungslos wie eine schöne Statue safs sie auf ihrem Zelter. Hundert Ritter und Mannen begleiteten die Neuvermählten, und fünfzig Maultiere trugen die kostbaren Hochzeitsgeschenke. Die alte Kleariste safs auf einem breiten Wagen, den vier schwarze Stiere zogen. Schwarze Schleier verhüllten ihr Gesicht; den Kopf in die hohlen Hände gestützt, blickte sie starr auf einen langen Schrein zu ihren Füfsen; er war von Ebenholz und glich mit seinem mit Perlmutter ausgelegten Deckel einem Sarge. Nicht nur die Augen der Alten ruheten auf dem Schreine, auch die süfsen Taubenblicke Belisantes richteten sich beständig darauf und wichen Raoul aus, der hierüber betrübt war. Seine Verstimmung wuchs und begann sich endlich auch in den Mienen seiner Begleiter zu zeigen; denn wahrlich! Diese Brautfahrt schien eher einem Leichenbegängnisse zu gleichen, und jedem, der Belisantes blasses Antlitz sah, ahnte Unheil. Dieser Eindruck wurde immer stärker, je mehr man sich Raouls Heimat näherte. Als die sonnigen Gefilde des Südens im Nebel verschwunden waren und Belisante in die dunkeln Wälder einzog und die stöhnende Musik der Nadelholzbäume ihr ins

Ohr tönte, da füllten sich ihre schönen Augen mit Tränen. Als aber endlich die drohenden Wälle und die in die Lüfte starrenden Türme der Burg Raouls, von grofsen schwarzen Vögeln umkreist, in den Gesichtskreis traten, da liefs Belisante unter einem schweren Seufzer ihr schönes Haupt auf die Brust sinken und fiel in eine tiefe Ohnmacht. Sie glich einer Sommerblume, welche ein Schneesturm geknickt hatte.

Gastons Herz erstarrte bei diesem Anblick. Er verabschiedete sich von seinem Freunde und ritt nach seiner Burg Tressillon. Inbrünstig betete er zu Gott, dafs er ihm die Kraft verleihen möge, seine Leidenschaft zu besiegen und Belisante zu vergessen.

Wie ein Einsiedler lebte er auf Tressillon, doch das Bild der schönen Belisante erlosch nicht in seinem Herzen, und nachdem ein Jahr verflossen war und Raoul ihm die Botschaft sandte, dafs Belisante ihm Zwillinge geboren habe, ein wundervolles Mädchenpaar, so schön wie der Abendstern, da kannte Gaston keine andere Sehnsucht mehr, als Belisante wiederzusehen und dann zu sterben.

Auf Flügeln der Liebe eilte er in die Burg seines Freundes, und mit klopfendem Herzen genofs er den Anblick Belisantes. Sie hatte sich nicht um einen Schatten verändert; immer noch war ihrem Auge jener unerforschliche Ausdruck eigen, immer noch zeigte sie die frühere Gleichgültigkeit gegen Raoul, ihren Gatten, und selbst die engelhafte Schönheit der beiden goldlockigen Mädchen, welche sie unter dem Herzen getragen hatte, vermochte

sie nicht zu einem Lächeln zu erwärmen. In Gaston aber erwachte nicht nur eine doppelt so mächtige Leidenschaft zu dem Weibe seines Freundes, als er sie bisher in sich genährt hatte, sondern mehr denn je empfand er auch das Verlangen, den Schleier des Geheimnisses zu lüften, welches dieses seltsame Wesen umgab.

Hatte sich Belisante der Zauberei ergeben, einer Kunst, welche als Gotteslästerung galt? Hatte sie ihre reine Seele dem Fürsten der Finsternis verkauft? Ähnliche Fragen stellte sich Gaston Tag für Tag, und der Schlaf mied seine Augenlider. Ganze Nächte irrte er in den Gängen der Burg, in den Höfen und im Garten umher, und seine Wangen erbleichten immer mehr und mehr.

In einer klaren Mondnacht, als er, geschreckt durch quälende Fieberphantasien, aus einem kurzen Schlummer erwacht war, sprang er von seinem Lager auf, hüllte sich in seinen Mantel und verliefs sein Gemach in der Absicht, im Garten seine heifse Stirne abzukühlen. Er verirrte sich jedoch in den Korridoren und stand plötzlich vor einer schmalen Wendeltreppe, welche in einen hohen Turm hinaufführte.

Ohne sich einer bestimmten Absicht bewufst zu sein, erstieg er den Turm. Atemlos hielt er in einer langen Galerie inne, welche den Turm mit einem andern Teile der Burg verband. Das eine Ende der Galerie verlor sich in weiter Entfernung, am andern, näher gelegenen Ende bemerkte Gaston die Türe irgend eines Gemaches. Aus dem dichten Schatten des Ganges tauchte in diesem Augenblicke eine

hell schimmernde Erscheinung auf, die im Mondenlichte näher und näher heranschwebte Diese fast durchsichtige Vision war die schöne Belisante.

Rasch, aber unhörbar tat Gaston einen grofsen Schritt nach der rückwärts liegenden Treppe, auf welcher er heraufgekommen war, und drückte sich in den Schatten einer tiefen Nische, den Atem anhaltend.

Belisante schwebte, fast ohne den Fufsboden zu berühren, immer näher. Ihre Augen waren geschlossen und auf ihrem Antlitz strahlte eine an Wahnsinn grenzende Begeisterung. Sie kam Gaston so nahe, dafs er ihre Atemzüge hörte, doch bemerkte sie ihn nicht, sondern schritt bis zu jener in die Galerie mündenden Türe, wo sie leise anklopfte.

„Du rufst mich, mein Gebieter, mein Gemahl!“ flüsterte sie und eine sanfte Röte übergofs ihr Antlitz und ihren im Mondenlichte schimmernden Nacken.

Langsam öffnete sich die Türe, in welcher die alte Kleariste erschien. Sie hatte um den Kopf einen silberschimmernden Schleier geschlungen, ihr langes weifses Haar wallte über einen roten, golddurchwirkten Mantel herab, der ihre Gestalt umhüllte. In den Händen hielt sie einen goldenen Kranz von überaus kunstvoller Arbeit, dessen zarte Blätter und Blüten im Luftzuge erzitterten. Diesen Kranz setzte sie auf Belisantes Stirn und befestigte ihn mit einer Diamantnadel in dem rabenschwarzen Haar, dann schlang sie ihre Hände um Belisantes Schultern, zog sie sanft in das Gemach und die Türe schlofs sich wieder.

Gaston schlich jetzt aus seinem Versteck hervor und lauschte. Aus der Kammer tönte es wie leiser Gesang und gedämpftes Flüstern. Durch die Fugen der Türe drang süſser Weihrauchduft herauf auf den Gang. Gaston erbebte vor Erwartung und Aufregung. Es sollte ihm endlich vergönnt sein, das Geheimnis zu durchschauen, welches ihn so lange schon beunruhigt hatte! Er trat ganz nahe an die Türe heran, und seiner männlichen Würde und ritterlichen Tugend vollkommen vergessend, brachte er sein Auge an das Schlüsselloch.

Sein Herz stockte vor Schauer über das, was er erblickte.

Auf einem silbernen Lager, zur Hälfte mit einem schweren, kunstvoll gewebten Stoffe verhüllt, lag eine Statue von hinreiſsender Schönheit. Es war die Gestalt eines Jünglings, aus weiſsem Marmor gemeiſselt. Darüber ergoſs sich ein bläuliches Licht, welches von altertümlichen Leuchtern und Lampen herabstrahlte. Rund um das Lager standen silberne Körbchen mit Obst gefüllt, bemalte Gefäſse von edlen Formen voll bunter Blumen und goldene Flaschen mit Öl, welches die Kammer mit den süſsesten Gerüchen durchströmte.

Die bleiche schöne Belisante stand vor der Statue; ihre Hände waren über der Brust gekreuzt, ihr begeisterter Blick ruhete auf der Stirne des Marmorbildes, sie küſste die Edelsteine, welche demselben als Augen eingesetzt waren.

Während dem Belisante verzückt die marmorne Statue bewunderte, warf Kleariste wohlriechende Kräuter in das auf einem kupfer-

nen Dreifuſs brennende Feuer. Zur unausſprechlichen Verwunderung Gastons begann die vermeintliche Stumme mit leiser Stimme geheimnisvolle Worte zu singen. Hierauf öffnete sie das gegen Mitternacht gelegene Fenster, nahm ihren Purpurmantel ab, warf ihn über die Statue und löschte die Lichter aus. Bei dem Flimmern des Feuers auf dem Dreifuſse kniete sie nieder, löste ihr weiſses Haar auf und begann zu schluchzen und zu klagen.

„Adonis, Adonis, Adonis!" rief sie. „Du bist in das Land der Schatten und Gespenster eingegangen, und dorthin folgen Dir unsere Tränen nach. Wir trauern um Dich, wie die Berge und Wälder um Dich trauern. Wir hüllen uns in Trauer, wie der Himmel sich in Trauer um Dich hüllt. Es liebte Dich die goldbekränzte schöne Göttin, die dem Schaume des weiten tosenden Meeres entstieg, und auch die Göttin der Schatten und Gespenster, die Königin des Todes, wurde von Sehnsucht nach Dir erfaſst und zog Dich zu sich in die Tiefe hinab, in die Fluren der Dämmerung und Finsternis. Du entschwandest uns, du holder Gott. Dein Blut färbte die Erde und daraus entstand die rote duftige Blume. Diese Blume küssen unsre Lippen und unsre Tränen sind ihr Tau! Kehre zu uns zurück, Du Holder, du Lieber, du Süſser!"

Die Alte schwieg und Belisante weinte still.

Bald darauf stand Kleariste wieder auf, zündete die Lichter in den goldenen Leuchtern

an, brachte ihr Haar in Ordnung und nahm ihren Purpurmantel wieder von der Statue weg.

„Heil Dir, Du strahlender Gott!“ jauchzte sie auf, „heil Dir und Dank! Du bist zu uns zurückgekehrt aus den dunkeln Gefilden des Todes; segne uns, Adonis, ebenso wie wir Dich segnen!“

Hierauf ergriff sie eine lange Flöte und liefs eine jauchzende Melodie ertönen.

Belisante rückte sich den goldenen Kranz zurecht; in ihrem Antlitz flammte eine dunkle Röte auf, aus ihren halbgeschlossenen Augen schossen Blitze, und in wildem Tanze flog sie um die Marmorstatue umher; ihre Füfse schienen beflügelt, so rasend schnell wirbelte sie durch das Gemach; ihr weifser Busen wogte unter dem leichten, glänzenden Gewande und die wunderbaren Umrisse ihres lieblichen Körpers wetteiferten mit den Linien der Marmorgestalt um den Schönheitspreis.

Endlich sank sie erschöpft zu Boden, nahm aus den Gefäfsen einige Blumen und überstreuete damit die Statue, während die Alte aus goldenen Phiolen wohlriechendes Öl auf den Fufsboden träufelte.

„Nur Dich, nur Dich allein liebe ich, Adonis!“ rief begeistert Belisante, „Du bist mein Gott! Dein ist meine Seele auf ewig! Rufe mich, und ich will Dir ins Schattenland der Toten folgen, wo keine Sonne aufgeht und keine Sterne erstrahlen. Rufe, und ich folge Dir bis in den Abgrund der Hölle!“

Gastons Haar sträubte sich vor Grausen, und jetzt, bei dem Glanze so vieler Lichter, fiel ihm die offenbare Ähnlichkeit der beiden

Kinder Belisantes mit den Zügen des weifsen Marmorbildes besonders auf. Er erzitterte so heftig, dafs er an die Türe stiefs.

Ein leiser Schreckenschrei ertönte von den Lippen der beiden Frauen.

„Es war blofs der Wind," flüsterte die Alte, beeilte sich jedoch, die Lichter und die Flamme auf dem Dreifufs auszulöschen.

Schnell und leise schlich Gaston zurück in die Nische. Kaum hatte er sich darin verborgen, als die Tür sich langsam öffnete und Kleariste auf der Schwelle erschien. Nachdem sie sich nach allen Seiten vorsichtig umgeblickt hatte, winkte sie in die Kammer hinein. Die weifse, fast durchsichtige Gestalt Belisantes schlüpfte in den Gang und die Wolke der Wohlgerüche wälzte sich hinter ihr her. In dem hellen Strome des Mondenlichtes schwebte sie weiter und weiter, bis sie in der Finsternis verschwand. Gaston trat aus der Nische hervor und zog sein Schwert Die unwiderstehliche Schönheit Belisantes hatte in seiner Brust aufs neue einen Sturm der Leidenschaft entflammt; er war keines anderen Gedankens mehr fähig und kannte keine andere Sehnsucht als dieses unvergleichliche Weib an sein sündhaftes Herz zu drücken. Selbst das Grauen, welches sie in ihm hervorgerufen hatte, regte sein überwallendes Blut auf; ihn scheuchte nicht die Hölle, die ewige Marter schien ihm unbedeutend gegen den Himmel ihrer Liebe; er schrak vor keinem Dämon zurück, sondern war bereit, mit ihm um dieses bleiche, liebreizende Weib zu kämpfen Es unterlag keinem Zweifel, dafs die Marmorstatue eine

mächtige Anziehungskraft auf Belisante ausübte, hatte sie doch selbst gesagt, dafs sie ihr folgen wolle, wohin immer es sei. Daher beschlofs Gaston, sich vor allem des Marmorbildes zu bemächtigen; dieser Dämon selbst sollte seiner flammenden Leidenschaft dienstbar werden.

Er stürmte zur alten Kleariste hinein. Es war dunkel in der Kammer, denn das Fenster war verhängt.

„Zünde Licht an!“ herrschte er mit Donnerstimme.

Wie gewöhnlich, stellte sich Kleariste stumm, indem sie allerlei Gebärden machte.

„Deine Verstellungskünste sind vergeblich,“ rief Gaston, „ich lauschte vor der Türe und hörte Dich reden und singen; ich sah die Statue und die tanzende Belisante. Hörst Du? Belisante sah ich! Und wenn Himmel und Hölle sich sträuben — ich erzwinge mir die Liebe dieses Weibes!“

Vernichtet sank die alte Kleariste vor Gaston nieder. „Gnade!“ jammerte sie und umfafste seine Knie...

„Zünde Licht an!“ wiederholte Gaston unerbittlich. Da sie sich jedoch nicht rührte und zu seinen Füfsen wimmerte, so rifs er das Fenster auf, und der Strom des Mondenlichts überflutete das Gemach. Gaston rifs nun den Mantel, welcher die Statue bedeckte, herab, und in schneeigem Weifs erglänzte die wunderbare Adonisgestalt vor seinen Blicken. Die Edelsteine, welche die Augen bildeten, sprüheten Sternenglanz und Funkenregen. Etwas wie Bewunderung durchzuckte das Herz Gastons.

Doch plötzlich stand das Bild der tanzenden Belisante wieder vor seinen Augen; er sah ihre weifsen Glieder erglänzen, schneeiger als der Marmor: er sah ihr reizendes Haupt, wie gebeugt unter der Schwere des goldenen Kranzes; er sah ihre halbgeschlossenen Augen, aus denen violette Blitze schlugen, sah den Strom ihres schwarzen Haares, in bläulichem Glanze bis zu den Fersen herabwallend einem Bache gleich. Dieses Bild verdrängte jeden andern Gedanken in ihm. Er blickte sich nach Kleariste um. Sie stand jetzt vor ihm, erhaben wie eine Priesterin.

„Fühlst Du die Macht dieses Gottes?“ frug sie ihn und deutete auf die Statue.

„Ich fühle die Macht Belisantes!“ rief er, „sie hat mich bezaubert, aber Deine Zauberei wird niemals einen Götzendiener aus mir machen. Gibst Du dieses Weib in meine Hände?“

„Niemals!“ antwortete die Greisin kurz und stolz.

„Dann verrate ich Dich und überliefere Dich dem Scheiterhaufen. Zittre vor mir, Du Götzendienerin, die Du falsche dunkle Götter anbetest!“

„Falsche Götter sind Deine mit Blut befleckten Heiligen,“ entgegnete sie mit verächtlichem Lächeln; „Dein Glaube ist dunkel wie dieser ewig umwölkte Himmel, so traurig wie Deine Heimat, die das Lächeln der Sonne entbehrt! Ich verehre die Götter des Lichts, die Ihr mit Eurem Kreuze verscheucht habt. Was half es, dafs man mich aus dem Schofse meiner Familie rifs? Nimmer konnte ich doch

die alten Götter vergessen, welche damals herrschten, als die Welt noch von Schönheit und Glück erstrahlte. Man schleppte mich in feuchte Wälder, stürzte mich in den Abgrund der Schande, sodafs ich es vorzog, stumm zu scheinen, um niemals aussprechen zu müssen, was ich erduldete. Doch genug hievon. Wisse, dafs Belisante selbst es war, die unter dem Schutte der Tempelruinen diese Statue gefunden hat. Adonis erschien ihr im Traume, und sie liebt ihn als ihren Gott und ihren Gatten. Du siehst, dafs ich Dir nicht zu willen sein kann nicht sein darf! Bevor ich deinen Wunsch erfülle, sterbe ich lieber auf dem Scheiterhaufen. Tue, was Dir beliebt; aber vergifs nicht, dafs auch Belisante jene Götter anbetet, die Du falsche nennst, und dafs daher auch ihr der Scheiterhaufen droht."

Nach diesen Worten lachte die Greisin dämonisch auf. Dieses Gelächter und der schadenfrohe Blick, der es begleitete, brachten Gaston derart aufser sich, dafs er die Alte bei ihren langen weifsen Haaren packte und ihr die Spitze seines Schwertes an den Hals setzte.

„Willst Du Dich meinem Willen fügen?" frug er mit heiserer Stimme.

„Niemals!" antwortete sie stolz und ruhig. „Erfülle Deine Drohung, Du feige Memme, Du Frauenwürger! Hänge ich doch nicht mit Liebe an diesem Leben und der Tod erschreckt mich daher nicht."

Gaston warf sein Schwert zur Seite.

„Nun wohlan denn, in den Abgrund mit Dir, Du Teufelin!" schäumte er, und schleppte die Greisin zum offenen Fenster.

Das Brausen des wilden, unten in der Tiefe vorbeitosenden Stromes drang durch die Stille der Nacht zum Turme empor. Die Griechin erbebte in plötzlicher Furcht, aber zu bitten vermochte sie nicht; sie schlofs nur die Augen. Ohne Erbarmen mit ihrem weifsen Haar hob Gaston sie aufs Fenster, hielt sie einige Augenblicke über dem Abgrunde und liefs sie dann fallen...

Ein grausiger Aufschrei... ein schwerer Fall... ein Plätschern des schwarzen Gewässers tief unter dem Felsen... Dann trat wieder Stille ein, eine grausige Stille, in welcher Gaston nur das Klopfen seines Herzens vernahm...

Im sanften Mondenlichte glänzten unten auf dem Flusse gröfsere und immer gröfsere Kreise, bis sie das Ufer erreichten und verschwanden. Mit ihnen verschwanden die letzten Spuren einer schrecklichen, durch Gastons Hand vollbrachten Tat...

Niemand in der Burg vermifste die alte Kleariste; denn sie hatte sich nur äufserst selten unter den übrigen Burgbewohnern sehen lassen.

Gaston vermutete, dafs Belisante sich jede Nacht zu Klearistes Gemach hinaufbegebe und dort vergebens an die Türe poche, denn er sah sie zusehends welken, da sie enttäuscht von ihren nächtlichen Wanderungen heimkehrte. Wiederholt schofs ihm der Gedanke durch den Kopf, sich in Klearistes Kammer zu verbergen und Belisante zu erwarten, um sich ihrer zu bemächtigen; aber die Erinnerung an seine

dort vollbrachte Tat schreckte ihn von diesem Plane zurück.

Endlich sagte er zu Raoul, dafs er auf seine Burg Tressillon zurückkehren müsse, und traf seine Zurüstungen. In der Nacht vor seiner Abreise schlich er sich in die Kammer der alten Kleariste, wickelte die Statue in den Purpurmantel und legte sie in den Schrein. Diesen liefs er sodann an starken Stricken durch das Fenster hinab in das Schilfrohr des Flusses.

Am andern Morgen nahm er Abschied von Raoul. Statt nach Tressillon ritt er jedoch in die nächste Stadt, mietete dort ein Schiff und kehrte auf diesem mit einigen vertrauten Dienern unter die Burg Raouls zurück. In der Abenddämmerung wurde die Statue aus dem Schilfe gezogen, und mit diesem Schatze begab sich Gaston nach seiner Burg Tressillon.

Dort stellte er in einem besondern Gemache die Statue auf, das Antlitz der Burg Raouls zugekehrt, und wartete nun ungeduldig auf den weitern Verlauf der Dinge. Er war sicher, dafs Belisante dem Zauber der Statue unterliegen müsse und dafs der Dämon selbst sie herbeilocken und damit in seine Hände geben werde. Und er irrte sich nicht.

Eines Tags, als Gaston gerade vor dem Marmorbilde stand, ertönte vom Turme des Wächters Horn. Ans Fenster tretend, erblickte Gaston die schöne Belisante vor seiner Burg. Sie safs auf ihrem weifsen Zelter, mit einem langen weifsen Gewande angetan, wie in jener verhängnisvollen Nacht. Ihr schwarzes Haar wallte im Winde, und auf ihrer Stirne, die

blässer und durchsichtiger erschien als je zuvor, strahlte im Sonnenlichte der goldene Kranz.

Gaston befahl sogleich, die Zugbrücke herabzulassen, und eilte Belisante entgegen. Sie ritt in den Hof ein, wo er ihr vom Pferde herabhalf. Nun erst bemerkte er, dafs ihr Antlitz wie versteinert schien und ihre Augen geschlossen waren. Ein tiefer Seufzer wie der eines Sterbenden entrang sich ihren Lippen.

„Er ruft mich, und hier bin ich,“ lispelte sie. „Oh, führe mich rasch zu ihm.“

Während sie sprach, blieben ihre weifsen, sanft geröteten Lider geschlossen, aber es schien, als ob ihre veilchenblauen Augen durchschimmerten.

Gaston führte sie die Treppe herauf, aber nicht zu der Statue, sondern in sein eigenes Gemach.

Dort fiel er ihr zu Füfsen, und unter einem Strome brennender Tränen gestand er ihr seine wahnsinnige Liebe, seine Pein und sein Verbrechen.

Stumm und kalt stand Belisante vor ihm. Als er geendet hatte, sagte sie leise: „Führe mich zu ihm.“

Da umschlang Gaston sie leidenschaftlich und wollte ihre Purpurlippen, ihre süfsen Veilchenaugen küssen. Voll Entsetzen prallte er jedoch zurück und seine Haare sträubten sich, denn es schien ihm, als ob er eine erkaltete Leiche umarme. Er liefs sie los und floh von hinnen. In seinem Inneren war er gewifs, dafs dies nicht Belisante, sondern ihr Geist sei ... Um Hilfe rufend, durchirrte er

angstvoll die Gänge der Burg. Doch ermannte er sich bald wieder und kehrte zurück.

Da saſs Belisante auf der Schwelle des Gemachs, bleich und regungslos, ohne jedes Lebenszeichen . . .

So verharrte sie drei Tage und drei Nächte. Von ihren Haaren ging ein Lichtschein aus, ihre Augen leuchteten wie Mondenschimmer, der goldene Kranz auf ihrem Haupte schien von glühendem Eisen zu sein, ihre weiſse Stirn leuchtete durch die Nacht . . .

Auf der ganzen Burg wagte niemand ein lautes Wort zu sprechen. Die Bewohner drängten sich in dem dämmergrauen Gange wie am Lager eines Sterbenden. Man betrachtete Belisante wie eine Heilige, und manche Träne fiel still zur Erde. Wenn ihre süſse träumerische Stimme, zeitweilig unverständliche Worte lispelnd, wie der Gesang eines sterbenden Schwans ertönte, meinten viele, das Herz müsse ihnen brechen. Auf der Stirne des verzweifelnden Gaston aber stand heller Schweiſs.

Am Morgen des vierten Tages ertönte vom Turme abermals das Horn des Wächters, und in der Sonne blitzten die Waffen eines zahlreichen Heeres von Rittern und Reisigen. An der Spitze befand sich Raoul. Ein Herold trat bis dicht an die Burg heran, und mit heller, mächtiger Stimme, die wie die Glocke einer Kathedrale klang, donnerte er die Worte herauf: „Gaston von Tressillon, Du bist ein ehrloser Verräter, und Dein Name wird verachtet sein wie der Name eines Hundes bei allen kommenden Geschlechtern. Mit Zauberei und mit teuflischen Künsten hast Du das makellose

Weib Deinem treuen Freunde abgelockt, und darum Schande Dir und Schmach! Wir haben zu Gott und seinen Heiligen geschworen, dafs Dich für dieses Verbrechen die verdiente Strafe treffen solle. Deine Burg wird erstürmt und der Erde gleich gemacht werden, und Du, Verräter und Schmach des gesammten Rittertums, endest durch das Schwert, und Dein Leichnam soll nicht begraben werden und dem wilden Getier des Waldes zum Frafse dienen."

Als der Herold schwieg, erschollen Kriegsfanfaren,. Die Ritter schwangen die blitzenden Schwerter und schlugen damit an die Lanzenschäfte und Schilder an, sodafs die Morgenluft von wildem Getöse erdröhnte und die Felsen den Widerhall zurückgaben.

Aber Gaston rief nicht seine Mannen und Reisige. Er befahl, die Zugbrücke herabzulassen und die Tore zu öffnen, und allein, ohne Waffen, mit entblöfstem Haupte, trat er aus der Burg heraus. Er ging geradenwegs auf Raoul zu, bat ihn, mit seinem ganzen Heere einzuziehen, und führte sein Pferd demütig am Zügel.

Die Überraschung war grofs. Jeder glaubte überzeugt zu sein, dafs Gaston unschuldig sei und dafs Raouls Weib nicht unter seinem Dache weile. Aber Gaston führte seinen Freund schweigend dorthin, wo Belisante wie leblos safs.

„Meine Seele ist mit Trauer und Verzweiflung erfüllt," begann Gaston; „ich bin schuldig; töte mich und gib meinen Leib den

wilden Tieren des Waldes preis, es ist mir gleichgültig. Ich liebe Belisante, wie vielleicht noch niemals ein sterbliches Weib von einem Manne geliebt worden ist, und ich bin Dein unglücklicher Nebenbuhler; aber um eines Andern willen ist Dein Weib auf meine Burg gekommen."

Dann wandte er sich zu Belisante und sprach: „Stehe auf, Weib, ich führe Dich zu ihm, nach dem Deine Seele verlangt."

Belisante erhob sich, lächelte süfs, neigte ihr Haupt auf die Brust und schritt hinter Gaston einher; Raoul folgte.

Gaston führte beide in das Gemach, wo die Statue stand, bedeckt mit dem golddurchwirkten Purpurmantel, welcher einst der unglücklichen Kleariste gehört hatte. Gaston rifs den Mantel herab. Belisante jauchzte laut auf und öffnete die Augen, welche wie Sterne glänzten, während ihre bleichen Wangen zugleich erblüheten wie Rosen. Sie sank in die Knie und breitete ihre weifsen Arme aus. Der Ton ihrer Stimme klang süfser als des Waldvögleins Gesang im blühenden Gebüsch, indem sie sagte: „Noch niemals sah Dich Belisante lieblicher als heute, Adonis, Du Herrlicher; so reizend wie jetzt, erschienst Du mir nur damals, als ich Dein weifses Bild im Schutte Deines Tempels gefunden hatte, als Dich die heilige Luna küfste und die Strahlen Deiner geliebten Augen mir ins Herz drangen. Und man hat Dich mir genommen und vor mir verborgen. Oh, wie meine Seele nach Dir dürstete, mein Adonis!"

„Sündiges Weib! unglückliches und gottvergessenes Weib!“ rief Raoul, den Schauer, der ihn in Stein zu verwandeln drohete, von sich abwehrend. „Oh, Belisante, Du meine weifse Blüte! Wehe mir! Was tust Du? was sprichst Du?“

Doch sie lächelte nur. „Ich liebe ihn,“ sagte sie zu Raoul, „er schwebte stets vor meiner Seele, und deshalb sah ich nur ihn, nur ihn allein, und Welt und Menschen galten mir nichts. Meine Kleariste, stumm für die ganze Welt, welche sie hafste, erzählte mir von den vertriebenen Göttern; ich lauschte ihr und hörte in stillen lichten Nächten ihre lispelnden Stimmen und sah ihre heiligen goldigen Schatten durch die Nacht glänzen. Und er, Adonis, erschien mir im Traume in seiner Jünglingsschönheit, er sprach zu mir und ich liebe ihn. Ich verhehlte meine Liebe und führte ein trauriges Leben. Nur das beseligte mich, dafs ich unablässig von ihm träumen durfte, aber so oft ich aus diesem Träumen erwachte, trauerte ich um ihn. Jener Mann, der sich Dein Freund nennt, erschlich listig mein Geheimnis und vernichtete mich; denn ich verfalle jetzt Deinem Gerichte. Ich hasse diesen elenden Verräter so, wie ich meinen süfsen Adonis liebe.“

Ihr Blick mafs Gaston verachtungsvoll und entfachte in seiner Brust einen Sturm des wildesten Hasses. Am liebsten hätte er sie und Raoul, die Statue und sich selbst vernichtet. Das Blut sauste ihm in den Ohren, hämmerte in seinen Schläfen und flimmerte ihm vor den Augen. An einem Pfeiler des Gemaches hing ein schwerer alter Streitkolben. Mit einem

Satze riſs er ihn herab, und mit aller Wucht führte er damit einen Schlag auf die Statue. Ein Funkenregen stob aus dem Marmor; in Splitter verwandelt flog der reizende Kopf in alle Winkel des Gemachs. Ein Ton wie von einer zerrissenen Saite klang durch die Luft, zugleich aber auch ein furchtbarer Aufschrei der schönen Belisante. Sie erhob die Hände, als ob sie die Statue schützen wollte; sie seufzte tief auf, als wäre ihr das Herz gebrochen, wankte und fiel schwer wie ein Stein zu Boden ... Ihr Kopf streifte die Marmorfüſse der unheilvollen Statue, der goldene Kranz fiel ihr auf die Schulter herab, und die Veilchenaugen schlosen sich und erloschen auf ewig ...

So erzählte der greise Eremit den beiden Freunden Amis und Amil. Nach den letzten Worten brach er in einen herzbrechenden Jammer aus, warf sich vor dem Grabmale Belisantes nieder und sagte schluchzend: „Wisset, jener unglückliche Gaston von Tressillon bin ich selbst. Auf meinen Armen trug ich die tote Belisante hierher und begrub sie. Hier beweine ich sie, und hier werde ich sterben. Raoul starb im heiligen Lande, aber die Zwillinge, welche ihm Belisante geschenkt hatte, wurden im Kloster auferzogen und erfuhren niemals das Unglück ihrer Eltern. Später vermählten sich die beiden schönen Jungfrauen und wurden Eure Mütter. In einer und derselben Nacht gebaren sie Euch und ein Jahr darauf starben sie in der gleichen Stunde. Eure Väter zogen als Pilger mit Euch nach Rom, und dort wurdet ihr getauft. Der Verwunderung über Euere Ähnlichkeit war kein Ende; ich aber

wundere mich nicht, denn so wie ich Euch jetzt vor mir sehe, so sah ich einst jenes reizende Marmorbild des Adonis, so sah ich es zuerst in jener folgenschweren Nacht, in der ich Belisante und Kleariste belauschte. Als ich Euch im Walde erblickte, flüsterte es in meinem Herzen, dafs meine letzte Stunde nahe, und deshalb bekannte ich Euch meine Sünden. Die längst vernarbten Wunden meines Herzens bluten jetzt von neuem, und darum bitte ich Euch im Namen des gnädigen Gottes, dafs Ihr mich nun meiner Einsamkeit überlassen möget bei diesem teuern Grabe . . ."

III.

Jolante.

Amis und Amil entsprachen der Bitte des Einsiedlers und liefsen ihn allein. Hand in Hand schritten sie den schmalen Weg hinauf, zurück in den Felsensaal und lange noch hörten sie das verzweifelte Schluchzen des unglücklichen Gaston von Tressillon.

Sie erreichten die hochgewölbte Grotte und liefsen sich dort schweigend auf einem bemoosten Felsblock nieder; die grofse helle Mondscheibe leuchtete durch die riesigen Felsenklüfte und übergofs die goldenen Locken der beiden Ritter mit feenhaftem Schimmer, und die erhabene Ruhe dieses blassen Pilgers am azurnen Himmel stillte die schmerzliche Erregung, welche sich durch Gastons Erzählung der beiden jungen Männer bemächtigt hatte.

So safsen sie lange wortlos. Das Haupt Amils ruhete auf der Schulter des Freundes. Amis streichelte innig wie eine Mutter seine langen Locken und blickte ihm ernst und traurig in das tränenfeuchte Auge. „Mein Amil,“

sagte endlich Ami s. „Deine innere Bewegung verrät mir, wie Dein immer noch kindlicher und träumerischer Sinn bei jeder Berührung schmerzlich erzittert, gleich einer zarten Blüte."

„Und Dein ernster Blick und der feste Ton Deiner Stimme," entgegnete Amil, „künden wieder mir, mein teurer Amis, dafs Deine Seele im Feuer der Leiden gehärtet ist wie Stahl. Du hast gelitten. Leidest Du vielleicht noch? Oh, sage, dafs ich mich irre!"

„Mein Amil, sprich jetzt nicht von meinen Schicksalen, sondern sage mir lieber, ob Du glücklich bist."

Nachdenklich schüttelte Amil das Haupt. „Mein geliebter Freund," sprach er, „ich kann mir diese Frage selbst nicht beantworten. Gegenwärtig bin ich allerdings glücklich, weil ich Dich habe, und meine Bangigkeit ist in der Tiefe meiner Seele begraben, wie eine düstre Wolke, die sich in die Meeresfluten senkt, wenn die Sonne siegreich hervorbricht."

„Deine Bangigkeit?" frug Amis.

„Ach!" seufzte Amil, „mein Herz scheint nur eine weite Wüste zu sein, und die Erzählung von Belisantes Liebe erinnert mich schmerzlich an meine Vereinsamung."

„Wie soll ich Dich verstehen?" wunderte sich der Freund.

Nach kurzem Schweigen begann Amil: „Wo immer ich einkehre, auf den Burgen der Ritter, an den Höfen der Könige, überall höre ich die Liebe, ihren Schmerz und ihre Wonne besingen; aber mein Herz bleibt teilnahmlos. Kühl blicke ich in die Augen der berühmtesten Schönheiten, und nie schlug dabei mein Puls

*

rascher. Das erzeugte eine tiefe Schwermut in mir. Warum vergönnt Gott mir nicht auch jene Gabe, die doch jedermann beseligt? Ist die Liebe Wirklichkeit oder ist sie Täuschung? Nur ein Traum? So frug ich mich unzählige Male, und zuletzt verspottete ich dieses Gefühl, welches die Vernünftigsten zu Narren macht, und pries meine Vernunft, die niemals dieser Täuschung unterliegt."

„Nun und weiter?" frug Amis, als der Freund stillschwieg.

„Da geschah es," fuhr Amil fort, „dafs ich einstmals frohen Sinnes durch einen Wald ritt und mich darin verirrte. Ich fand mich in einem kleinen Tale, das ich vordem noch nie erblickt hatte, trotzdem ich jenen Wald und alle seine Wege und Stege genau kannte. Während ich mich noch verwunderte, wie ich hierher geraten sei, erbebte plötzlich mein Herz: aus dem feuchten Sommergrase wuchs eine wunderschöne Blume hervor, eine Lilie, weifs wie frisch gefallener Schnee. Sie wiegte sich auf dem zarten Stengel, der Duft, der ihr entquoll, war wie Sternenglanz und erfüllte meine Seele wie mit magischem Lichte. Es war mir, als sähe ich den Himmel weit offen, seine Tiefen waren mir kein Geheimnis mehr, und die Erde und ihre Abgründe lagen wie ein offenes Buch vor mir, und ich glaubte Flügel zu haben. Meine Hand streckte sich nach dieser weifsen Zauberblüte aus, aber ich vermochte sie nicht zu brechen, denn meine Finger versagten mir den Dienst. Tränen rannen mir aus den Augen und ich fühlte, wie unwürdig ich sei, diese himmlische Blüte mein

zu nennen. Ich kannte keinen andern Wunsch mehr als entweder hier zu sterben oder sich in einen harten, regungslosen Stein zu verwandeln, um ewig diese weiſse Lilie betrachten zu dürfen."

Nach diesen Worten barg Amil seine glühenden Wangen in den zitternden Händen.

„Und was geschah weiter?" frug Amis ernst.

„Die Blume verschwand vor meinen Blikken wie auch das Tal selbst, und ich stand wieder im Walde," sagte Amil. „Da erst ward ich mir bewuſst, daſs Alles nur eine Vision gewesen war; aber wie liebliche traurige Musik tönte es in meiner Seele; wie diese Lilie, so ist die dem Himmel entsprossene Liebe. — Niemals mehr verspottete ich die Liebe, und seit diesem Augenblicke war der Wunsch, daſs eine ähnliche Lilie in meinem Herzen erblühen möchte, mein steter Begleiter. Doch vergeblich, ach! vergeblich ist mein Sehnen; mein Herz ist ein unfruchtbarer Felsen, und mein Wesen gleicht jener Statue, die von Belisante, der Mutter unserer Mütter, geliebt wurde. Oh, sage mir, ist das nicht des Himmels Fluch, der mich verfolgt für die Verirrung unsrer Ahne?"

Da umarmte Amis seinen Freund und erwiderte, ihn fest an sein Herz drückend: „Beruhige Dich, Amil, die weiſse Lilie wird in Deinem Herzen erblühen, und ich bitte den grundgütigen Gott, daſs Du in der Liebe glücklich werdest und keine Enttäuschung erleben mögest wie ich."

„O wehe! Du bist also nicht glücklich?“ rief Amil, „Du hast Dich getäuscht? Du leidest?“

Amis legte ihm jedoch rasch die eine Hand auf die Lippen. Mit der andern zeigte er auf die gegenüber liegende Felswand. Dort stand wie ein hoher dunkler Schatten der Einsiedler, welcher leise in die Grotte getreten war.

Die Freunde erhoben sich, und Amis trat zu dem Greise. „Wir gehen wieder weiter,“ sagte er; „Friede und Ruhe sei mit Euch, Vater, und Gottes Erbarmen. Ewige Vergessenheit bedecke das, was Ihr uns heute erzählt habt. Gott ist gnädig, und er wird Euch vergeben, wie er Belisante vergeben hat, und wie wir, ihre Nachkommen, ihr vergeben.“

Wortlos stand der Klausner da. Er erhob nur segnend seine Hände über die beiden Freunde.

Diese begaben sich nach der Wiese hinab, wo ihre Gefährten und Reisigen um die Feuer lagerten. Auf ein gegebenes Zeichen bestiegen alle ihre Pferde und bald verschwand der ganze Ritterhaufen im Dunkel des Waldes. Als man aus demselben wieder heraustrat und die beiden Freunde sich rückwärts wandten, erblickten sie auf einem hohen Felsenvorsprung den dunkeln Schatten des Einsiedlers; er stand bewegungslos und hatte segnend die Hände erhoben. Ein leiser Windhauch, der aus dem schlummernden Forste kam, erschien ihnen wie der tiefe Seufzer des unglücklichen Gaston.

„Öffne mir Dein Herz, mein armer Amis," sagte Amil, als beide eine lange Weile schweigend neben einander dahin geritten waren.

„Ich will die Freude unsres Wiedersehens nicht durch traurige Erzählungen trüben," erwiderte der Freund; „denn wir hörten heute durch Gaston von Tressillon mehr als Dein fühlendes Herz zu ertragen vermag. O, mein Amil, nenne mich nicht arm! Bin ich nicht so reich wie ein König, da ich Dich habe? Glaube mir, nicht allein die Liebe des Weibes beseligt den Menschen, die Freundschaft, welche Seele mit Seele vereint, ist ein ebenso heiliges Band, und wie Braut und Bräutigam zum Altare treten und Gott geloben, sich nie von einander zu trennen, so sprechen auch wir: ‚O Herr, Du hast uns verbunden, und dankend geloben wir Dir, daſs keine Macht, und wäre es selbst die der Hölle, unseren Bund je lösen wird!'"

Die Freunde reichten einander die Hand; sie sprachen kein Wort, aber ihre Blicke sagten, daſs sie einander verstanden.

Sie ritten weiter durch die schöne helle Nacht.

Als die Morgendämmerung sich über das Firmament ergoſs und die Vögel in den rauschenden Kronen der Bäume erwachten und von den betaueten Feldern die Lerchen blitzartig aufflogen, dem Himmel wie einem geliebten Bräutigam entgegenjauchzend, da erschienen am silberhellen Horizonte die mächtigen und schlanken Türme der Stadt, und die rosigen Wölkchen sammelten sich wie Gespielinnen bei den goldenen Toren des flammenden Ostens.

Bald standen die Ritter unter den Wällen und Bastionen von Rheims.

Unweit der Strafse erhob sich ein freundliches, anheimelndes Haus. Seine hölzernen Säulen umschlang dunkler Epheu; das hohe spitze Dach deckte bläulicher Schiefer; die schmalen Fenster hatten in Blei eingefafste Glastafeln in Form von Fischschuppen, die in der Sonne wie goldene Spiegel glänzten. Rund um das Häuschen zog sich ein Obstgarten voll alter Bäume, von denen der reiche Fruchtsegen gleich roten Kinderwangen herabschimmerte. Oberhalb der Torwölbung am Eingange in den Obstgarten wiegte sich auf langer Eisenstange ein grofses Schild; auf blauem Grunde war eine weifse Mauer mit einem goldenen Tore gemalt, und über die Mauer ragten die Kronen absonderlicher Bäume. Bei dem goldenen Tore schärfte auf einem Schleifsteine ein Engel sein Flammenschwert. Ein zweiter Engel deutete mit der Hand nach der Überschrift über dem Tore, welche lautete: „Paradies“. Unterhalb der weifsen Mauer strömten vier Flüsse; der erste derselben bildete eine Insel, darauf ragte ein goldener Felsen empor, auf welchem der Name „Hevilah“ stand. Es war demnach der Flufs Pison. Der zweite Flufs zeigte weifsen Schaum, ein grofses Feigenblatt schwamm darauf, und auf diesem Blatte stand „Gihon“ (arabischer Name des Flusses Amu). Der dritte Flufs nahm seinen Lauf durch eine grüne Wiese, auf welcher nackte Engelein weifse Schmetterlinge haschten, und auf den Wellen wiegte sich ein schwarzes Band mit der Aufschrift: „Hiddekel“ (der jet-

zige Tigris). Der vierte Fluſs endlich hatte goldenen Schaum, in welchem eine schwanenweiſse Jungfrau schwamm; sie hielt eine Fahne in der Hand, und auf dieser stand: „Euphrates“.

Das Haus mit diesem seltsamen Schilde war eine Herberge für Ritter, „zu den vier Flüssen des Paradieses“ genannt, und hier kehrten auch Amis und Amil mit ihren zahlreichen Gefährten ein.

Auf das Stampfen der Rossehufe öffnete sich sogleich gastlich das Tor, und der Wirt, in grauem langem Wamse begrüſste die Ankömmlinge. Im Hause wurde es bald sehr lebendig; aus dem hohen Rauchfang stieg bald bläulicher Qualm empor, auf den Herden flackerten lustig die Feuer, und die Gefährten der beiden Ritter setzten sich an die Tische.

Amis und Amil rührten jedoch keine Speise an, selbst von dem Weine kosteten sie nicht; sie gingen zusammen in die Anlagen, wo im Schatten der hohen Bäume ein murmelndes Bächlein seine klaren Wellen in einen groſsen steinernen Behälter ergoſs. Dort erfrischten die Freunde ihre Glieder durch ein Bad, worauf sie sich in weiſse, mit Purpursäumen gezierte Waffenröcke kleideten, welchen ein linder, aber süſser Wohlgeruch entströmte. Mittels eines golddurchwirkten Bandes faſsten sie ihr Haar zusammen, auf das Haupt setzten sie ihre silbernen Helme, die mit Büschen aus Pfauenfedern geschmückt waren; um den Hals schlangen sie goldene Ketten, an deren jeder ein groſser Rubin hieng. So geschmückt, verlieſsen sie den Garten und begaben sich in die Stadt.

In den engen winkligen Gäſschen war es noch leer, still und dämmerig. Als aber die Freunde einen kleinen freien Platz betraten, vergoldeten schon die ersten Sonnenstrahlen die mild lächelnden Gesichter der Heiligen über dem Portale der alten, hinter einer blühenden Linde versteckten Kirche, aus welcher die Klänge eines feierlichen Morgenliedes wie Engelsgruſs hervortönten.

Die Freunde entblöſsten die Häupter und traten Hand in Hand in die Kirche. In dem Halbdunkel der altertümlichen Wölbung brannten am goldstrotzenden Altare zahlreiche Kerzen. Zwischen Blumen stand die Statue des heiligen Clemens, angetan mit dem bischöflichen Gewande, die dreifache Krone, mit Edelsteinen verziert, glänzte auf seinem Haupte; zu seinen Füſsen lag das Symbol seines Martyriums, ein eiserner Anker. Ein Priester mit schneeweiſsem Haupte verrichtete die heiligen Zeremonien. Der Weihrauch stieg langsam zu den bunt bemalten Fenstern empor. Ringsum kniete eine zahlreiche Menge, in andächtiges Gebet versunken.

Als der Rauch sich nach oben verzogen hatte, und Amis und Amil mit demütig gesenkten Häuptern da standen, schien es jedermann, als ob sie Engel wären, welche vom Himmel zur sündigen Erde hernieder gestiegen waren. Voll Bewunderung und Ehrfurcht machte man ihnen Platz, bis beide zu den Stufen des Altars gelangten, wo sie niederknieten.

Der Priester betrachtete sie staunend mit Schweigen, brach die heilige Hostie, die er in

der Hand hielt, entzwei und reichte einem jeden von ihnen die Hälfte. Die Freunde empfingen das Sakrament und schwuren im Stillen auf diese Hostie, dafs das Band ihrer Freundschaft nie zerreifsen solle; sie schwuren, dafs ein jeder von ihnen sein Leben und Blut und alles, was dem Menschen lieb und teuer ist, mit Freuden für den andern zu opfern bereit sein wolle. Dann versanken sie in stilles Gebet, und es kam ihnen vor, als ob ihre Seelen sich mit Licht füllten, und es ward ihnen so süfs ums Herz wie Liebenden.

Der Priester verliefs den Altar, das Volk ging auseinander; Amis und Amil erhoben sich gleichfalls und blickten sich mit unaussprechlicher Freude in die Augen. Hand in Hand, wie sie eingetreten waren, traten sie aus dem altersgrauen Gotteshause heraus an die schon in voller Kraft leuchtende und in ihrer ganzen Schönheit strahlende Sonne. Die Luft erzitterte von feierlichem Glockengeläute, denn heute war das Fest der Himmelfahrt der Jungfrau Maria und alle Glocken der Stadt erklangen jetzt. Die sonnigen Gassen waren von zahlreichen Menschen belebt; aus allen Fenstern wallten buntgewirkte Teppiche, von allen Giebeln der hohen Gebäude hingen Kränze hinab und flatterten Fahnen; auf den Gesimsen standen in langen Reihen Vasen, mit den köstlichsten Blumen gefüllt. Die Fenster waren überall geöffnet, und zwischen den Blumen sah man zarte von goldigen Locken umrahmte Antlitze junger Mädchen. Manche Schönheit zeigte sich dort in kostbarem Seidenkleide, mit einem weifsen Schleier, eine Rose oder einen

Rosmarinzweig in der Hand haltend, den blendend weifsen Nacken mit goldener Kette geschmückt, und schauete auf die wogende Menge herab, aus welcher sich mancher schmachtende Jünglingsblick auf sie richtete.

Bejahrte Männer bekränzten mittlerweile die Standbilder der Heiligen an den Strafsenecken; und Greisinnen zündeten zu Ehren der Heiligen Licht in Lampen von rotem Glas an. In den Springbrunnen plätscherte heute statt Wassers funkelnder Rotwein und süfse Milch; von allen Türmen tönten Fanfaren und mischten sich mit dem Gesumme der Menschen und dem Schalle der Glocken. Die ganze Stadt wetteiferte in Freude und Begeisterung.

Wo immer Amis und Amil sich zeigten, blieben die Leute stehen, um die wunderbare Ähnlichkeit der beiden anzustaunen, und konnten die Blicke an diesem Wunder der Natur nicht sättigen.

„Mit jedem Schritte wächst der Menschenhaufen, der uns nachzieht," sprach Amis zu Amil. „Wir wollen uns daher lieber trennen. Die Neugier dieser guten Leute lenkt ihre Gedanken von dem heiligen Feste ab und zerstört die Weihe unsrer Gefühle. Im Gasthaus ‚zu den vier Flüssen des Paradieses' wollen wir uns unter den alten Apfelbäumen wieder treffen, wenn der Mittag sich über ihren Kronen ausbreitet."

Amil nickte einverstanden, und als sie die nächste Strafsenecke erreicht hatten, wandte sich Amis nach links und Amil schlug die entgegengesetzte Richtung ein.

Amil fand sich bald in einem dichten Menschenknäuel, welcher sich nach dem mit Linden bewachsenen Stadtplatze bewegte. Indem er sich widerstandslos vorwärts drängen liess, erreichte er einen Baum und lehnte sich an dessen gewaltigem Stamme fest. Auf der gegenüber liegenden Seite, im Schatten mächtiger Linden, stand eine aus vergoldetem Holze errichtete Tribüne, mit blauseidenem Stoffe bezogen, welcher mit bunten Blumen bestickt war. Die geschmückten Frauen, die dort oben sassen und die feierliche Prozession auf ihrem Wege zum Dome erwarteten, waren aber schöner und lieblicher als alle Blumen; ihre Augen richteten sich gegen das Ende des Platzes, wo eine breite, in hellen Sonnenschein gebadete Gasse einmündete. Von dorther tönten feierliche Fanfaren und der liebliche Gesang von Kinderstimmen mischte sich dort mit feierlich brausendem Glockengeläute. Eine weisse Weihrauchwolke wälzte sich aus dem Gässchen heraus, und in dem goldenen Sonnenschein blitzte aus der Wolke etwas wie eine silberne Lilie hervor. Da stimmten die Frauen auf der Tribüne eine Hymne zu Ehren der heiligen Jungfrau an und weheten dabei mit ihren weissen Schleiern und mit blühenden Zweigen . . .

Die Prozession kam immer näher; die Weihrauchwolke zerstreute sich in der blauen Luft, und die Teilnehmer der Prozession wurden sichtbar. Junge Mädchen, in weisse silberdurchwirkte Gewänder gekleidet und mit Rosen bekränzt, trugen auf ihren zarten Schultern ein vergoldetes Gestell, das mit einem himmelblauen, mit Sternen besäeten Stoffe bedeckt

war. Oben thronte in feierlicher Pracht das altertümliche, wundertätige Standbild der Gottesmutter. Ein azurfarbiger Mantel verhüllte ihre hehre Gestalt, der Saum desselben war mit Edelsteinen von unermeſslichem Werte und wunderbarem Feuer besetzt; auf dem Haupte trug sie eine Sternenkrone, und ein dichter, silberdurchwirkter, mit Perlen besäeter Schleier, vom Scheitel bis über die Brust herabwallend, verhüllte ihr heiliges Antlitz, welches zu sehen, nur den Sündenlosen gestattet war.

Zu beiden Seiten des Bildes schritten Jungfrauen in blauen Gewändern und beschatteten dasselbe mit langen, weiſsblühenden, an silbernen Stäben befestigten Zweigen, welche wie ein wandelnder Hain aussahen. Kleine, engelschöne Mägdlein sangen, während sie den Weg mit Blumen bestreuten, ein Marienlied, und ihre Mütter, welche seidene Fahnen trugen, beschlossen den Zug.

Jedermann neigte das Haupt vor dem Gnadenbilde und kniete nieder. Amil, der noch immer an den Baum gelehnt dastand, folgte diesem Beispiele. In tiefe Andacht versunken, bemerkte er nicht, daſs er auf dem etwas schmalen Wege kniete, welchen der Zug nahm.

Plötzlich ward ihm, wie wenn ein Engel des Herrn zu ihm herabgestiegen und als ob in seiner Seele jene silberne Lilie erblüht wäre, welche er einst im Walde in seiner Vision geschaut hatte, um fortan eine ungestillte Sehnsucht nach ihr im Herzen zu tragen, und seine Seele füllte sich mit himmlischem Duft, der wie ein Licht war.

Verwundert hob er das Haupt. Vor ihm stand ein Mädchen von unbeschreiblichem Liebreiz. Ein weifses silberdurchwirktes Gewand umschlofs ihren schlanken Leib, und von den Schultern wallte ein himmelblauer Mantel herab. Die weiten Ärmel des weifsen Kleides reichten bis zur Erde; ihre herrlichen Arme waren von schwerer blauer, mit Saphiren und Perlen benähter Seide umschlossen. Sie trug keine Krone, aber ihr aufgelöstes langes Haar erstrahlte in einem höheren Glanze als Gold und wallte wie ein Strom von Sonnenstrahlen herab; ihr unverschleiertes Antlitz war von schneeiger Weifse, und ihre Augen glichen dem Azur des Himmels. Wie ein Symbol der Güte, der Reine und Schönheit schritt dieses Mädchen an der Spitze des heiligen Zuges. In der Hand hielt sie einen silbernen Krummstab, dem ein goldener Blumenstengel entspross, der eine dreifache Lilienblüte aus Perlen und Diamanten trug.

Als sie an die Stelle kam, wo Amil kniete, berührte sie seine Stirne leise mit den Lilien, zum Zeichen, dafs er aufstehen und zurücktreten solle. Amil aber fafste dies nicht, er sah nur, wie sie vor ihm stand, ihren schönen Arm gegen ihn erhebend und ihr grofses azurblaues Auge, tief wie das Meer, auf ihn heftend. In ihren Anblick verloren, faltete er die Hände wie zum Gebet und betrachtete sie wie eine Heilige. Das Herz der Jungfrau erbebte vor seinem Blicke; sie erinnerte sich plötzlich eines Bildes, welches in der Kemenate ihrer Mutter hing und einen Engel vorstellte, der zu Füfsen der heiligen Jungfrau kniet. Es schien

ihr, als ob sie eine himmlische Musik hörte und durch die wonnigen Klänge überirdischer Harfen ertönte eine schwache, leise Stimme, die da sagte: „Wenn dies kein Engel, sondern ein Mann wäre, den wollte ich lieben oder sterben!“ Und diese schwache, träumerische flüsternde Stimme war ihre eigene Stimme gewesen. Tiefe Röte übergoſs ihre Wangen, sie senkte ihre Augen und neigte ihr Haupt auf die Brust herab ... Amil stand auf und trat zurück. Der Zug bewegte sich an ihm vorüber. Er lehnte sich wieder an den Stamm der Linde und es schien ihm, daſs süſse Träume wie Tau von der Krone der Linde herabströmen, es war, als ob ihr Rauschen eine geheimnisvolle Stimme wäre, die ihm glückverheiſsende Prophezeihungen ins Ohr flüsterte. Er legte seine Hand an die Stirne, als ob er den Stern suchte, der dort wohl aufzuckte, als sie mit dem silbernen Krummstabe ihn berührte, und der Duft der Blüte, die in seinem Herzen emporgeschossen, stieg ihm wie junger Wein zu Kopfe. Er hörte das Rauschen der Linde nicht mehr, sah weder das Lächeln des Himmels noch der Sonne Glanz — er sah nur jenes liebliche Mädchen, und seine Schritte zielten dorthin, wohin sie sich begab, die an der Spitze des Zuges durch die von Sonnenstrahlen durchfluteten Gassen dahin schwebte, einem groſsen geräumigen Ringplatze zu, wo der hohe Dom in seiner mystischen Schönheit vor ihnen emporstrebte, wie ein schwungvoller Traum vom Unendlichen, wie eine Offenbarung der ewig unstillbaren Sehnsucht nach Gott.

Wie ein Berg, wie ein Wald ragte er in träumerischer Erhabenheit zum Himmel empor; ein geheiligtes Symbol des Gekreuzigten lag er da unter dem blauen sommerlichen Himmel, der seinen Glanz wie zum Segen über ihn ergoſs. Die ungeheueren Türme des Domes, durchbrochen wie ein Spitzengewebe aus Stein, strebten in die Himmelsbläue, dem Menschen zur Mahnung, wohin sein Herz, seine Gedanken und Wünsche sich richten sollen. Die hohen Portale, die ein Schwarm von Engeln und Heiligen wie die Bienen den Bienenstock umgab, schienen die Sterblichen aufzufordern, sich vor der Welt und ihrer Selbstsucht in das geheimnisvolle Halbdunkel dieses Stein gewordenen Haines, wo die von Gott entstammenden Gedanken wie heilige Tauben nisten und Friede und Glückseligkeit wie Morgentau in die wunden Herzen strömen, zu flüchten. Die goldstrotzenden Fenster in den riesigen Rosetten, die den Augen ungeheuerer in einer mystischen und ungeahnten Welt geborener Geschöpfe glichen, schaueten auf diese kleine, arme, schwache Menschenwelt und ihre Eitelkeiten herab, und wieder andere Fenster, die in Gestalt schwungvoller Bogen drüber in die Höhe strebten, dienten der allmächtigen Sonne als Spiegel und erglühten in ihrer goldigen Pracht. Wie ein Traum, wie der Sehnsucht Offenbarung, stand der Dom in seiner mystischen Schönheit. Wie ein Berg, wie ein Wald wuchs er aus der Erde empor, wie in einem heiligen Haine rauschte der Wind unter seinen Bogen und in diesem Haine entfalteten steinerne Blumen ihre geheimnisvollen Kelche;

in diesem zauberhaften marmornen Haine saſsen endlich märchenhafte Vögel, reckten sich die gewaltigen Leiber der Propheten in die Höhe und es schien, als ob sie der Welt den Ruhm Gottes verkündigten, Erzengel breiteten ihre steinernen Flügel aus, Heilige knieten dort und es schien, daſs sie vom Paradies und Tode träumen, und schöne heilige Frauen und Mädchen falteten dort ihre zarten Hände und lächelten so unsäglich süſs. Was bedeutete dagegen das Grinsen der Dämone, die aus Stein gemeiſselt, das Regenwasser speien sollten und aus finstern Winkeln neidisch glotzend, durch ihr häſsliches Antlitz Furcht einflöſsen wollten? Jenes Lächeln der schönen heiligen Frauen verkündete göttlichen Frieden ...

So stand der Dom; nicht als tote Masse, sondern als des Künstlers lebendiges Werk. So stand hier dieses groſse Symbol des Menschen und der Welt. Was einst ein toter Fels, ein stumpfer Steinblock gewesen, war jetzt ein Gedanke und pries den Meister, der ihn durch die Marter des Meiſsels und Hammers aus tiefer Nacht geweckt und hellem Licht zugeführt hatte ...

Die Prozession machte jetzt halt vor dem Domportale, und gleich einem Sturme dröhnte der Schall der mächtigen Glocken durch die Luft. Das hohe vergoldete Haupttor der Kathedrale flog auf, und aus seinem Dunkel tauchte ein Priester auf in goldstrotzendem Ornat. Umringt von weiſsgekleideten Sängern, glich er dem Monde im Gefolge von Sommerwölkchen. Langsam schritt er auf den Platz heraus, in der hocherhobenen Hand ein schwarzes Kreuz mit einem bleichen Christusbilde,

und näherte sich dem Mädchen mit dem Lilienstabe. Sie kniete in den Staub nieder und nahm aus seinen Händen das heilige Kreuz entgegen. Die weifsgekleideten Jungfrauen hoben mittlerweile das Standbild der Gottesmutter vom Gestell herab und setzten es auf einen Teppich von Seidenbrokat. Gesenkten Hauptes trat das Mädchen, welches Amil liebte, heran, und mit einer Hand das Kreuz haltend, hob sie mit der andern bebend den silberdurchwirkten Schleier des wundertätigen Bildes.

Da sank das gesamte Volk in die Knie und schauete das geheimnisvolle Antlitz der heiligen Jungfrau. Von den Lippen Marias tönte es wie heilige Musik, und ihr ganzer Körper erzitterte wie vor Freude, dafs sie ihren Sohn wiedergesehen habe; ihr blauer Mantel sank ihr von der Schulter herab, der silberne Busen öffnete sich und liefs ein Herz aus Rubinen sichtbar werden, welches von einem goldenen Schwerte durchbohrt war. Zwölf schneeweifse Vöglein flatterten aus der silbernen Brust heraus, kreisten im goldenen Sonnenlicht und verschwanden in den blauen Lüften.

Unter dem Jauchzen des Volkes, dem Gesang der Hymnen und dem Schall der Glocken hüllte die Lilienjungfrau, die Amil liebte, das heilige Bild wieder in Mantel und Schleier.

Inzwischen hatte sich das schwere vergoldete und bemalte Tor des Domes geöffnet und ganze Wolken duftenden Weihrauchqualmes fluteten in die Sommerluft. Die Dämmerung im Innern des Domes war von dem Schimmer zahlloser Kerzen durchleuchtet, so festlich wie zur Weihnachtszeit, wo der Himmel und die

Menschheit die Geburt des Erlösers feiern und ein süfser, geheimnisvoller Zauber das Menschenherz und die ganze Natur durchzittert.

Geräuschlos, mit verhaltenem Atem betrat das Volk die Hallen des Domes. Schlanke Pfeiler wuchsen dort wie Palmen in die Höhe und trugen andere Pfeiler; kühne Bogen, strahlend von Gold und allerhand Farben, verbanden sie. Ein ganzer Himmel von Engeln und Heiligen, aus schneeweifsem Gestein gemeifselt, hatte hier sein Zelt aufgeschlagen. Welche Menge süfser Angesichter schauete da von der goldenen Decke herab! Was gab es da für eine Fülle nie gesehener paradiesischer Blumen und Vögel in den glänzendsten Farben! Hier stand eine Gruppe Märtyrerinnen mit Kronen von Amethysten und Topasen; dort knieten Einsiedler in dunkeln Kutten unter Bäumen, und Löwen und Tiger lagen zu ihren Füfsen. Auf dem Deckengewölbe schimmerten weifse Wölkchen, und zwischen ihnen flimmerten Engel, die Schatten der Gerechten in den Schofs Abrahams tragend.

Die gemalten Fenster warfen Lichtfluten von Saphiren, Smaragden und Rubinen in die Dämmerung des Domes herab, wo das Volk gleich einem sturmbewegten Meere hin- und herwogte. Auf luftigen Galerien in schwindelnder Höhe brannten in silbernen Gefäfsen Wachskerzen und wohlriechende Öle. Aus dem Schatten dieser grauen Gänge tauchten Züge singender Priester hervor, in goldenen Ornaten schritten sie die marmornen Balustraden entlang, verschwanden wieder, um abermals in einer höher gelegenen Galerie zum Vorschein

zu kommen, und sandten die Blitze ihrer funkelnden Gewänder und die tiefen Klänge ihrer Gesänge hinab, in den Dom, von wo ihnen das Volk mit begeisterten Hymnen antwortete.

Die ganze Zeit hindurch regnete es aus den Wolken von Weihrauchqualm weifse Rosen und Lilien und die Glocken dröhnten wie Gottes Stimme vom Berge Sinai ...

Amil war ebenfalls in den Dom getreten, und um dem Gewoge zu entrinnen, zog er sich in die Nische eines grofsen Grabmals zurück, wo er sich in Gedanken und in Gebet vertiefte.

Bald wurde er jedoch gestört. Die Jungfrauen, welche das Standbild der Gottesmutter trugen, schritten an ihm vorüber und stellten ihre heilige Last auf dem Altare auf, gegenüber dem Grabmale, wo Amil kniete.

Die Jungfrauen liefsen sich dann rings um den Altar auf die Knie nieder, hinter ihnen als letzte jenes Mädchen, welches die Lilie trug, zum Zeichen der Demut, weil sie bisher die vorderste gewesen war. Dadurch war sie dem jungen Ritter so nahe, dafs er ihren Atem hörte und den feinen Duft ihres Gewandes verspürte. Sie aber gewahrte ihn nicht. In der dunkeln Nische glich er in seinem weifsen Waffenrock einer der Statuen, die ihn teils in kniender, teils in aufrechter Stellung umgaben.

In der ganzen Kirche wurde er von niemandem bemerkt. Regungslos überliefs Amil sich dem Anblick der Schönheit des jungen Mädchens. Plötzlich durchzuckte sein Herz ein süfses Beben. Erschöpft von dem Gange in der Sonnenhitze, lehnte die schöne Jungfrau das

reizende Köpfchen an sein Knie, in dem Glauben, eine marmorne Statue vor sich zu haben.

Ihre Augen hoben sich langsam zu dem Gewölbe empor, wo das „Neue Jerusalem“ in Regenbogenfarben erglänzte; rings um die heilige Stadt standen grüne Weinberge voller Blütenpracht und weiss gekleidete heilige Frauen und Auserwählte Gottes lustwandelten dort auf Liliengefilden. Da seufzte das Mädchen tief auf, denn vor ihrer Seele erschien jener Jüngling, dessen Stirne sie mit dem Lilienstabe berührt hatte, und sie erinnerte sich zugleich der Worte ihrer alten Erzieherin, als diese ihr am Morgen mit silbernem Kamme das Haar ordnete und zu ihr gesagt hatte: „Wer den Zug des wundertätigen Marienbildes anführt, darf um eine Gnade bitten, und die heilige Jungfrau wird die Bitte erhören.“ Da kehrten ihre Blicke vom Deckengewölbe zum Altar zurück, fielen aber auf ihrem Wege auf das Antlitz dessen, nach dem ihre Seele dürstete. Wie zwei blaue Sterne glänzten ihr seine Augen entgegen und es schien ihr, dass einer von den aus Stein gemeisselten Engeln über dem Portale sie hieher getragen habe, in diesen dämmerigen Winkel, in den Gesang und Duft hereinströmten und dass es abermals jener war, der vor ihr auf der Gasse kniete. Sie erbebte in der Meinung, dass dies eine Vision sei, drückte die Hand ans Herz und ihre Lippen flüsterten: „O, Du Mutter Christi, Du mystische Rose, o höre, um was ich Dich bitte: Ist dies ein Mann, so gib mir seine Liebe oder lass mich sterben!“ Dann schloss sie ihre Augen und zitterte in Furcht, dass seine Erscheinung ver-

schwinden könne, wenn sie sie öffnete. Als sie aber seinen Seufzer hörte, schlug sie die Augen wieder auf, und sah in den seinigen Tränen der Freude zittern und eine Zähre, groſs, heiſs, hell wie ein Diamant, fiel aus seinem Auge auf ihre weiſse Stirn. Da erkannte sie, daſs dies keine Statue, keine Vision, sondern ein sterblicher Mann sei, und sah, daſs ihr Gebet erhört wurde. Sie nahm eine Rose, die in diesem Augenblicke ihr zu Füſsen gefallen war, und legte sie auf seine Locken. Darauf erst fand sie hinreichende Kraft, ihr Haupt zu erheben; sie neigte sich vor dem Altare und dankte Gott.

Die Feierlichkeit war zu Ende; die Gesänge verstummten und das Volk entfernte sich langsam aus der Kirche. Das Mädchen stand auf und hüllte sich dichter in den blauen Mantel; ihre Wangen waren mit holder Röte bedeckt und ihre Augenlider gesenkt. Die andern Mädchen hatten sich ebenfalls erhoben und sich vor ihr entfernt. Als sie bereits allein an der Nische des Grabmals stand und sich zum Fortgehen anschickte, ergriff Amil angstvoll eine Falte ihres Mantels und sagte leise: „Du entfernst Dich und das Licht meines Himmels erlischt. O, Mädchen, gib mir einen Trost und sage mir Deinen süſsen Namen."

Ihre rosigen Lippen flüsterten: „Jolante".

Sie sah ihm einen Augenblick in das Auge und dachte über etwas nach; dann öffnete sie ihren Mantel, und ihre lilienweiſse Hand reichte ihm einen blauseidenen, mit Saphiren benäheten Ärmel, den sie abgeknöpft hatte, und

sagte: „Trage ihn als mein Abzeichen, mein Ritter.“

Ohne ihm zu einer Antwort Zeit zu lassen, trat sie rasch unter die übrigen Jungfrauen, mengte sich unter die Massen und verschwand . . .

Lange stand Amil und betrachtete den Ort, wo sie gekniet hatte. Es schien ihm, als ob ihr lichter Schatten dort noch immer schimmerte und als ob ihm die Sterne ihrer Augen noch entgegenstrahlten.

Unterdessen waren die Glocken verstummt. Die Kirche hatte sich entleert und das Wimmern und Seufzen des eindringenden Windes machte jeden Stein erklingen, sodafs es schien, als ob der Dom ein ungeheures Instrument wäre, auf dem eine Riesenhand ihr Lied spielt.

Als Amil aus seiner Nische hervortrat, erblickte er auf den Altarstufen vor dem wundertätigen Marienbilde eine dunkle Frauengestalt, welche verzweiflungsvoll die Hände rang. Ihr mit Staub bedeckter zerrissener Mantel liefs schliefsen, dafs sie von weit hergekommen war.

Amil fühlte tiefe Teilnahme für das verzweifelnde Wesen, welches weinte und wimmerte, wo die ganze Welt frohlockte und sich freute. Leicht berührte er die Schulter der Unglücklichen, worauf diese ihr krankhaft blasses, aber noch jugendliches Antlitz mit den grofsen fieberhaft funkelnden Augen dem jungen Ritter zuwandte.

„Was für ein Weh drückt Dich, Du Arme?“ frug Amil.

„Warum frägst Du," erwiderte das Weib. „Du scheinst glücklich zu sein, was wäre denn Gemeinsames zwischen uns?"

„O Weib," rief Amil, „Du sprichst wahr; ich fühle mich unaussprechlich glücklich, meine Seele jauchzt vor Wonne, und darum wünsche ich, dafs auch jeder andere glücklich sein möge, wie ich. Sprich also; kann ich Dir helfen?"

„Sei gesegnet," antwortete das Weib und ihr Antlitz hellte sich auf, während in ihren Augen Tränen erglänzten. „Wohlan denn, gib mir Deine goldgefüllte Börse."

Wortlos reichte ihr Amil, um was sie gebeten. Aber sie nahm es nicht an, legte ihre Hand auf sein Herz und zwei grofse Tränen rannen langsam über ihr Antlitz herab.

„Ich habe Dich nur geprüft und verlange nicht Dein Gold," sprach sie, „eine andere Bitte birgt mein Herz. Ich bin ein unglückliches Weib, denn mich drückt eine Schuld. Gott straft mich gerecht, aber schwer, sodafs ich zuweilen glaube, die Strafe sei schwerer als meine Sünde. Meine Eltern starben mir plötzlich im Winter des vorigen Jahres, und mein einziges Kind ist krank. Das Lämpchen seines Lebens ist dem Erlöschen nahe, blass liegt es auf seinem Bettchen, und seine Augen, grofs wie die Sterne einer Winternacht, sprechen deutlich schon von dem baldigen Abschiede. In meiner Brust brennt es wie glühende Kohlen und mein Herz will stocken ... In meiner Verzweiflung kam mir ein rettender Gedanke. Als mein Leben noch makellos war und meine Schande meine Mutter noch nicht in das frühzeitige Grab gestürzt hatte, pflegte sie mir oft-

mals zu erzählen, wie dieses alterwürdige heilige Gnadenbild Wunder wirke, und dafs an Maria Himmelfahrt die Hand eines schuldlosen Menschen ihr kühn den Schleier vom Antlitz heben dürfe. Und wenn er dann die Augen des heiligen Bildes offen sehe, möge er eine Bitte aussprechen, denn es ist dies ein Zeichen, dafs die heilige Jungfrau ihn zu erhören geneigt sei."

Nach diesen Worten sank das Weib vor Amil auf die Knie. „Wohlan!" rief sie, „Deine Hand ist noch rein, das sagt mir Deine Stirne. O, Mann, erbarme Dich meiner! Ich darf mich der heiligen Statue nicht nähern — ich bin verloren! ich bin verflucht! Du aber gehe und enthülle ihr Antlitz."

Bebend vor heiliger Ehrfurcht, griff Amil nach dem silberdurchwirkten Schleier und hob ihn. Das erhabene Antlitz der Gottesmutter erstrahlte in überirdischem Lichte. Die grofsen Augen waren offen und blickten mit süfsem Lächeln auf Amil.

Ein Freudenschrei hallte durch den Dom, und das blasse Weib wand sich im Staube zu den Füfsen Amils.

„Du darfst sie bitten, sie wird Dich erhören," rief sie.

Da dämmerte der Glanz unaussprechlicher Freude auf Amils Wangen. Er dachte an die schöne Jolante. Wie denn, wenn er um das gröfste Geschenk dieser Welt — um Jolante bitten würde? Stumm und mit pochendem Herzen stand er vor dem Altare. Aber die ihm zu Füfsen sich Windende erriet, was in seiner Seele vorging, sie erriet es mit dem Scharfsinn

der verzweifelnden Mutter, welche von seinen Lippen ein heilbringendes Wort erhoffte.

„Sei gnädig wie Christus!" flehete sie. „Bitte um meines Kindes Leben — oder zertritt mich."

Ihre Stimme drang in sein Herz. Hingerissen von ihrem Schmerze, sank er in die Knie und rief: „O Gottesmutter, höre! lafs ihr Kind leben!"

Da fiel der Schleier wieder auf das heilige Antlitz herab und ein süfser Klang wie von einer Harfe durchzitterte den Raum.

„Du bist erhört und ich bin gerettet!" rief das Weib. „Mein Kind wird weiterleben, ich bin erlöst."

Sie erhob sich und über ihr Antlitz ergofs sich der Glanz eines unaussprechlichen Glücks wie eine Aureole. Hoch aufgerichtet stand sie vor Amil. Hoheit und eine ungeahnte Schönheit schmückten sie wie königlicher Purpur. Sie schien wie durch ein Wunder verändert. Amil bei der Hand fassend, wandte sie sich zu der wundertätigen Statue.

„Höre, Du reine Jungfrau," sprach sie feierlich, „höre, was eine Sünderin zu Dir spricht. Du bist erhaben, heilig und selig wie kein anderes Geschöpf, und ich bin dreifach elend... Siehe, dennoch gibt es ein Band zwischen uns beiden, wiewohl Du auf des Himmels Throne sitzest und ich nichts bin als ein zertretener Wurm. Aber Du bist Mutter und ich bin es auch, und das verbindet uns. Du hast einen Gott geboren, ich weifs das, aber ich weifs auch, dafs dieser, Dein welterlösender Sohn, Dir nicht teurer ist, als der verworfenen Sünderin das

Kind ihrer Schande teuer ist, und deshalb wird ihre aus der Tiefe ihrer Sünden zu Dir dringende Stimme in Deinem Herzen ein Echo finden. Diese Stimme ruft, fleht, sie schreit mit einer Kraft, die der Kraft des Todes gleich ist. Mein Wesen ist von Dankbarkeit ergriffen wie von einem Sturme; ich fühle nicht mehr die Fesseln dieser Welt, ich stehe Dir von Angesicht zu Angesicht gegenüber und lege die durch heifse Tränen gereinigte Hand auf Deinen lichten Thron. Siehe! ich beschwöre Dich im Namen Deines Sohnes: Maria, Mutter Gottes, vergelte diesem Manne hier!"

Sie legte ihre Hände auf Amils Haupt und rief mit grofser Stimme: „Sei gesegnet, und in der bittersten Stunde Deines Lebens gedenke dieses Augenblicks und rufe zu der schmerzhaften Mutter Gottes. Dafs sie Dich erhört, das weifs ich, das fühlt mein Herz, und sie selbst wird meine Worte bestätigen."

Die eine Hand auf dem Haupte des Ritters ruhen lassend, streckte sie die andere nach dem Marienbilde aus. Da sauste, als sie verstummte, ein jäher Windstofs durch den Dom und die Statue nickte feierlich mit dem Haupte.

Heilige Scheu bemächtigte sich Amils. Seine Haare sträubten sich, über seine Augen legte sich eine Nebelwolke; er erbebte bis ins Innerste seines Wesens.

Als er sich wieder sammelte und um sich blickte, war das Weib verschwunden und die Statue stand still auf dem Altare.

Der Wind pfiff sein melancholisches Lied durch den leeren Dom; das Sonnenlicht strömte durch die farbigen Fenster herein, und die

smaragdenen und rubinfarbenen Schatten schlummerten ungestört auf dem Marmorboden.

Amil fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Die leidenschaftlichen Reden dieses Weibes haben meine Fantasie erhitzt," beruhigte er sich selbst und verneigte sich vor dem Altare. Ruhig lächelnd, gehoben und selig trat er auf den Platz heraus unter das Volk.

In der ganzen Stadt, in den Strafsen und auf den Plätzen, überall herrschte Freude. Der König und die vornehmen Bürger bewirteten die ganze Einwohnerschaft. Auf den Plätzen standen mit feinen Linnen bedeckte Tische, mit bemalten Schüsseln beschwert, auf denen gebratene Pfauen, Rebhühner, Schwäne, Gänse und Trappen dampften, und wer sich hinsetzte, war willkommen. Unter grünen Lauben standen blumengeschmückte Fässer mit Wein, aus denen sich der rote Saft in Becher und Krüge ergofs. Musik spielte an jeder Ecke, und königliche Pagen durchschritten die Strafsen und verabreichten aus strotzenden Börsen den Armen silberne und goldene Münzen. An den Hauseingängen unter den steinernen Erkern standen Bürger und luden die Vorübergehenden ein, ihre Gäste zu sein; mehr als einer vertrat mit diesem Ersuchen Amil den Weg, ihm den goldenen Becher bietend. Amil aber sehnte sich nach Einsamkeit und nach seinem Freunde, und den Wirten freundlich dankend, eilte er aus der Stadt nach der Herberge „Zu den vier Flüssen des Paradieses", unter die Apfelbäume, deren Schatten das hohe Gras bedeckten. Als er das Gasthaus erreicht hatte,

aus welchem Lachen und lautes Gespräch ertönte, suchte er ein entlegenes Fleckchen auf, wo tiefe, nur durch das Gezwitscher der Vögel unterbrochene Stille herrschte. Dort warf er sich unter einem uralten Apfelbaum nieder, welcher wie durch einen Zauber mitten im Sommer blühete und mehr weifse Blüten als grüne Blätter auf den überhangenden Ästen trug. Amil lehnte das Haupt an den dunkeln Stamm und schauete in die breite Krone hinauf, durch die der sommerliche Mittagshimmel wie bläuliche Flämmchen hindurchschimmerte und unter dem schattigen Grase goldene Sterne bildete. „Mein blühender Bruder,“ sagte Amil mit träumerischem Lächeln, sich an den Apfelbaum schmiegend, „auch bei Dir ist der Frühling später eingekehrt als bei den übrigen, auch Du schmückst Dich, wie ich, erst im Sommer mit Frühlingsblüten. Deine Blüten entsprofsten aber nur unter dem Kusse der Sonne, und deshalb sind sie so blafs; wenn der Kufs Jolantes sie hervorgezaubert hätte, wären sie golden wie die Sterne.“

Er schlofs die Augen. Der Baum erzitterte leise, ein lindes Lüftchen spielte in seiner Krone und rauschte teilnahmsvoll; zugleich fühlte Amil die Berührung einer sanften Hand auf seiner Stirn, und indem er aufblickte, sah er seinen Freund Amis vor sich.

Er zog ihn zu sich ins Gras herab und das Haupt an seine treue Brust gelehnt, erzählte er ihm von Jolante, wie sie ihm zuerst an der Spitze der Prozession erschienen war; wie er sich hingerissen fühlte, als ihr reizendes Köpfchen, strahlend in der Schönheit eines Cherubs,

an seinem Knie geruht hatte wie ein weiſser Vogel mit goldenen Fittigen, der aus dem Paradiese kommend, müde sich niedergelassen hatte. „O, mein Amis," endete er seine Erzählung, „glaube mir, als mein Blick sich in die klaren Augen Jolantes versenkte, da erschien mir Gott und sein Himmel, denn es war mir, als ob ich in eine unendliche blaue Tiefe blickte, wo das Geheimnis seines seligen Wesens sich birgt, und ich fühlte, daſs die Schönheit des Weibes ein Strahl seines Angesichts sei, ein Strahl, der aus unseren Finsternissen zu seinen lichten Höhen führt."

Amis seufzte tief auf.

„Nicht immer, mein teurer Gefährte," entgegnete er und sein Gesicht verdüsterte sich. „Die Schönheit ist zuweilen der Trug eines Dämons und führt in die Abgründe des Elends und des Todes."

„Mein Amis," rief schmerzlich der Freund, „Du bist unglücklich! O sprich, öffne mir ganz Dein Herz!"

„Ich werde es tun, aber jetzt ist nicht der geeignete Augenblick dazu. Unsere Genossen und Mannen erwarten uns, trete in das Haus ein, iſs und trinke und sei frohen Mutes. Die Zeit zum Turnier naht heran."

Amil lieſs sich von seinem Freunde ins Haus führen; dort setzten sich beide gemeinschaftlich zu Tische, aſsen aus einer Schüssel und tranken aus einem Becher. Nach dem Mahle verlieſsen sie die lärmende Gesellschaft, suchten ihre stille Kammer auf und schliefen auf gemeinschaftlichem Lager zwei kurze Stündchen, bis Glockengeläute, Trompeten- und Pau-

kengeschmetter und Zimbelklang sie weckte, daran erinnernd, daſs die gesamte Ritterschaft sich zum festlichen Turniere sammle.

Frisch sprangen die Freunde auf; ihre Reisigen halfen ihnen, sich zum Kampfspiele zu rüsten. Amil warf über seine Rüstung seinen purpurnen Waffenrock, setzte die mit Edelsteinen gezierte Sturmhaube aufs Haupt und befestigte daran den blauen Ärmel, den die goldlockige Jolante ihm geschenkt hatte. Dann bestiegen die Freunde ihre Pferde und ritten in die Stadt.

Niemals beleuchtete die Sonne schönere Gestalten, niemals reicheren Kriegerschmuck als an diesem Tage. Die Gassen hallten wieder von dem Klange des Stahls, des Silbers und des Goldes, von dem Stampfen der mutigen Rosse, die mit prachtvollen golddurchwirkten Satteldecken geschmückt waren. Überall wurden die Ritter von dem begeisterten Volke jauchzend bewillkommt, weiſse Schleier wehten zum Gruſse aus vielen Fenstern und die Hufe der Rosse traten auf herabgeworfene Blumen.

Obwohl Amis' Augen überall nach Jolantes Engelsantlitz forschten, erblickten sie es doch nirgends, nicht an einem der Fenster, nicht in dem Gewoge der Fuſsgänger noch unter den vornehmen Damen, welche in Sammt- und Seidengewändern und silberglänzenden Schleiern auf weiſsen Zeltern zum Turnier ritten.

Auf allen Plätzen der Stadt waren auf kupfernen Untergestellen Feuer angezündet, und zu Ehren des Königs und der Ritterschaft warf man Weihrauch und Pfeffer, Zimmet und Muskatblüte hinein, sodaſs es schien, als

hätten sich auf den Fittichen des Windes sämtliche Wohlgerüche Arabiens zu dem Feste eingefunden. Bald mischte sich auch süfse Musik in die würzigen Düfte, denn am Tore des königlichen Gartens waren mehr als zwei hundert der berühmten Jongleurs*) aufgestellt, und begrüfsten die Ankommenden mit ihren Gesängen. Inmitten des Gartens breitete sich wie ein grüner geblümter Teppich eine Wiese aus, umsäumt von alten, in voller Blüte stehenden Linden, welche Schatten und Kühlung gewährten. Unter den breiten Kronen der Bäume erhob sich rings um die Wiese eine mit seidenen Tapeten bekleidete vergoldete Tribüne, auf welcher ein Kranz der schönsten Damen Platz genommen hatte, ein schönes Antlitz neben dem anderen, wie die Sterne am Himmel in mondheller Nacht. An dem einen Ende der Tribüne stand ein breiter vierstökkiger Turm. In dem untern Stockwerk musizierten Geiger, Pfeifer und Lautenschläger; über ihnen liefsen die Harfner ihr Saitenspiel ertönen; im dritten Stockwerk safsen weifs gekleidete Jünglinge, das Haar von einem goldenen Bande umschlungen; auf der rechten Schulter waren runde Tympanen befestigt, welche sie durch das Aufschlagen des Kopfes ertönen machten, wozu sie auf metallenen Flöten bliesen. In dem obersten Stockwerke des Turmes hing eine grofse Menge silberner Glokken, Mädchen mit aufgelöstem Haar schwangen unter Gesängen kleine Hämmer, die an

*) Jongleurs wurden zum Unterschiede von den Troubadours die Spielleute von Profession genannt.

die Glocken schlugen und ein helles Klingen hervorbrachten.

Dem Turme der Musikanten gegenüber führte von der Wiese aus eine breite Treppe unter einen goldenen Thronhimmel mit Perlenfransen, welcher auf Pfählen von Ebenholz ruhete, die reich mit Gold eingelegt waren und von Büschen aus Pfauenfedern gekrönt wurden. Der Baldachin spannte sich über einem purpurnen Throne aus, und auf diesem safsen der König und die Königin. Zwischen beiden strahlte in einem langen, mit Diamanten und Perlen übersäeten Gewande von rosa Sammet die schöne Jolante, lieblicher als die Rosen, welche ihre goldigen Locken umkränzten.

Als Amil Jolante erblickte, schien sein Herz still zu stehen, und mit vor Erregung bebender Stimme frug er einen der Herolde, welche am Eingange des Turnierplatzes standen: „Wer ist jenes Mädchen, schön wie ein Stern, welches mit dem Königspaare unter dem goldenen Thronhimmel sitzt?“

„Wer kennt die schöne Jolante nicht?“ antwortete der Herold. „Ihr kommt wohl aus weiter Ferne, Herr, da Ihr nicht zu wissen scheint, dafs dies die einzige Tochter des Königs ist, vergöttert von ganz Frankreich.“

Da fühlte Amil, dafs sich eine heifse Träne in sein Auge schlich. Der süfse Traum der Liebe war also zu Ende. Mufste Jolante, die Königstochter, nicht für ihn verloren sein, für ihn, den einfachen Ritter? O gewifs, sie war für ihn verloren, aber ihr Zauber übte dem ungeachtet die alte Macht über ihn aus. Er übergab sein Pferd einem der Reisigen, schritt

leise und unbemerkt längs der Umzäunung des Turnierplatzes hin und verbarg sich hinter einem mächtigen Baume, von wo er Jolante nicht nur sehen, sondern sogar ihre melodische Stimme hören konnte. Plötzlich jedoch wurde die liebliche Musik dieser Stimme durch eine schmetternde Fanfare übertönt und ein glänzender Zug ritt in die Schranken ein, an der Spitze ein Ritter in strahlendem Waffenschmuck. Gold und Edelsteine blitzten auf seinem Helme, auf der Satteldecke seines Pferdes sowie auf dem Zaume, den Steigbügeln und den Sporen, und über seinem Haupte weheten blaue Fahnen, mit silbernen Blumen besäet. Sein Gefolge war zahlreich und glänzend, wie die Begleitung eines Königs.

„Das ist der Brabanter Graf Florestan," hörte Amil jemand in seiner Nähe bewundernd sagen. „Ich glaube, er ist der glücklichste Sterbliche. Hundert Schlösser und Burgen nennt er sein in Brabant und in Frankreich, und hundert Baronen befiehlt er als seinen Vasallen. Es gibt keinen Turnierplatz in der christlichen Welt, wo er nicht gesiegt hätte, und die schöne Jolante, die Königstochter, ist die Blume, nach der seine glückliche Hand sich ausstreckt."

Wie der Biſs einer Natter berührten diese Worte Amils Herz, und sein Blut kochte, als Florestan, nachdem er von seinem Pferde herabgesprungen war, über die breite Treppe zum Könige eilte. Dieser umarmte ihn, die Königin reichte ihm die Hand zum Kusse und Jolante senkte die Blicke, als er sie mit flammendem und begehrlichen Auge betrachtete. Indem sie mit ungeduldiger Gebärde ihren

reizenden Kopf wandte, öffnete sich das Schloſs ihres Halsbands und der goldene Schmuck fiel zu Füſsen der Königin klingend auf den Boden. Florestan hob ihn flink auf und hielt ihn in die Höhe. Das Halsband war vom reinsten Golde und Sterne aus durchsichtigem Krystall hingen an haarfeinen Kettchen davon herab. Vor Jolante niederkniend, küſste Florestan den schimmernden Schmuck und sagte: „Meine Lippen sind auf ewig geheiligt, denn sie haben einen Gegenstand berührt, welcher auf dem Schwanennacken der schönsten und erhabensten Dame der Christenheit geruht hat. Meine armen Lippen! Ihr dürfet nichts mehr küssen, ihr habet von einer Frucht des Paradieses gekostet und würdet durch irdische Früchte entweiht werden."

Hierauf reichte er das Halsband einer hinter Jolante stehenden Dame, damit diese dasselbe wieder auf dem weiſsen Nacken befestige, dem es entglitten war. Jolante aber wehrte die dienstwillige Hand ab.

„Wie?" rief Florestan erregt. „Ihr sträubt Euch, diesen Schmuck fernerhin zu tragen? Habe ich ihn entweiht? Dann gebt mir diesen Schatz, der meinem Herzen teurer ist als alle meine Burgen in Brabant."

Jolante schüttelte stumm das Haupt. Die Königin aber sagte scherzhaft:

„Jolante, meine teure Seele, Du bist geizig; das geziemt sich nicht für eine Tochter des Königs von Frankreich!"

Jolante wurde nachdenklich. „Ich bin nicht geizig, meine teure Mutter; aber mein Halsband gebe ich nur demjenigen, welcher als

erster beim heutigen Turniere seinen Gegner aus dem Sattel heben wird."

„Dann ist das Halsband mein!" erklärte Florestan stolz und eilte die Treppe hinab auf die Wiese.

Amil, das Herz voll Hoffnung und Zuversicht, suchte seine Reisigen auf.

Bald ertönte das Horn und während der hierauf eingetretenen Stille verkündete ein Herold mit volltönender Stimme, dafs Jolante, die Königstochter, dem ersten, der im Kampfe seinen Gegner aus dem Sattel hebe, ihr Halsband als Belohnung geben werde.

Es entstand eine grofse Bewegung. Florestan sprengte durch die Umzäunung auf den Turnierplatz und forderte stolz die gesamte Ritterschaft zum Zweikampf heraus. Noch ehe sich von dieser jemand meldete, stand bereits Amil mit herabgelassenem Visier dem Brabanter gegenüber.

Bevor der Kampf begann, umritten die beiden Gegner drei Mal die grüne Wiese.

„Wer bist Du, kühner Mann?" sprach während des Ritts Florestan zu Amil. „Ich hasse Dich und wünsche Dir den Tod. Ich erkenne sehr wohl den blauen Ärmel auf Deinem Helme. Dieses mit Saphiren besetzte Stück umschlofs heute Morgen den schneeigen Arm Jolantes, der Königstochter. Nur mit Hilfe des Teufels und seiner schwarzen Künste hast Du Dich dieses Zeichens der Gunst bemächtigt."

Amil antwortete nicht, sondern erhob seine Augen zu Jolante, denn er kam gerade an der breiten Treppe vorüber, die zu dem Thronhimmel führte, und sah Jolante vor Freude

und Liebe erstrahlen und erröten, denn sie hatte in demselben Augenblicke ihren Ärmel auf Amils Helme erkannt.

Das Horn ertönte zum zweiten Male, und nun jagten die beiden Ritter mit ausgelegten Lanzen auf einander zu und prallten zusammen. Dreimal erneuerten sie den wütenden Angriff, dann flog Florestan in hohem Bogen aus dem Sattel und fiel in das weiche, von den Hufen der Rosse zerstampfte Gras.

Die Luft erzitterte vom Jauchzen der Menge.

Jolante sprang von ihrem Sitze auf, ihre Augen funkelten, und mit zitternder Hand fafste sie nach dem Kleinode, welches eine ihrer Damen ihr darreichte.

Der stolze Florestan aber lag im Staube, und zähneknirschend sprach er zu dem Sieger: „Durch teuflische Zauberei hast Du den Sieg gewonnen, und in meinen Wangen brennt die Scham, dafs ich Dein Gefangener bin. Was verlangst Du von mir?“

„Nichts verlange ich,“ antwortete Amil, „weder Dein Pferd, noch Deine Waffen. Stehe auf und entferne Dich.“

„Ich will mich aber loskaufen, ich will Dir für nichts zu danken haben,“ entgegnete Florestan.

„Dann gehe und verkünde der schönen Jolante, dafs Du ihr Gefangener bist, und nimm Deine Freiheit aus ihrer Hand.“

Zu Tode erblafst vor Hafs und Neid, überliefs Florestan sein Rofs einem Reisigen und begab sich zu der goldlockigen Jolante, vor der er niederkniete.

„Dame!“ redete er sie an. „Der, welcher mit Hilfe des Teufels und der Hölle gesiegt hat, sendet mich zu Dir als Deinen Gefangenen. Ich würde wünschen, auf ewig Dein Sklave zu sein, aber nicht durch den Willen jenes Mannes. Sprich, was soll ich tun, um mich loszukaufen?“

„Seid frei, Herr Ritter,“ entgegnete Jolante, „und sagt dem, der Euch schickt, und der nicht mit Hilfe der Hölle gesiegt hat, denn er scheint mir die Blüte der ganzen Ritterschaft zu sein — sagt ihm, daſs ich ihm das Halsband von meinem Nacken durch Euch sende, da er es verschmähe, seine Belohnung aus meiner Hand zu empfangen.“

Florestan tat nach Jolantes Geheiſs, Amil verneigte sich tief vor ihr und befestigte ihren Ärmel und das Halsband unter der Spitze seiner Lanze; dann erhob er diese mit der Linken wie eine Fahne, sodaſs der Schmuck sonnengleich in der Luft funkelte, zog mit der Rechten sein Schwert und wartete inmitten der Wiese, ob ihn jemand zum Zweikampfe herausfordern werde. Er brauchte nicht lange zu warten, da jagte ein bretagnischer Graf auf schwarzem Rosse in die Schranken. Die Satteldecke seines Pferdes war weiſs, mit hochroten Blumen besetzt und mit so langen Silberfransen eingesäumt, daſs sie fast die niedrigen Stengel der Wiesenblumen streiften; sein Waffenschmuck war von Stahl und mit Silber und Kupfer eingelegt. Er sprengte auf Amil zu, und beide stieſsen so heftig an einander, daſs ihre Schilde zersprangen. Der Graf war ein Freund Florestans und wollte dessen Nie-

derlage rächen. Deshalb stürmte er so wütend auf Amil ein. Dieser aber behauptete sich fest und unerschüttert auf seinem Rosse, wie eine Eiche auf dem Felsen, und das Bewufstsein, dafs Jolante auf ihn blicke, verlieh ihm Riesenstärke. Bei dem vierten Zusammenstofse fiel der Graf vom Pferde. Das war für seine und Florestans Freunde ein Zeichen. Wie ein Heuschreckenschwarm drängten sich diese in die Schranken; einige trugen den Grafen hinweg, die übrigen bereiteten sich zu einem Angriffe auf Amil und Amis, welcher mit Blitzesschnelle an dessen Seite erschienen war. Ein grofser Teil der anwesenden Ritter scharte sich um die beiden Freunde, um ihnen beizustehen.

Der Kampf wurde nun ein allgemeiner, die Funken stoben von Schild und Harnisch, die Speere brachen wie Schilfrohr, die Schwerter sausten wie Hämmer auf Helme und Panzer nieder. Ein jeder wollte siegen oder sich wenigstens hervortun, einige fielen von den Pferden und die reiterlosen Tiere stürmten wie toll auf dem Turnierplatz einher. Der Boden erdröhnt, die Blumen der Wiese sind zerstampft und das Erdreich fliegt in der Luft herum; aber das goldene Halsband Jolantes leuchtet siegreich über dem Getümmel und der blaue Ärmel weht wie eine Fahne.

Nach beendetem Kampfe hatte Amil sechs Pferde samt ihren Reitern gefangen und nachdem er ihnen die Schilde abgenommen, sandte er sie zu der Königstochter, vor der sie sich kniend als ihre Gefangenen erklären mufsten.

Jolante strahlte vor Freude und schenkte allen die Freiheit ohne Lösegeld.

Der König erhob sich von seinem Purpurthrone und begab sich herab auf den Turnierplatz, wo er Amil umarmte und küſste, um ihn dann zu der Königin und Jolante zu führen.

„Seid mir willkommen, mein tapfrer Ritter," rief die Königin, „und gesegnet sei diejenige, die Euch einst ihr Herz zum Geschenk gibt." Da begegneten sich die Blicke Amils und Jolantes, und das Mädchen drückte den Eichenkranz, den sie gewunden hatte, an ihr klopfendes Herz und reichte ihn dem jungen Ritter.

Niemand bemerkte die Bewegung mit dem Eichenkranze und die beredten Blicke; nur der neiderfüllte Florestan hatte es gesehen und schwur im Stillen Haſs und Rache.

Alles begab sich jetzt in eine groſse hochgewölbte Halle, wo das Festmal abgehalten wurde. Weiſse Säulen trugen das Deckengewölbe, welches in allen Farben des Regenbogens spielte. In silbernen Ampeln brannte wohlriechendes Öl und mischte sein Licht mit dem gelblichen Abglanze, den die untergegangene Sonne hinterlassen hatte. Die Wände des Festsaals waren mit schwarzen Tapeten verhängt, und die Silberstickerei auf denselben stellte liebliche Frauengestalten dar, welche, von der Silbersichel der Luna überglänzt, auf Feldern Lilien pflückten und Kränze flochten, während andere Lampenbecken hielten, deren Flämmchen aus Rubinen geschnitten waren. In dem Gemache stand ein kristallener Tisch und die Mitte desselben bildete eine Gruppe

von Seejungfern, die auf mythischen Fischen ritten, alles aus dem weifsesten Silber, und aus der Brust dieser Meerweiber flofs in hellen Strahlen Hippokras, und die Fische spieen wohlriechende Wässer. Auf dem Tische war alles, was er trug, von Silber und Gold: die Becher, die Messerhefte, Teller und Schüsseln und die ciselierten Kästchen, welche verschiedene Delikatessen aus Honig und Rosen enthielten, sowie ein Almosenkasten, in welchen die Gäste nach altem Brauch Speisen für die Armen legten.

An diesen reichen Tisch setzte sich Amil unweit der goldlockigen Jolante. Der König erhob sich von seinem Sitze aus Zedernholz, das mit Elfenbein ausgelegt war, und trank Amil zu, indem er sprach: „Mein wackerer Ritter, wenn Du einen Wunsch im Herzen hegst, so sprich ihn aus; ich werde erfüllen, was Du verlangst.“

„Mein König,“ erwiderte Amil, ohne zu zögern, „nimm mich mit Dir nach Paris und lafs mich in der Nähe Deines glorreichen Thrones weilen.“

„Damit hast Du meinen Wunsch, nicht ich den Deinigen erfüllt,“ rief der König und umarmte und küfste ihn abermals.

Damit war Amil zu Hofe aufgenommen...

Erst spät in der Nacht endete der Festschmaus, und als Amil sich nach seinem Freunde Amis umsah, sagte man ihm, dafs dieser sich schon längst entfernt hatte, worauf der glückliche Amil sein Rofs bestieg und zu seinem Freunde eilte. Ihm voran ritten Reisige mit brennenden Windlichtern. Amil nahm

den Helm vom Kopfe, sein goldenes Haar flatterte in dem nächtlichen Lufthauche, und der von Jolante ihm geschenkte Eichenkranz kühlte seine glühenden Schläfen. So kam er zu der stillen Anlage, wo die Apfelbäume unter dem nächtlichen Himmel wie im Schlummer standen. Dort erwartete ihn Amis, an einen der Bäume gelehnt.

„Warum verliefsest Du das Fest so zeitig?" frug Amil.

„Weil es dem Traurigen nicht möglich ist, unter den Fröhlichen lange zu verweilen," antwortete Amis. „Meine Seele ist von bösen Befürchtungen erfüllt."

„Was fürchtest Du?" forschte Amil besorgt.

„Droht Dir nicht Gefahr? Ist die, welche Du liebst, nicht des Königs Tochter?"

„Ich schrecke vor nichts zurück," entgegnete Amil. „Ich will sie nur sehen und beständig dort weilen, wo sie lebt. Welche Gefahr läge darin? Ich sehe nur Wonne. Ich gehe mit dem König nach Paris."

Amis seufzte tief auf. „Nun, so versprich mir wenigstens, dafs Du Dich ihr niemals näheren, ihr nie von Deiner Liebe sprechen willst," beschwor er den Freund.

„Ach leider Gottes! ich habe keine Hoffnung, von meiner Liebe je mit ihr reden zu dürfen, und so kann ich Dir es leicht versprechen. Und Du — kommst Du nicht mit nach Paris?"

„Ich kehre auf meine Burg zurück, zu meinem — Weibe, und das schon morgen."

„Zu Deinem Weibe?" rief Amil verwundert, „zu Deinem Weibe? Du hast mir bisher nicht gesagt, dafs Du verheiratet bist."

„Ich habe Dir versprochen," entgegnete Amis, „dafs ich Dir alle meine Erlebnisse mitteilen wolle. Die Nacht ist schön und feierlich. Lafs uns in die Felder hinausgehen. Bevor die Sterne erbleichen, werde ich meine Erzählung beendet haben."

Beide verliefsen Arm in Arm den Garten und schritten zwischen den schlummernden Feldern dahin. Auf einem kleinen Hügel liefsen sie sich nieder. Zu ihren Füfsen wogte das hohe Wiesengras wie die Wellen eines Sees. In der Ferne lag traumumfangen die graue Stadt, ihre Türme und Dome starrten geheimnisvoll in den dunkeln Azur, wo der blasse Vollmond, umringt von einem Kranze leichter Sommerwölkchen, still dahin pilgerte, die weite Gegend mit seinem bleichen Lichte übergiefsend.

Die Freunde schmiegten sich aneinander und Amis begann also zu erzählen.

IV.

Thorgerda.

Seit jeher lockte mich der trübe Norden mit seinem umwölkten Himmel, seinen dunkeln Wäldern und schweigsamen Einöden mehr an, als der heitre, bunte Süden. Ich richtete also meine Schritte nicht, wie Du, nach dem sonnigen Italien und der blühenden Provence, sondern suchte Abenteuer in jenen weiten Steppen, die Kiew, einem hellen Stern gleich, beherrscht, in Dänemark, welches die blaue See gleich einer Mutter umarmt, in Polen, dessen Ritterschaft in der ganzen Welt berühmt ist, in Schweden und zuletzt in Norwegen, wo meine Trübsal, wie Du bald hören wirst, ihren Ursprung fand.

Etwa ein Jahr nach meiner Ankunft in diesem Lande ritt ich einst allein durch eine wilde, öde Gegend. Traurig lagen die schweigsamen Sümpfe und Wälder zwischen den finstern, himmelanstrebenden Felsen und ihre düstre Ruhe wurde durch nichts gestört als

durch das gespensterhafte Gekrächze von hoch in den Lüften kreisenden schwarzen Vögeln.

Plötzlich drangen ängstliche Hilferufe und Waffengeklirr an mein Ohr. Ich eilte dem Schalle nach und fand einen Mann von sehr edeln Gesichtszügen auf einem kleinen Pferde sitzend und sich gegen drei Männer von wildem und verkommenem Aussehen verteidigend. Ohne Bedenken eilte ich ihm gegen die Räuber zu Hilfe. Als einer derselben nach kurzem Kampfe mit zerspaltenem Schädel zur Erde fiel, flüchteten die beiden anderen von dannen. Ich verfolgte sie nicht, denn der Mann, den ich befreit hatte, schien verwundet und vom Kampfe erschöpft. Er bat mich, ihn nicht in dieser Einöde zu verlassen, sondern ihm behilflich zu sein, seinen Diener zum Leben zurückzubringen. Jetzt erst sah ich, dafs nicht weit von uns unter den Bäumen ein Wagen stand, vor welchen zwei schwarze, ruhig grasende Ochsen gespannt waren. Eine lange schmale Kiste befand sich auf dem Wagen, unter dem letztern lag ohnmächtig der Diener meines Schützlings. Glücklicherweise war er nur leicht verwundet, und es schien, dafs ihn mehr die Furcht als der Feind überwältigt hatte. Sein Herr dankte mir für den ihm geleisteten Dienst und lud mich ein, mit ihm in die Burg einzukehren, die, wie er meinte, nicht mehr weit sein könne. Sein Diener, der sich unterdessen erholt und die Überzeugung gewonnen hatte, dafs kein Feind mehr zu fürchten sei, setzte sich auf den Wagen und fuhr vor uns her. Während wir unsern Weg verfolgten, der über eine Waldlichtung führte,

betrachtete ich den Fremden. Sein langes, blasses, gelbliches Gesicht war von ungemein edlem Ausdruck, das dunkle Auge sehr sprechend, seine Kleidung fremdländisch. Er redete unsre Sprache ziemlich geläufig, aber mit ungewöhnlichem Accent. Auf meine Frage, woher er sei und wohin er gehe, antwortete er: „Ich bin von Geburt ein Byzantiner, bin Maler und bringe ein Bild auf die Burg, deren Namen ich nicht auszusprechen vermag, in welcher aber gegenwärtig die Königin des Landes sich aufhält. Ihr gehört das Bild, das jene Kiste enthält. Seid versichert, Herr Ritter, dafs sie und ihr königlicher Gemahl, der in diesen Wäldern jagt, Euch herzlich aufnehmen werden, besonders wenn ich ihnen erzähle, wie tapfer Ihr mich und ihr Eigentum gegen die Räuber verteidigt habt."

Bald öffnete sich der Wald, und vor uns lag ein ruhiger blauer See, in dessen Mitte auf steilem Felsen eine Burg emporstrebte, durch eine hölzerne Brücke mit dem Ufer verbunden. Über dem hochgewölbten Tore war eine ganze Reihe glänzender Helme befestigt, welche mir in dieser abgelegenen Gegend ein willkommenes Zeichen waren, dafs hinter jenen grauen Mauern auch die edle Rittersitte herrsche und dafs jeder dort einkehrende Ritter einen gastfreundlichen Wirt finde.

Der König war mit seinem Gefolge auf der Jagd. Man nahm mich entgegenkommend auf und führte mich in ein grofses Gemach, wo ich mit Wein und verschiedenen Speisen bewirtet wurde. Dann erschien ein Page, in

ein schwarzes Trauergewand gekleidet, und lud mich im Namen der Königin Astride ein, ihm zu folgen. Der Page führte mich durch einen langen Gang in ein mit schweren schwarzen Stoffen behangenes Gemach mit kleinen schmalen Fenstern. In diesem Halbdunkel safs eine schöne Frau im Trauergewand. Es war dies die Königin. Sie stützte ihr Haupt an die hohe Lehne ihres silbernen Sessels, ihre Augen waren vom Weinen gerötet, und die Frauen, die sie umgaben, flüsterten mit einander und mafsen mit neugierigen Blicken mich und den byzantinischen Maler, welcher unweit der Königin auf einem niedern Sitze ruhete.

Die Königin reichte mir die Hand zum Kusse und lächelte mich sanft durch ihre Tränen an.

„Meine Gebieterin," sagte ich, mein Knie vor ihr beugend, „mit Betrübnis sehe ich, dafs Deine klaren Augen von Tränen umflort sind. Wenn es nicht der Tod ist, der Dich so sehr gebeugt hat, indem er ein Dir teures Wesen von Deiner Seite rifs, so nenne mir Deinen Feind und befiehl mir, was ich zu tun habe."

„Habt Dank, mein Ritter," antwortete sie mit bewegter Stimme; „ich wollte Euch nur für den Dienst danken, den Ihr mir geleistet habt, indem Ihr das Bild des Meister Thyonych aus Byzanz beschütztet. Aber Eure Worte und noch mehr Euer Blick erfüllen mich mit einem solchen Vertrauen zu Euch, dafs ich Euch mein Herz ausschütten will. Ich verlange keine Dienste von Euch und bitte nur, mich geduldig anzuhören."

Auf einen Wink ihrer Hand schob der Page einen Sitz heran, auf welchen ich mich auf das Geheifs der Königin niederliefs. Ihre Frauen entfernten sich, und ich blieb mit ihr und dem Byzantiner allein.

„Ich bin nicht aus königlichem Geblüte," begann die Königin, „mein Vater war ein ziemlich armer Ritter, aber unsre Familie erfreute sich in diesem Lande eines glänzenden Ruhmes wie keine andere; denn obgleich sie gegenwärtig nur dem Ritterstande angehört, so safsen doch, wie allgemein bekannt, unsere Vorfahren einst auf dem goldenen Throne im uralten Nidaros, und nicht nur Dänemark, sondern auch England und Schottland zitterten vor ihrem mächtigen Szepter. Zur Zeit der langen Winterabende, wenn die Windsbraut draufsen stöhnte und stürmte und die morschen Wände unsrer Burg erbeben machte, hörten ich und meine schöne Schwester Jorunna mit bewegter Seele die alten Sagen und Überlieferungen von dem ehemaligen Ruhme unsres Hauses. Von diesen längst vergangenen Zeiten zu erzählen, war eine Leidenschaft meines Vaters. Während wir ihm zuhörten, safs meine Mutter am Spinnrad und ich, damals noch ein Kind, schmiegte mich an die Brust meiner Schwester, die bereits zur lieblichen Jungfrau erblüht war und ihre tiefen himmelblauen Augen träumerisch in das flakkernde Feuer versenkte. „Von allen Helden unsres Geschlechts," sprach einst Jorunna, „bewundere und liebe ich nur einen, und zwar den wilden Olaf, wie Ihr ihn nennt, jenen stolzen, grofsen Olaf, welcher sich nie mit dem Schicksale und der neuen königlichen Familie,

welche die unsrige verdrängt hatte, aussöhnen konnte; jenen Olaf, der Norwegen verliefs, da er nicht mehr darüber herrschen konnte, und spurlos verschwunden ist, wie Ihr sagt. So wie Olaf, würde auch ich handeln." Das Antlitz meines Vaters umdüsterte sich bei diesen Worten, und von jenem Abend an war den ganzen Winter hindurch keine Rede mehr von jenen Ahnen und Helden. Als meine Schwester jene stolzen Worte gesprochen hatte, nahete sich der Winter bereits dem Ende. Bald ward es Frühling, es kam der Sommer, und die Angelegenheiten unsres grofsen Grundbesitzes riefen den Vater in die Felder, denn er war ein eifriger Landwirt.

Unser Schlofs lag bei einem stillen, waldumkränzten Fjord, und aufser den weifsen Scharen wilder Schwäne, welche hier von Zeit zu Zeit einkehrten und die Luft mit ihrem scharfen Geschrei erfüllten, um dann in die blauen Fluten des Fjords unterzutauchen, liefs sich kein andres Geschöpf auf dem ewig schlummernden Wasserspiegel blicken. Wie grofs war daher unsre Überraschung, als eines Abends, mitten im Sommer, auf dem Fjord ein weifses Segel erschien und ein grofses Schiff dort ankerte. Aufser der Mutter, meiner Schwester und mir befanden sich im Schlosse zur Zeit nur noch einige alten Diener, die übrigen waren auf dem Felde beschäftigt. Jorunna und ich safsen unter dem Felsen, sie badete ihre weifsen Füfse in dem klaren Gewässer, und so sehr hatte uns das unvermutete Erscheinen des Schiffs überrascht, dafs wir still und regungslos sitzen blieben.

Aus dem Schiffe trat eine gröſsere Anzahl von Männern wunderlichen Aussehens. An ihrer Spitze schritt ein hoher stolzer Ritter von edler Haltung; er war nicht mehr ganz jung, aber sein groſses flammendes Auge blickte so würdig und offenherzig, daſs er sogleich für sich einnahm. Sein langes Seidenhaar, licht wie Gold, war so schön und ungewöhnlich, daſs es die Aufmerksamkeit jedermanns, auch eines so jungen Mädchens wie ich, sofort auf sich lenken muſste. Er nahete uns sehr ehrerbietig, und Jorunna, erglühend vor Schamröte, versuchte ihre nackten Füſse in den Sand zu vergraben und mit ihrem langen Gewande zu bedecken. Bevor jedoch der Fremde ein einziges Wort vorbringen konnte, stand unsre Mutter, die aus dem Hause geeilt war, neben uns.

„Friede sei mit Euch," sprach der Fremde, da er sah, daſs meine Mutter sich vor seinen wild aussehenden Begleitern fürchtete.

„Seid willkommen, Herr," entgegnete sie, durch seine freundliche Ansprache einigermaſsen beruhigt.

Er fragte nach dem Namen unsres Geschlechts und unsres Vaters, und als die Mutter ihm diesen genannt hatte, nahm er sie bei der Hand und sagte: „Dann begrüſse ich in Euch, meine Herrin, eine teure Verwandte, denn wisset, daſs ich ein Nachkomme jenes stolzen Olaf bin, der sich den neuen Königen nicht unterwerfen wollte und deshalb seine Burg in Nidaros einriſs und aus seinem Vaterlande auswanderte. Lange schiffte er auf dem wilden, weiten Meere umher, bis Islands Gebirge, flammend von der Sonne und vom

unterirdischen Feuer, vor seinem trauernden Blicke emportauchten. Da warf er die hölzernen Säulen seines Vaterhauses, die er mitgenommen hatte, in die Strömung, und dort, wo er sie, als er gelandet war, nach langem Suchen in einer stillen, vor dem Sturme geborgenen Meeresbucht wiederfand, — dort baute er unter Dankgebeten zu den Göttern das neue Nidaros, wie er sein Haus benannte und wie es noch bis zum heutigen Tage genannt wird. Er war nicht mehr Norwegens König; der König des Meeres aber blieb er auch fernerhin, und ich, sein Nachkomme, bin es auch und trage seinen Namen Olaf."

Jorunna schrie laut auf vor Freude, und meine Mutter wies sie wegen dieser Unbescheidenheit zurecht. Dann hiefs sie ihren Gast wiederholt willkommen und bat ihn, ins Haus zu treten. Mich aber und Jorunna schickte sie aus, dem Vater die Ankunft der Fremdlinge zu melden. Niemals vergesse ich diesen Abend, als ich mit Jorunna zum Vater eilte. Die Sonne war bereits untergegangen, die Mondsichel glänzte nur schwach in der Helle des ruhigen, silbergrauen Himmels; der Wind trug die eintönige Musik des Meeres vom Ufer zu uns, und die gelben Felder, welche in dem ungewissen Halbdunkel wie ein goldener See wogten, leuchteten uns durch die Lücken des Waldes entgegen.

„Er — er — er ist hier!" rief Jorunna schon von weitem dem Vater entgegen, und es dauerte lange, ehe sie, mit meiner Unterstützung, alles erzählt hatte, was vorgegangen war. Mein Vater wurde nachdenklich, gab ver-

schiedene Befehle in Bezug auf die Bewillkommung der Fremdlinge und eilte dann selbst mit uns durch den Wald in die Burg. Jorunna kleidete sich in ein weifses Gewand, das meine Mutter selbst gewebt und zum Brautkleide für sie bestimmt hatte. Auf ihre weifsen Füfse zog sie Schuhe von Goldbrokat. Sie war so schön, dafs als sie eintrat und sich neben der Mutter beim Feuer schweigend niederliefs, Olaf — denn so hiefs der Fremde gleich seinem Ahnen — überrascht von seinem Sitze aufsprang und sich tief vor ihr verneigte. Die Mutter sah erschreckt auf das Brautkleid Jorunnas und auf ihre flammenden Augen; der Vater aber verbarg meiner Schwester seinen Unwillen nicht. Jorunna achtete es nicht, ihr Auge haftete beständig auf Olafs Antlitz, als er von seinen Reisen erzählte, von den Gefahren des Kampfes und des Sturmes auf dem Meere, von den Reichtümern, die er gesammelt, von den Grausamkeiten, die er an seinen Feinden verübt hatte. Mir stockte der Atem und mein Herz drohte oft still zu stehen vor Entsetzen über diese Greuel; aber Jorunna jauchzte, ihre Augen funkelten vor Begeisterung, und unter einem Seufzer sagte sie, wie tief sie es bedaure, dafs sie kein Mann sei, um ein König des Meeres und der Schrecken der Feinde werden zu können. Olaf stand auf, als sie so sprach, und indem er sich vor sie hinstellte, bohrte er seine Augen in ihr Antlitz, so dafs mein Vater ungeduldig ihr befahl, sich zu entfernen, um für die Bequemlichkeit des Gastes zu sorgen und dem Gesinde die erforderlichen Weisungen zu erteilen. Als sie gehen wollte,

bemerkte Olaf ihren goldenen Schuh und sagte: „Wahrlich, Jungfrau, Ihr begeht ein Unrecht an Euerm Fufse, dafs Ihr ihn im Golde verbergt; ich habe seine Weifse im Sande des Ufers sonnig schimmern sehen, und wenn mir gestattet wäre, ihn mit meinen Lippen zu berühren, so würde ich mit jauchzendem Herzen all mein Gold als Opfer der Dankbarkeit in das Meer werfen."

Wortlos verliefs Jorunna das Gemach. Doch mein Vater sprach mit finsterm Gesicht: „Mein ganzes Haus lege ich Euch zu Füfsen, Olaf, denn Ihr seid mein Gast und Verwandter; aber ich bin ein treuer Diener meines Königs, und deshalb bitte ich Euch, Ihr möchtet uns Eure Liebe dadurch beweisen, dafs Ihr uns verlafst und mit Euerm Schiffe wieder absegelt, ehe noch die Sonne aufgeht; denn ich darf den Feind meines Königs nicht länger unter meinem Dache beherbergen."

„Und wie, wenn ich Euch nicht gehorche?" entgegnete Olaf.

„Dann behandelt mich wie Euern Gefangenen," sagte der Vater. „Ihr seid mein Gast, und ich kann meine Waffe nicht gegen Euch erheben."

„Bevor die Sonne aufgeht," entgegnete hierauf Olaf, „wird von meinem Schiffe in Euerm Fjorde keine Spur mehr vorhanden sein."

Von diesem Augenblicke an sprachen die Männer wenig mehr zusammen. Schweigend verzehrten sie ihr Nachtmahl und schweigend safsen sie am Feuer. Ich entschlief, den Kopf in dem Schofse meiner Schwester Jorunna,

welche in einer mir unbegreiflichen Aufregung zitterte. Als ich erwachte, lag ich in meinem Bette. Jorunna küſste mich weinend auf Augen und Stirne; ich stellte verschiedene Fragen an sie, schlief darüber aber bald wieder ein und erwachte nicht früher, bis das laute Weinen und Wehklagen meiner Mutter das ganze Haus erfüllte. Alles drängte sich nach dem Strande, wohin ich folgte. Der Fjord war leer, Olafs Schiff war verschwunden und meine Schwester Jorunna mit ihm ... Seid jener Zeit sind mehr als zwanzig Jahre verflossen. Jorunna wurde Olafs Weib und ist schon längst gestorben. Niemals konnte ich sie vergessen, auch auf dem Königsthrone nicht; stets sehnte sich mein Herz nach ihr, denn ich liebte sie mehr als die eigene Mutter. Alljährlich, wenn der König, mein Gemahl, in diese Wälder zur Jagd auszieht, traure ich hier, abgeschlossen von aller Welt, um Jorunna und kehre dann stets mit schwerem Herzen zu Hofe zurück."

„Ist keine Linderung Eures Schmerzes möglich, meine Herrin?" frug ich, als sie schwieg.

„O doch," erwiderte sie, „leider fand ich bisher niemand, der eine so schwierige Aufgabe übernommen hätte. Höret, Ritter Amis. Jorunna gebar ihrem Gatten ein einziges Kind, eine Tochter, und die ganze heiſse Liebe zu meiner Schwester übertrug ich nach ihrem Tode auf dieses Kind, welches in jenem fernen traurigen Lande weilt, inmitten der Schrekken der Natur und bei einem Volke, das nicht einmal Gott anbetet, denn obwohl es sich äuſserlich zum Christentume bekennt, so ver-

ehrt es doch noch die alten Idole und Götzen der Heiden. Auf mein inständiges Bitten sandte mein Gemahl den verehrten Meister Thyonych aus Byzanz nach Island, um das Porträt des unglückseligen Kindes zu malen. Ihr, Herr Ritter, habt das Bild vor den Strafsenräubern geschützt, und als Lohn für Eure Tapferkeit sollt Ihr meine Thorgerda sehen."

Hierauf erhob sich die Königin Astride und trat zu einem schweren Vorhange. Sie zog ihn rasch beiseite, und vor meinem verwunderten Auge stand das Bild eines Mädchens von nie gesehener Schönheit. Ihr lilienweifses Antlitz strahlte von überirdischer Erhabenheit und Würde; ihr blaugraues Auge liefs sich nur mit einem durchsichtigen See vergleichen, und ihr blondes Haar war ein Wunder der Natur. Ich weifs nicht, wie lange ich vor dem Bilde gestanden war, stumm und wie in eine Säule verwandelt, als mich der Klang der Jagdhörner aus meinem Traume erweckte. Der König war mit seinem Gefolge von der Jagd zurückgekehrt und trat in das Gemach seiner Gemahlin, die ihm erzählte, was sich zugetragen hatte. Darauf begrüfste er mich sehr herzlich und bat die Königin, zu meinen und Meister Thyonychs Ehren am Nachtmahle teilzunehmen. Als sie nach kurzem Zögern einwilligte, begaben wir uns in den Saal, wo die andern Gäste bereits warteten. Beim Schmause ging es sehr lebhaft zu, der Wein flofs in Strömen, aus goldenen Hörnern wurde Met getrunken, der Speisen gab es in reicher Menge, Gesang ertönte von den riesigen Kaminen, wo, trotzdem es Hochsommer war, mächtige Holzscheite

brannten, denn vom Gebirge wehete ein eisiger Wind. Allgemeine Fröhlichkeit herrschte, nur die Königin blieb traurig, und ich war nachdenklich. Ich besaſs für nichts mehr Sinn als für die göttliche Schönheit jenes Bildes, welches ich bei der Königin gesehen hatte.

Da wurde die Musik, die bisher im Saale gespielt hatte, von einer andern abgelöst, welche hinter der Türe ertönte. Es war der Klang von Lauten, zu denen weibliche Stimmen sangen. Die Türe tat sich auf und fünf junge Mädchen erschienen; ihr Haar war mit Blumen und jungem grünen Reisig durchflochten; sie hielten sich bei den Händen und führten einen Tanz auf. Hinter ihnen traten die Spieler ein und spielten ein ernstes Liebeslied, und diesen folgten zwei Pagen, die eine groſse silberne bedeckte Schüssel trugen. Sie stellten dieselbe vor das Königspaar hin, und die tanzenden Mädchen deckten die Schüssel auf. Ein lebender Pfau ward sichtbar, der ein goldenes, mit Perlen und Edelsteinen geziertes Halsband trug. Es war dies der Pfau, über welchem nach herrschender Sitte die Gelübde abgelegt wurden. Ich hatte das plötzliche Gefühl, als ob eine schwere Last von meinem Herzen genommen wäre; denn ich glaubte endlich die Worte gefunden zu haben, welche mir im Herzen brannten, ohne daſs ich sie bisher auszusprechen vermochte. Ich sprang von meinem Sitze auf und bevor noch jemand etwas sprechen konnte, rief ich mit starker Stimme, die Hand über den Pfau haltend und meinen Blick auf die Königin richtend: „Ich schwöre bei meiner Ritterehre, daſs ich Thorgerde aus Island ent-

führe, wo sie unter dem noch halb heidnischen Volke weilt. Ich schwöre, dafs ich sie vor das Antlitz der Königin Astride bringen will, dafs ich sie zu meinem Weibe machen und auf meine Burg in dem schönen Frankreich heimführen werde.“

Die Königin schrie freudig auf und verliefs den Saal. Als sie nach einer Weile zurückkehrte, hatte sie ihr Trauergewand abgelegt und erschien in einem weifsen, mit Rubinen besetzten Kleide.

Der König und seine Ritter wünschten mir Glück und Gedeihen zu meinem Unternehmen.

Am nächsten Tage zogen wir alle fröhlich in die Stadt, um Vorbereitungen zu meiner Reise nach Island zu treffen. Der König räumte mir eine Wohnung in seinem Palaste ein, und zwei Wochen nach meinem Abenteuer im Walde mit Meister Thyonych aus Byzanz segelte ich nach dem fernen Island ab.

Wie lange die Fahrt durch die endlose Wasserwüste währte, vermag ich nicht mehr zu sagen. Bald wiegte uns das Meer wie eine Mutter ihr Kind auf ihrem Schofse, bald drohete es uns in seinem Wüten zu verschlingen. Lange fuhren wir an der felsigen Küste Norwegens dahin, welche den Behausungen wilder Dämonen ähnelte und drohend in das eigentümliche, geheimnisvolle Licht der nördlichen Nächte, das mir die gröfste Bewunderung einflöfste, hineinragte. Wohin war die schwarze Nacht geschwunden? An ihrer Stelle verbreitete sich eine liebliche, träumerische Helle, und wenn wir auch die Sonne nicht sahen, welche

zu kurzer Ruhe versunken war, so waren doch ihre lichten Spuren auf den höchsten Gipfeln der Gebirge so lange sichtbar, bis sie von neuem, in goldener Schönheit strahlend, ihr Angesicht aus dem feuchten Lager wieder erhob. Endlich nach langer Fahrt tauchten auch die höchsten Gipfel der blauen Gebirge in den Schoſs der Wellen unter, und wir sahen nichts als den Himmel über uns und die unendliche uns umgebende Wasserwüste.

Eines Tages endlich, als der Himmel einem Saphir und die See dem Himmel glich, über den sich die Sonne ergossen hatte, blitzte ein blasser Feuerschein aus der himmelblauen Flut hervor, und als er sich allmählich höher aus den Gewässern erhob, erschien vor unsern Augen ein mächtiger, himmelanstrebender Schneekegel, der am Horizonte wie Silber erglänzte. Die Matrosen begrüſsten ihn mit Jauchzen. Es war dies einer der isländischen Bergriesen, und wir näherten uns unserm Ziele.

Ich dachte, wir würden in kurzem landen; man belehrte mich jedoch, daſs ich mich durch die Durchsichtigkeit und Reinheit der Luft habe täuschen lassen, daſs wir noch weit von der Küste entfernt seien und diese vor Anbruch des nächsten Morgens nicht erreichen könnten. Bald sah ich meine Täuschung ein. In einigen Stunden verlor sich der silberne Kegel wieder, denn der Himmel bedeckte sich mit Nebel, welcher auf das Meer herabsank und uns in seinen dichten Mantel hüllte. Der Nebel nahm immer mehr zu, und nach Sonnenuntergang herrschte fast völlige Dunkelheit. Ich konnte vor Erwartung nicht einschlafen und

ging in der Nacht auf dem Verdeck auf und ab, bis ich mich ermüdet am Vorderteil des Schiffs hinlegte und bald in Halbschlummer versank. Es dauerte nicht lange, da wurde ich durch ein scharfes, lärmendes Gekrächze erweckt. Es rührte von Vögeln her, die aus dem Schlafe aufgescheucht waren. Der Nebel war ziemlich gewichen, und ich sah vor mir ein hohes Gebirge, dessen Fufs tiefe Buchten bildete, während seine Gipfel sich steil, wie eine Wand, zu ungeheurer Höhe erhoben. Die einsame Insel lag wie ein verzauberter Riese inmitten des wogenden Meeres und schlummerte dort still, als ob sie ergeben ihr Geschick ertragen würde. Mir war wunderbar ums Herz inmitten dieses silbernen Nebels, den die Wellen schaukelten und an die Schiffswände anschlagend, ihr eintöniges Lied plätscherten. Da schlug plötzlich aus dem Vorgebirge des öden Eilands eine Feuerlohe auf, und nun erst sah ich im blutroten Lichte eine ganze Wolke aufgescheuchter Vögel, welche auf den Felsenriffen nisteten und die Luft mit ihrem wilden Gekrächze erfüllten.

Die gesamte Mannschaft unsres Schiffs kam sogleich auf das Verdeck, und jeder heftete die Blicke auf die geheimnisvolle Insel und auf die grofse flammende Feuersäule. Bald aber zog eine andere Erscheinung unsre ganze Aufmerksamkeit auf sich. Hinter dem Vorgebirge, von welchem die Feuerlohe wie ein Rubinenregen in die Gewässer fiel, kam ein Schiff hervor. Es hatte die Gestalt eines grofsen Drachen, der wie mit Schuppen aus Saphiren bedeckt schien. Sein Kopf war mit ungeheuern

schwarzen Federn bedeckt, die wie Haare flatterten, seine Segel waren ebenfalls schwarz und auf dem Verdeck, an der Stirnseite des Schiffs, sass ein blasses Weib von überirdischer Schönheit. Ihr langes Trauergewand hing über den Bord des Schiffs fast bis ins Meer herab, ihre nackten weissen Arme waren mit schwarzen Bändern umwunden, ihr blondes Haar hing ihr aufgelöst zu beiden Seiten von der Stirne herab und fiel ihr in grösster Unordnung in den Schoss; ihre lichten Augen, strahlend wie die Sterne, waren auf das am Vorgebirge flammende Feuer gerichtet, und um sie herum sass eine Gruppe in Trauerschleier gehüllter Frauengestalten. Eine von ihnen erhob sich und begann mit einem goldenen Kamme die Haare des schönen Weibes zu ordnen, während die übrigen ein sanft klagendes Lied anstimmten.

Regungslos betrachteten wir die zauberschöne Erscheinung; manche wandten ihr Gesicht ab und bekreuzigten sich. Ich aber erschauerte, denn unter gewaltigem Herzpochen erkannte ich dieses trauernde Mädchen: ich war überzeugt, dass dies die Lilie von Nidaros war, die schöne Thorgerda. Nur kurze Zeit war mir der Anblick vergönnt, das Schiff verschwand im Nebel und hätte die Feuerlohe auf dem Eilande nicht noch weitergeflammt, so würde ich alles für einen schönen Traum gehalten haben. Vergebens beschwor ich die Matrosen, in der Richtung zu segeln, in welcher der blaue Drache mit seiner wunderholden Last verschwunden war; sie hielten die ganze Erscheinung für einen blossen Trug böser Geister, und baten Gott, alles Schlimme

von unserm Schiffe abzuwenden und uns glücklich landen zu lassen.

Als die Sonne aufgegangen war, erblickten wir endlich wieder die isländischen Gebirge, zuerst wie blaue Schatten mit silbernen Scheiteln, bald aber lachten uns auch grüne Triften und Weiden entgegen, und am Ufer erglänzte der weiſse Sand. Ohne Unfall liefen wir glücklich in den Hafen ein, den die kleinen Häuschen des armen Städtchens umdrängten, wie die Schäflein den Brunnen. Zwei Tage hielt ich mich im Hafenstädtchen auf, kaufte dort für mich und meinen Schildknappen Pferde, und zeitig am Morgen des dritten Tages, da sich mein Knappe von der Unpäſslichkeit, die sich infolge der langen Seereise eingestellt, erholt hatte, ritten wir gegen die Burg Nidaros, einem Wege folgend, den man uns im Städtchen genau beschrieben hatte.

Die Insel Island findet in der Welt nicht ihres gleichen, die Luft ist dort reiner als Krystall und das Spiel von Schatten und Licht bezaubert das Auge wie ein Feentraum. Wir ritten zwischen Feldern und Triften, so grün, wie die glänzendsten Smaragde, hinter ihnen erhoben sich Hügel in dem bräunlichen Gewande blühenden Heidekrauts, hinter diesen baueten sich Berge auf, welche wie Gold strahlten und deren Spitzen von noch höheren Bergen überragt wurden, die in Purpurfarbe getaucht schienen und von ewigem Schnee und bläulichem Eise gekrönt waren. Über diesem wunderbar schönen Bilde lächelte der blaue Himmel, und eine tiefe, lautlose Stille weckte im Herzen den Gedanken an Tod und Grab,

wo ähnliche Ruhe herrschte. Es schien, als wäre dies alles eben erst neu aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen und als täte die Natur ihre ersten Atemzüge.

Nirgends war eine Spur von einem Walde oder Baume, nur hie und da wuchs eine strauchartige Birke und darunter rauschte zuweilen der scheue Schritt des Hühnergeiers im Grase, oder es ertönte dort das monotone Lied der dunkelgrünen Pieplerche. Aufser meinem Schildknappen hatte ich noch einen Reisegefährten, nämlich einen grofsen Kolkraben, der mir stets zur Seite blieb; bald flog er meinem Pferde voraus, bald kehrte er zurück und umkreiste mich in weitem Bogen. Anfangs wollte ich ihn verscheuchen, als ich aber das Vergebliche dieser Versuche einsah, liefs ich mir geduldig seine Gesellschaft und sein Gekrächze gefallen.

Gegen Mittag fanden wir uns auf einem flachen Weideland in einem feuchten, üppig grünen Tale und vor uns lag ein niedriges, mit Rasen gedecktes Häuschen, von welchem sich ein bläulicher Rauch emperringelte. Die Tür war offen und aus dem schrägen Vorbau flammte ein rotes Feuer, wobei Hammerschläge und Gesang ertönten. Es war dies offenbar eine Schmiede, und ich machte vor der Türe halt. Mein Kolkrabe krächzte wild auf, erhob sich in die Lüfte und verschwand. Ich bemerkte, dafs vor dem Hause einige Stangen standen, auf welchen die toten Körper mehrerer grofser Raben hingen. Diese mochten wohl meinen ungebetenen Reisegefährten erschreckt und vertrieben haben. Bei seinem wütenden Gekrächze

waren Hammerschläge und Gesang verstummt, und auf der Schwelle des Häuschens erschien ein alter Mann, den Hammer in der Hand. Er schauete dem davon fliegenden Raben nach, und bekreuzte sich, dann verneigte er sich vor mir, und beim Anblick der blanken Waffen blitzte sein Auge wie vor Vergnügen.

„Herr!“ rief er, „mein Dach ist zwar niedrig und mein Haus ist arm, dennoch hoffe ich, dafs Ihr nicht verschmähen werdet, einzutreten.“

Seine Miene war so freundlich, dafs ich gehorchte. Es sah sehr armselig aus zwischen den rauchgeschwärzten Wänden; um so mehr wunderte ich mich, als ich auf einem hölzernen Gesimse beim Herde einige silberne Geräte und unweit der Türe schöne blinkende Waffen erblickte. Die Augen des Alten leuchteten.

„Seid mir willkommen, Herr,“ sagte er; „mein altes Herz schlägt laut beim Anblick Eurer Heldengestalt. Es gab Zeiten, Herr, längst dahin gerauschte Zeiten, wo der alte Asbjarn nicht am Ambos stand, wie heute, Zeiten, wo seine starken Arme Schwert und Bogen handhabten — aber Thuride!“ Der Alte wandte sich nach einem dunkeln Winkel, wo ich jetzt erst die hohe Gestalt eines jungen Mädchens wahrnahm. Sie war in Trauer gekleidet, nur ihr Haupt war mit einem purpurfarbenen Tuche geschmückt, worunter sich ihr Haar barg. Bei ihrem Anblick erinnerte ich mich unwillkürlich jenes Mädchens, welches mit goldenem Kamme das blonde Haar Thorgerdas geordnet hatte, wenn anders jenes Schiff,

das sich auf den Meereswogen schaukelte, während auf der Insel helle Lohen hochschlugen, keine blofse Vision gewesen war.

Auf den Wink des alten Asbjarn nahm Thuride einen silbernen Becher von dem Gesimse und stellte ihn auf den hölzernen Tisch vor mir. Dann brachte sie ein Gefäfs mit Met und füllte den Becher bis zum Rande.

„Auf Eure Gesundheit, Jungfrau!" trank ich ihr zu und frug dann den Schmied, ob dies seine Tochter sei.

„Meine Enkelin, Herr, meine Enkelin," antwortete er. „Woher kommt Ihr, Herr, und wohin geht Euer Weg?"

„Ich bin ein fränkischer Ritter," entgegnete ich, „und befinde mich auf dem Wege zur Burg Nidaros. Wifst Ihr, wo sie liegt?"

Asbjarn und Thuride wechselten einen raschen Blick.

„Ein fränkischer Ritter? Und Ihr zieht nach Nidaros?" rief Asbjarn. „Ach, ich kenne die sonnigen Ufer des schönen Frankreich; jawohl kenne ich sie. — Aber Nidaros? Sagt, was führt Euch denn dorthin?"

Ich beherrschte mich nicht genügend und fühlte, dafs mir die Röte in die Wangen schofs. Seufzend senkte ich die Augen.

Asbjarn war verschmitzt. Er las mein Geheimnis auf meinem flammenden Antlitz. Ich sah, wie er seiner Enkelin einen Seitenblick zuwarf.

„Herr," sagte er nachdenklich, „geht nicht nach Nidaros. Ich sah den Raben, den nur seine toten Brüder hier verscheuchten, über

Euerm Haupte fliegen, und das bedeutet sicher Unglück."

„Mich will vielmehr bedünken, daſs Ihr Nidaros und jene, die dort wohnen, haſst," warf ich mit unschuldiger List hin, begierig, etwas über Olaf und seine Tochter zu erfahren.

„Nidaros hassen?" rief der Alte und sprang auf. „Herr, ich liebe niemand auf der Welt so, wie Olaf von Nidaros. Ich zähle jetzt nahezu hundert Jahre und war schon ein treuer Diener und Gefährte seines Vaters. Hui! wie hat die Erinnerung an meinen Herrn, an Herrn Sigurd, mein Blut in Wallung gebracht. Das war ein wahrer König des Meeres! Mit ihm teilte ich Kampf und Ruhm, mit mir teilte er die Beute, und ich einzig und allein kannte sein Geheimnis, über das Andere nur Vermutungen hegen."

„Nun dann," rief ich, „dann trinken wir zusammen auf das Andenken des Herrn Sigurd, aber nicht Met, sondern süſsen Wein von den Ufern des sonnigen Frankreich."

Auf meinen Ruf öffnete mein Knappe ein Behältnis, worin sich auſser den Geschenken für Olaf auch ein gut verwahrtes Gefäſs voll französischen Weines befand. Die Königin Astride hatte den Wein eigenhändig mit Gewürz bereitet und ihn bei meiner Abreise von Norwegen auf mein Schiff geschickt.

Die Augen des Alten funkelten und seine Zunge wurde bald geschwätzig, wie die Zunge eines Weibes. Als ich ihn in so froher Laune sah, frug ich ihn wie von ungefähr, weshalb er mir abriete, nach Nidaros zu gehen.

„Ihr werdet Nidaros in Trauer finden," antwortete er nach kurzem Zögern, „die Mutter Olafs, die blasse Sigelinde, wie sie genannt wurde, ist gestorben. Gott sei ihrer Seele gnädig!"

Asbjarn erbleichte und sah seine Enkelin, welche sich in dem dunkeln Winkel zum Spinnrade gesetzt hatte, bedeutungsvoll an.

„Ihr scheint um ihre Seele aufserordentlich besorgt zu sein," warf ich hin. „War Frau Sigelinde vielleicht eine Sünderin?"

Abermals erbleichte der alte Mann, und dabei erzitterte er am ganzen Körper, als ob ihn ein Schauer durchriesele. Dann neigte er sich zu meinem Ohre und flüsterte: „Sie war eine Walküre . . ."

„Was ist das, eine Walküre?" verwunderte ich mich.

„Wie?" staunte Asbjarn, „Ihr wifst nicht, was das ist? Ihr hörtet nie, Herr, von weifsen wunderschönen Jungfrauen, die auf Zauberrossen durch die Wolken reiten? Ihr habt niemals gehört, dafs aus den Mähnen dieser Rosse, wenn sie dieselben schütteln, Tau ins Tal und auf die Bäume herabträufelt? Diese Jungfrauen sind wild wie Gewittersturm. Eine Wolke von Raben und Adlern zieht mit ihnen. Wie die Blitze stürzen sie auf das Schlachtfeld; in ihren Händen liegt das Schicksal der Kämpfer. Wohl dem, den eine Walküre liebt, der bleibt immer Sieger, und keine Waffe verwundet ihn. Die Walküre reitet auf ihrem Rosse durch die Luft wie durch das Meer, und nach Gefallen verwandelt sie sich auch in einen Schwan."

„Und eine solche Walküre war Frau Sigelinde? Und trotz ihrer Zauberkraft unterlag sie dennoch dem Tode?“ frug ich.

„Ich sehe, Herr, dafs Ihr mir nicht glaubt,“ sagte Asbjarn, „und Ihr seid nicht der einzige; es gibt Leute, welche die alten Wahrheiten verlachen wie Kindermärchen. Ich aber schwöre Euch, bei meinem getauften Haupte, dafs das, was ich Euch jetzt erzählen will, auf reiner Wahrheit beruht. Ich selbst habe es mit eigenen Augen gesehen.“

Thuride kam aus ihrem dunkeln Winkel hervor und liefs sich auf der Erde ihrem Grofsvater zu Füfsen nieder. Ihre Augen waren auf sein Antlitz geheftet. Und der Alte begann zu erzählen: „Ich sagte Euch, Herr, dafs ich ein treuer Gefährte, ja, ein Freund des Herrn Sigurd war, denn ich bin ein freier Mann, wiewohl nur ein Schmied. Ich begleitete Herrn Sigurd, den König des Meeres, auf allen seinen Zügen nach den fernen Küsten. Einstmals kehrten wir, mit reicher Beute beladen, aus England zurück, als Herr Sigurd am norwegischen Gestade zu landen befahl. Er hatte nämlich vernommen, dafs ein Mönch auf der Kanzel lästerlich von ihm gesprochen hatte, und für diese Frechheit wollte er ihn bestrafen. Es erschien ihm unter seiner Würde, mit mehr als einem Begleiter im Kloster zu erscheinen. Schon vor dem Blitze seines Auges sollten diese geschorenen Heiligen sich beugen. Sie sollten ihm Abbitte leisten und dadurch ihr Kloster vor einem bewaffneten Angriffe bewahren. Daher nahm er nur mich mit, und dies eigentlich auch nur, damit er unterwegs

Gesellschaft hätte. Das Schiff blieb unter einem Felsen in der Bucht liegen, und wir gingen durch dunkle, rauschende Wälder dem Kloster zu. Leider verirrten wir uns im Walde und anstatt zum Kloster, wo wir uns Bequemlichkeit und ein gutes Abendbrot versprochen hatten, gelangten wir an einen grofsen See, der in tiefer Einsamkeit zwischen finstern Felsen lag. Der Mond leuchtete so klar wie ein Fischauge, aber der Lichtglanz, welcher zwischen den Bäumen hervor zu uns drang, war viel heller und weifser als der Schimmer der blassen Luna, und als wir das Seeufer betraten, da sahen wir, dafs jener Glanz von den weifsen Schultern von neun Frauengestalten herrührte, welche in dem See badeten. So oft eine von ihnen die Hände aus den Wellen erhob, um von dem langen goldenen Haare die Wasserperlen abzuschütteln, warf die schneeige Weifse der schönen Glieder einen Abglanz auf Felsen und Wasser. Wir standen regungslos und wufsten nicht, was wir beginnen sollten. Offenbar war es nicht ratsam, hier zu bleiben, denn dies waren unzweifelhaft keine sterblichen Weiber. Doch gänzlich entfernen wollten wir uns auch nicht. Plötzlich beugte sich Herr Sigurd zum Grase hinab und erblickte dort neun weifse Frauengewänder aus Schwanenfedern und neun goldene Gürtel, in welche Runen eingegraben waren. Herr Sigurd erfafste eins der Gewänder und einen der goldenen Gürtel, verbarg die kostbare Beute unter seinem Harnisch, fafste mich bei der Hand und zog mich rasch hinter einen ungeheuern schwarzen Steinblock, welcher uns verbarg. Bald darauf schwammen die

Weiber nach der Uferstelle, wo ihre Gewänder lagen und legten diese sowie die goldenen Gürtel an, worauf sie sich sogleich in weifse Schwäne verwandelten und, sich hoch in den Mondesglanz schwingend, verschwanden. Diejenige aber, die ihr Gewand nicht fand, begann zu weinen und zu wehklagen. Herr Sigurd sprang hervor und warf ihr seinen Mantel zu, damit sie sich mit demselben verhülle. Dann kniete er vor ihr nieder und bedeckte ihre Hände und Füfse mit glühenden Küssen, wobei er schwur, dafs sie und keine andere sein Weib werden müsse. Aber Sigelinde — so hiefs die Walküre — wollte von nichts hören; sie bat um ihr Schwanengewand; endlich aber entführte sie Herr Sigurd mit meiner Hilfe auf das Schiff, und sie wurde sein Weib."

Asbjarn verstummte.

„Und was geschah weiter?" frug ich begierig.

„Herr Sigurd war von jenem Augenblick an nicht mehr glücklich," fuhr der Alte fort. „Seine Liebe zu seinem Weibe wuchs mit jedem Tage; er hatte weder für Kampf noch Abenteuer mehr Sinn — sein einziger Gedanke war die schöne Sigelinde. Diese aber verbarg keineswegs ihre Abneigung gegen den Gemahl, und Tag und Nacht irrte sie im Hause und in der Umgegend umher, ihr Schwanengewand und ihren goldenen Gürtel suchend, die jedoch Herr Sigurd so sorgfältig aufgehoben hatte, dafs all' ihr Suchen vergeblich blieb. Er wufste nur zu gut, dafs sie ihm davonfliegen würde zu jenen fernen Bergen, wo die Walküren ihre einsame Burg bewohnen. Und

auch das wufste er, dafs nicht einmal ihre Liebe zu dem Sohne Olaf, den sie ihm geschenkt hatte, sie in seinem Hause zurückzuhalten vermöchte. Sein ganzes Leben hindurch war Herr Sigurd unglücklich, sein Weib hatte nie ein Lächeln für ihn, sie safs in ihrem Turme und spann, und erst als sie hörte, dafs ihr Gemahl im Sterben liege, trat sie in seine Kammer und bat ihn kniefällig, jetzt wenigstens möge er ihr das geraubte Schwanengewand und den goldenen Gürtel zurückgeben. Herr Sigurd aber schwieg und starb. Er hatte nicht aus Groll gegen sein liebloses Weib geschwiegen, sondern nur weil ihm das Heil ihrer Seele am Herzen lag. Durch den Verlust von Gewand und Gürtel war Sigelinde zwar ein sterbliches Weib geworden, aber ihre Seele konnte gerettet werden, wogegen eine Walküre doch nur ein Greuel vor den Augen des Herrn ist ... War Herr Sigurd unglücklich, so war es sein Sohn Olaf noch mehr. Seine Mutter erzwang auf listige Weise von ihm das Bekenntnis, dafs sein sterbender Vater ihm den Ort bezeichnet habe, wo er ihren Schatz verborgen hielt, und da Olaf das Geheimnis auf keine Weise verraten wollte, so sprach sie einen wilden Fluch über ihn aus. Sie schlofs sich in ihren Turm ein und seitdem sah sie kein Menschenauge mehr, bis Olafs Tochter Thorgerda geboren ward. An diesem Tage erschien Sigelinde in dem Gemache ihrer Schwiegertochter Jorunna. Ihr Haar war bereits weifs, die Wange jedoch noch jugendlich, obgleich unheimlich blafs. Sie nahm das Kind in die Hände und lispelte ihm geheimnisvolle Worte ins Ohr,

Hierauf entfernte sie sich wieder und befahl, dafs man ihr die kleine Thorgerda täglich bringe. Olaf freute sich hierüber; er glaubte, es sei der Anfang der Versöhnung mit seiner Mutter; bald aber sollte er diese Vertrauensseligkeit büfsen. Sigelinde bemächtigte sich der jungen Seele ihrer Enkelin, erzählte ihr ihren Lebenslauf und bestimmte sie zu ihrer Erbin. Als Thorgerda erwachsen war, sagte Sigelinde zu ihr: „Du wirst Deinem Vater das Geheimnis entlocken, wo Schwanengewand und Gürtel verborgen sind, und wirst dann eine Walküre werden.“ Von jener Zeit an sah Olaf kein Lächeln mehr auf den Lippen seiner Tochter. Seit dem Tode seines Weibes Jorunna führt der Arme ein elendes Leben, seine Schiffe liegen still und beginnen bereits zu zerfallen, und vereinsamt wie ein Baum auf der Heide, sitzt er am Feuerherde.“

„Und Sigelinde?“ frug ich.

„Sie starb vor einer Woche,“ antwortete der Alte. „Sie wollte nicht in geweihter Erde begraben werden. Deshalb führte Thorgerda ihre Leiche auf eine unbewohnte Felseninsel; dort errichtete sie einen grofsen Holzstofs, auf diesen wurde die ehemalige Walküre gelegt, im Purpurgewande und ein Diadem auf dem Kopfe, und nachdem man die Tote und den Scheiterhaufen mit wohlriechendem Öle übergossen hatte, wurde dieser angezündet.“

Ich wufste nun, dafs ich Thorgerda in Wirklichkeit und keineswegs als blofse Vision gesehen hatte. Das Verlangen, sie wieder zu sehen, war durch Asbjarns Erzählung nur noch mächtiger in mir entfacht worden. Ich erhob

mich, um zu gehen, und dankte ihm für die mir erwiesene Gastfreundschaft.

„Geht nicht nach Nidaros," warnte er mich noch einmal. „Ich ahne, daſs Thorgerda Euch dorthin zieht, aber Ihr habt keinerlei Hoffnung; sie träumt nur davon, eine Walküre zu werden, und macht Ihr sie gegen ihren Willen zu Euerm Weibe, so werdet Ihr so unglücklich wie Sigurd."

Ich achtete nicht auf diese Rede, sondern nahm Abschied und bestieg mein Roſs. Asbjarn war betrübt, als er mich hinausbegleitete, und Thuride, seine Enkelin, lehnte stumm und träumerisch an der Tür des Häuschens. Von dort blickten mir beide nach und winkten mir Lebewohl. Unwillkürlich hielt ich mein Pferd an, als ich plötzlich die starke tiefe Stimme Thuridas vernahm und der Wind mir folgendes Lied zutrug:

„So jung ich bin, mein Haupt ist schwer und müd',
Welk meine Seele und mein Herz verglüht,
Seit ich vernahm, was dunkle Nornen sangen —
So dumpf gespenstisch ihre Lieder klangen,
Daß meiner Jugend Lächeln jäh verblüht.

Vom Lager stand ich auf im Mondenschein.
Durch Gras und Blüten schritt ich in die Ferne,
Wie goldne Augen schimmerten die Sterne,
Die mir den Pfad erhellten querfeldein ...

Aus Blattgewirr am grauen Birkenbaum
Stöhnt meiner toten Mutter Stimme leise:
„Kehr' um und flieh!" — Umsonst! — die bange Weise
Erstirbt im Nachtwind wie ein Duft, ein Traum ...

Und himmelwärts ein schwarzer Felsen strebt,
Die Arme reckt er weit, ein kühner Freier;

Um seine Riesenstirn' den Silberschleier
Hat ihm die Mondesgöttin selbst gewebt.

Das ist der Ort — da hemm' ich voller Grauen
Den irren Schritt, und an des Berges Spalte
Preß' ich das Haupt, um, was sein Schoß enthalte,
Und seiner Tiefe Heimlichkeit zu schauen:

Am schwarzen Webstuhl weiße Jungfrauen sitzen,
Die anzuschau'n sind schrecklich wie der Tod
Und schön wie Meeressturm. Ihre Augen blitzen
Mordkündend auf, wie Meteore rot.
Und von dem goldnen Sitz der Weberinnen
Tropft rotes Herzblut nieder. Gier'gen Blicks,
Mit dünnen, graus'gen Krallenfingern spinnen
Sie rastlos das Gewebe des Geschicks.
Aus Schädelbergen ein Erwählter, grinst
Ein Kronenträger als Gewicht am Seile —
Gedärm von Menschen ist ihr Blutgespinst,
Das Schiff ein Schwert — der Kamm ein Bündel Pfeile.

Und dann: von einer heil'gen Wut durchbebt,
Fahren sie auf, und, was sie stumm gewebt,
Zerreißen sie mit hellem Hohngelächter,
Des eig'nen Werks entsetzliche Verächter.
Und in ihr Lachen mischt sich laut ihr Singen:
Ein schaurig bittres, unerhörtes Lied!
Die Erde bäumt sich und die Felsen springen.
Auf roten, goldgemähnten Rossen zieht —
Wie Wolkendunst, wie flammende Wetterwogen —
Die Nornenschar am dunkeln Himmelsbogen.
Der Rosse Mähnen wetterleuchtend wallen,
Wie Donner dröhnt das Hallen ihrer Hufe,
Aus krachenden Forsten tönen Todesrufe,
Der Mond erlischt und alle Sterne fallen ...

Und darum ist mein junges Herze krank'
Weil ich vernahm, was die Walküren singen ...
O flieht sie, flieht! laßt nimmer ihren Sang
Zu Fluch und Unheil an das Ohr Euch dringen!
So dumpf gespenstisch klang ihr Schicksalslied,
Daß all mein Lächeln ewig von mir schied."

— — — — — — — — — — — — —

Als das letzte Wort des wilden Liedes verhallt war, verschwanden Grofsvater und Enkelin von der Türe, und die wuchtigen Hammerschläge, welche die Luft erzittern machten, belehrten mich, dafs der Alte wieder zu seiner Arbeit zurückgekehrt war. Noch ein letztesmal blickte ich mich um. Die Funken stoben aus der offenen Halle ins Gras, und in der roten Glut des Feuers erschienen mir Thuride, die den Blasebalg handhabte, und Asbjarn, der den Hammer schwang, wie die Schatten aus einer andern Welt. Thuridas Lied hatte eine unbegreifliche Bangigkeit in mir geweckt. In Gedanken vertieft, ritt ich stundenlang dahin, ohne meinen auf die Brust gesenkten Kopf zu erheben. Als ich endlich um mich blickte, war die Sonne eben im Untergange begriffen. Ich fand mich auf dem flachen Kamme einer nicht sehr ausgedehnten Hügelkette, und meinem bewundernden Auge bot sich die ganze Schönheit der zauberhaften Insel dar. Es war um die Zeit, wo die übrige Welt schon in tiefe Nacht gehüllt ist, und kaum zwei Stunden mochten noch bis zur Mitternacht fehlen, aber in dieser Gegend schwamm noch Alles in glänzendem Lichte. Das ganze Firmament schien eine einzige goldglühende Flamme, und darüber wälzten sich purpurne Wolken, ihre abenteuerlichen Gestalten fortwährend verändernd. Zu meiner Rechten starrten die weifsen Gletscher in den brennenden Himmel und hie und da färbte ihre krystallenen Stirnen eine tiefe Röte, als ob dieser jungfräuliche Schnee unter dem glühenden Kusse der scheidenden Sonne errötete; zur Linken wogte in der Ferne das lasur-

blaue Meer wie in verschmachtender Sehnsucht nach der strahlenden Königin des Tages, und die Wellen sprangen ihr brausend entgegen, dafs der tiefe Ton bis zu mir herüber scholl. Nicht länger zögernd, neigte sich die von ihrer langen Pilgerfahrt ermüdete Sonne dem Meere zu und sank in seine kühlende Umarmung. Sie rifs den ganzen goldenen Baldachin der flammenden Wolken mit sich, ein silbernes Helldunkel trat an ihre Stelle, und in tiefer Stille trauerte die Welt um den erloschenen Tag, welcher sie wieder um einen Schritt dem Ende näher gebracht hatte.

Ich seufzte auf und trieb mein Rofs an. Die Hügel zogen sich jetzt immer enger der See zu, und bald ritt ich am Ufer eines in tiefem Dämmergrau schlummernden Meerbusens entlang. Auf den Felsen zitterten hie und da niedrige Zwergbirken aus ihren Träumen auf, und auf den Gewässern schwammen weifse Schwäne. Plötzlich als ich um den Felsen bog, lag die Burg Nidaros vor mir. Es war ein grofses hölzernes Haus, reich mit vergoldetem und versilbertem Schnitzwerk bedeckt, vielfach mit Moos bewachsen, und mit mehreren Galerien und zahlreichen Türmen versehen. Rings um die Burg erhoben sich hohe hölzerne Palisaden, und über dem riesigen Tore safs ein Rabe und krächzte mich zum Willkommen unheimlich an. Ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, dafs dies derselbe Rabe sei, der mich bis zur Schmiede so beharrlich begleitet hatte.

Neben dem Tore hing ein hölzerner Hammer, mit dem ich anklopfte.

Alsbald erscholl ein wütendes Hundegeheul. Eine Stimme hinter den Palisaden gebot Ruhe, und das Tor öffnete sich.

Ich ritt ein und befand mich in einer Art Gartenanlage, welche sich längs des ganzen Hauses hinzog. Aus dem hohen Grase wuchsen nur leise rauschende Birken. Der Mann, der mir das Tor geöffnet hatte, führte mich durch einen langen, breiten Korridor in ein grofses Gemach, wo neben dem Kamin beim flackernden Feuer noch der Burgherr safs, obwohl die Nacht schon bedeutend vorgeschritten war. Die rauchgeschwärzte Decke dieses Saales wurde von zwei riesigen, mit silbernen Runen bedeckten Holzsäulen getragen; zwischen diesen stand ein erhöhter Sitz, der mit einem dunkeln, von Perlenstickerei umsäumten Stoffe bedeckt war, und dort safs Thorgerda. Sie war in ein Trauergewand gekleidet, hatte ihr blondes Haar mit einem schwarzen Schleier durchflochten und spann einen Silberfaden. Zu ihrer linken Seite auf einer längs der Wand hinlaufenden reichgeschnitzten Bank safsen ihre Mädchen und diesen gegenüber, an der entgegengesetzten Wandseite, safsen die Männer.

Als ich eintrat, stand Olaf von seinem Sessel auf, ebenso erhoben sich die übrigen Männer und verneigten sich tief vor mir. Olaf war eine Riesengestalt, sein noch immer reiches Haar war vollkommen weifs, seine himmelblauen und durchsichtig klaren Augen blickten ernst, aber keineswegs feindselig. Er trug einen kurzen Waffenrock, über den er einen dunkelblauen Mantel geworfen hatte, seine Schuhe waren mit Riemen an den Füfsen be-

festigt. Olaf empfing mich sehr freundlich und nötigte mich, auf seinem Lehnsessel Platz zu nehmen, über welchem uralte Waffen hingen, worunter ein silberner, mit himmelblauem Email gezierter Schild wie der Mond leuchtete. Auf seinen Wink näherte sich mir Thorgerda, und in dem roten Flammenschein des Kaminfeuers, der einzigen Beleuchtung des groſsen Gemachs, erschien sie mir in ihrem schwarzen Gewande und mit dem goldenen, bis zu den Knien herabwallenden Haar so hinreiſsend schön, daſs ich unwillkürlich mich erhob und dann vor ihr niederkniete. Ihre Augen blickten so frostig wie das blaue Eis ihrer heimatlichen Gletscher, und ihre Lippen umspielte ein verächtliches Lächeln. Rasch erhob ich mich wieder und reichte ihr den in rosafarbene Seide eingeschlagenen Brief‘ welchen mir die Königin Astride für sie mitgegeben hatte; gleichzeitig übergab ich Olaf ein Schreiben des Königs.

Thorgerda zog aus einer schwarzen Scheide ein blankes Messer, durchschnitt damit die Seide, die sie in das Feuer warf, überflog nachlässig den Brief und übergab ihn einem Mädchen, welches eben einen Becher mit Honigmet gebracht hatte.

„Seid uns willkommen, Herr Ritter,“ sagte Thorgerda in gleichgültigem Tone und reichte mir den Becher. Als sie dabei ihre Blicke auf mich heftete, erbebte meine Hand derart, daſs sie einige Tropfen Met auf die ihrige vergoſs. Sie lachte verächtlich über meine Schwäche, und vor Scham drängte sich mir alles Blut in die Wangen.

Unterdessen hatte auch Olaf seinen Brief gelesen. Er seufzte tief auf und reichte mir die Hand. Dann befahl er, dafs sogleich das Nachtmahl zugerichtet werde.

Thorgerda setzte sich wieder auf ihren Platz zwischen den beiden Säulen und spann weiter; nicht ein einziges Mal blickte sie auf mich, während ich mit ihrem Vater beim Kamin safs. Als ich die reichen Geschenke auspacken liefs, welche die Königin ihr schickte, streifte sie die funkelnden Edelsteine kaum mit dem Auge, sondern nickte nur leicht mit dem Kopfe und liefs die Sachen liegen, wo ich sie hingelegt hatte. Nachdem das Nachtmahl aufgetragen war, stand Thorgerda auf, gofs mir von neuem Met ein und sagte mir Gutenacht, worauf sie sich mit ihren Mädchen entfernte. Dann gingen auch die Männer, welche die ganze Zeit über stumm längs der Mauer dagesessen hatten. Kaum war ich mit Olaf allein, als er aufstand und mich umarmte und ans Herz drückte.

„Der König schreibt mir, was Euch hierher führt," sagte er bewegt, „o! möchte es Euch doch gelingen, das Herz meines Kindes zu gewinnen; möchte ihre eisige Seele vor dem Strahle der Liebe schmelzen. Ich bin ein elender Greis, der sich nach dem Frieden des Grabes sehnt; mein sündiges Leben war ein einziger Sturm, und die Erinnerung an Jorunna, Thorgerdas Mutter, ist meine einzige Freude."

Hierauf versank er in tiefes Sinnen und begann dann wieder: „Ich fürchte, Thorgerda ahnt, was Euch hierher auf dieses entlegene Eiland führt, und ihr Trotz wird sich gewifs

aufbäumen wie ein wildes Rofs. Verratet Euch nicht vorzeitig!“ Er nahm mich bei der Hand und führte mich zu einem kleinen Altar, auf dem ein grofser, aus einem Stück gefertigter eiserner Ring lag.

„Hier haben meine Ahnen, die das Kreuz noch nicht kannten, ihre heiligsten Eide abgelegt,“ sprach er feierlich, seine Hand auf den Ring legend, „hier schwöre auch ich, dafs Euer Haupt mir heiliger sein soll als das Heil meiner eigener Seele, dafs es mir so teuer sein soll wie der Schatten meines verstorbenen Weibes. Ich will Euch bei Euerm Unternehmen behilflich sein mit allen Kräften, welche mir altersschwachem Greise noch verblieben sind. Von diesem Augenblicke an betrachte ich Euch als meinen Sohn.“

Ich küfste dem ehrwürdigen Manne die Hand, welche er mir aufs Haupt gelegt hatte, und er selbst führte mich, sich auf meinen Arm stützend, in meine Kammer, welche von diesem Abende an meine Wohnung blieb.

Längs der Wand standen dunkle Schreine mit köstlichen Silberbeschlägen, worin ich meine Waffen aufhob. Ein grofses schweres Bett mit blauseidenen Kissen nahm die Mitte des Zimmers ein. Nachdem ich die Vorhänge hinter mir zugezogen hatte, sank ich ermüdet in die Eiderdaunen, und so schlief ich zum ersten Male unter dem Dache Olafs, des Königs der Meere.

Am andern Tage rief Olaf sämtliche Bewohner des Hauses zusammen und verkündete ihnen, dafs ich, sein lieber Gast, auf der Insel zu überwintern gedenke, erklärte mich feierlich

als ein Mitglied der Familie und gebot allen Anwesenden, mir mit Freundschaft und Ehrfurcht zu begegnen. Hierauf reichte mir jeder der Männer seine kräftige Hand und die Frauen lächelten mir zu, mit Ausnahme Thorgerdas, deren Benehmen gegen mich heute noch kühler war als gestern. Sie hatte während der ganzen Zeit geschwiegen, erst als sie mir das schwere goldene Horn reichte, aus welchem Olaf meine Gesundheit getrunken, öffnete sie ihre verächtlich verzogenen Lippen. „Wäre es vielleicht nicht angezeigt,“ sagte sie, „dafs einer von den Männern oder etwa eines der Mädchen Euch helfen sollte, das Horn zu heben? Eure zitternde Hand wird es schwerlich halten können.“

Ich antwortete nicht hierauf, trank ruhig den neuen Freunden zu und reichte das Horn mit dem Mete weiter.

Mehrere Tage sah ich Thorgerda nicht; ihre Trauer lieferte ihr den Vorwand, sich fern zu halten. Sie hielt sich in dem Turme auf, in welchem Sigelinde gestorben war, und nur zeitweilig erklang ihr finstres Lied durch das Haus. Nur am Abend safs sie zuweilen ein kurzes Stündchen zwischen den mit Runen bedeckten Säulen, niemals jedoch streifte ihr Blick mein Angesicht, und meinen Erzählungen schien sie nie zuzuhören, wenn ich beim flackernden Herdfeuer von den feinen Sitten Frankreichs, von den glühenden Schönheiten des Südens, von den Liebesabenteuern unsrer Ritter sprach. Je gleichgültiger Thorgerda war, desto herzlicher kamen mir die übrigen Bewohner des Hauses entgegen, und in kurzer

Zeit fühlte ich mich unter diesen einfachen Menschen, welche mich bald als ihren Genossen betrachteten, heimisch. Fröhlich teilte ich ihre Mahlzeiten, die aus Käse, Fischen und einem Hafermus bestanden, welch letzteres in einem über dem Herdfeuer hängenden Kessel bereitet wurde. Ich fuhr mit ihnen zum Fischfang hinaus und machte mich Olaf in der Bewirtschaftung seines Gutes nützlich, dem er sich mit solchem Eifer widmete, als ob er niemals ein Schwert gezückt oder ein Schiff auf stürmischer See befehligt hätte.

Einst fuhren wir tief ins Land hinein, wo auf weiten Triften Olafs Herden grasten. Rund herum zog sich das Gebirge, und Olaf nannte mir alle die Riesen, welche so erhaben ihre schneeigen Gipfel zur Sonne erhoben und durch die bunte Schönheit ihrer Farben mein Auge anzogen. Am meisten fesselte mich der Berg, den er Hekla nannte. Schwarz wie ein Nachtgespenst, baut er seinen ungeheuern Riesenleib in das Blau hinauf, und auf seinem Gipfel erglänzen einige weifse Streifen von Schnee. Über seinem Haupte schwebt gespenstig eine Krone dunkeln Rauchs, an jenes schaurige Höllenfeuer gemahnend, welches in seinen Eingeweiden wütet und schon mehr als einmal die ganze Insel zu vernichten drohte, diese in ihren tiefsten Grundfesten erschütternd.

In einem so grofsartigen Rahmen dehnten sich die üppigen grünen Weiden aus, auf welchen die schönen Herden Olafs am Ufer eines tiefen rauschenden Flusses grasten, dessen fast milchweifses Wasser zumeist geschmolzener Bergschnee war. Während ich an dem Flusse

hinritt, gewahrte ich plötzlich am andern Ufer eine Herde wilder Pferde, und auf einem derselben safs eine reizende Frauengestalt, in der ich sogleich Thorgerda erkannte. Sie ritt ohne Zügel, ihr Haar flatterte durch die Lüfte, und ich hörte ihr wildes Geschrei, womit sie mutwillig das Pferd zu schnellerem Laufe anfeuerte. Mitten im rasenden Galopp sprang sie ab, fing ein andres Pferd, das gerade daher gesprengt kam, schwang sich auf seinen Rücken, jagte wie der Wind durch das hohe Gras, vertauschte das Pferd in der vorigen Weise abermals mit einem andern und trieb so ihr verwegenes Spiel weiter. Erstaunt sah ich diesem wilden, aber schönen Schauspiele zu, und bald fühlte ich mich von einem unwiderstehlichen Zauber erfafst. Ich sprang von meinem Pferde, und ehe noch Olaf meine Absicht erraten konnte, hatte ich mich schon in die Wellen des eisigen Flusses geworfen. Olaf schrie ängstlich auf, und da Thorgerda seine Stimme gehört hatte, näherte sie sich dem Ufer und blickte in den Flufs. In diesem gab es so viele Wirbel und die Strömung war so stark, dafs ich fürchtete, sie werde mich mit sich fortreifsen und ins weite Meer tragen, gleich einem Raubtiere, das seine Beute in den entlegensten Winkel des Waldes verschleppt. Das Bewufstsein jedoch, dafs Thorgerda meinen kühnen Kampf mit dem überlegenen Elemente beobachtete, gab mir übermenschliche Kraft.

Inmitten der wildesten Strudel lag ruhig eine kleine grüne Insel, deren üppige Gräser mir wie zum Grufse winkten und mich zum Ausruhen einluden. Aber die schwarzen, schaum-

bedeckten, mächtig kreisenden Wirbel bedrohten jeden Waghals mit dem Tode, der sich diesem stillen, von ihnen argwöhnisch bewachten Paradiese nähern wollte.

Durch diese Verderben kündenden Hüter des lachenden Eilands abgeschreckt, wollte ich mich schon von der Insel wieder entfernen und in entgegengesetzter Richtung schwimmen, als mein Auge plötzlich auf eine purpurne Blüte fiel, welche hoch zur Sonne emporschoſs und in den aufgeregten Wellen sich beschauend, mit der den Pflanzen eigenen seligen Ruhe von ihrer Schönheit träumte. Der Gedanke, wie königlich diese schöne Blüte das stolze Haupt Thorgerdas schmücken müſste, verscheuchte blitzschnell jede Furcht vor der Gefahr der sichern Tod drohenden Strömung, und nach einigen Augenblicken verzweifelten Kampfes lag ich atemlos und fast zum Sterben ermattet in dem duftigen Schoſse der kleinen Insel. Die vom Winde bewegten Gräser neigten sich über mein Haupt und über die schwer atmende Brust und legten sich gebrochen nieder, als meine Finger sie krampfhaft umfaſsten, denn einen Augenblick schien mir der weite Himmel ein blauer Abgrund, in den ich mit wahnsinniger Schnelligkeit hineinstürze. Ich schloſs rasch die Augen und bald kehrten mir die Kräfte wieder. Als ich freier zu atmen vermochte, setzte ich mich in dem Grase auf. Meine Blicke irrten nach der Richtung, wo sie Thorgerda zuletzt gesehen hatten. Die eben überstandene Gefahr blitzschnell vergessend, pflückte ich jene einsame Purpurblüte, welche mich hierher gelockt hatte, und sie fest zwi-

schen den Lippen haltend, warf ich mich wieder in die Strömung.

Zum zweiten Male war ich nun dem Tode so nahe, dafs ich sein hohles Antlitz zu sehen glaubte, aber meine Seele rief aus der Tiefe des Grauens zu Gott und der heiligen Jungfrau, und ohne Unfall setzte ich endlich den Fufs auf das Ufer, wo Thorgerda noch stand. Sie suchte vollkommen gleichgültig zu erscheinen, aber ihre Finger gruben sich krampfhaft in die Mähne eines Rappen, der friedlich neben ihr graste, und ihre Nasenflügel erweiterten sich und zitterten. Da schofs mir ein Blitz der Freude durch die Seele, ich kniete vor ihr nieder und durch die Ströme von Haaren blikkend, die mir ins Gesicht hingen und denen ganze Bäche entquollen, reichte ich ihr meine rote Blume.

„Diesmal, Jungfrau, hat meine Hand nicht gezittert," sagte ich, „sie bebte nicht, als sie diese Blüte pflückte."

„Und darum habt Ihr Euer Leben aufs Spiel gesetzt?" frug sie, das Auge auf die weifse Hand senkend und die dunkle Mähne des Rosses zerraufend.

„Für einen einzigen Blick aus Euerm Auge," flüsterte ich, „würde ich gern noch gröfsere Gefahren bestehen. Wer die kostbarste Blüte dieser Insel zu pflücken trachtet . . ."

Ich konnte nicht vollenden. Aus ihrem Auge schofs ein Blitz von ungezähmter Wildheit; sie stampfte ungeduldig mit dem Fufse, zerdrückte die Purpurblüte, für welche ich mein Leben eingesetzt hatte, und reichte sie ihrem Pferde. Dann lachte sie wild auf, schwang

sich auf das Tier und verschwand in der Ferne wie der Blitz.

Olaf, der unterdessen oberhalb der Insel eine seichte Stelle durchwatet hatte, stellte mich wegen meiner Waghalsigkeit zur Rede und forderte mich auf, bei einem guten Feuer meine Kleider zu trocknen ...

Seit jener Zeit bemerkte ich eine Veränderung an Thorgerda. Sie pflegte zwar noch immer scheinbar gleichgültig zwischen den runenbedeckten Säulen zu sitzen, doch vermochte sie sich nicht mehr so vollkommen zu beherrschen. Oft, sehr oft sah ich, dafs ihr Auge auf einen Augenblick auf meinem Gesicht weilte, wenn ich sie aber dabei betraf, erbebte und erbleichte sie und durchbohrte mich mit einem hafserfüllten Blicke.

Eines Tages, als ich von der Liebe gesprochen hatte und von ihren Wonnen schwärmte, als ich schilderte, wie unter dem milden Himmel Frankreichs das Weib auf dem Throne ihrer Würde mit Armut und Holdseligkeit herrscht, da ertappte ich in Thorgerdas Auge etwas wie Sehnsucht und Rührung, und ein langer, tiefer Seufzer ihrer Brust klang zu mir herüber. Mein Herz erbebte unwillkürlich in der glühenden Hoffnung des Sieges, mein Auge strahlte vor Freude. Thorgerda aber las in meinen Zügen, liefs die Spindel fallen, rifs ihren schwarzen Schleier von der Stirne über das Gesicht herab und verliefs den Saal.

Ein Tag schwand gleich dem andern dahin, und der Sitz zwischen den Säulen blieb leer. Thorgerda fand sich nicht mehr ein, wenn alle Bewohner des Hauses sich abends um das

Herdfeuer versammelten. Tag und Nacht weilte sie wieder in dem Turme, wo Olafs Mutter gestorben war, und auf alle meine Fragen nach ihr erhielt ich zur Antwort, dafs Thorgerda dort ein besonderes Gewand webe, welches sie bis zum Herbste fertig zu bringen beabsichtige.

In jenem nördlichen Himmelsstriche stellt sich der Herbst sehr zeitig ein; der Sommer neigte sich bereits seinem Ende zu, und ich verbrachte ganze Tage mit Olaf auf den Feldern, wo die Schnitter bis zur sinkenden Nacht mäheten. Kaum waren die Arbeiten in den Feldern beendet, so begann auch schon ein eisiger Wind von den Bergen zu wehen und Nebelschleier senkten sich durch die kühle Luft zu Boden. Von den entlegenen Weideplätzen trieb man die Herden auf die Wiesen, welche sich um die Burg Nidaros zwischen den Felsen bis zu den blauen Gewässern des Meerbusens hinzogen. Zugleich entsandte Olaf weit und breit seine Boten, um nach althergebrachter Sitte zahlreiche Gäste zu einer grofsen Festlichkeit nach Nidaros einzuladen, die jeden Herbst mit grofsem Pomp begangen wurde. Das fetteste Jungvieh endete unter dem Schlachtmesser, nicht allein um für die bevorstehenden Schmausereien die Braten zu liefern, sondern weil die Insel im Winter nicht hinreichendes Futter bot.

Für mich gab es jetzt keine Beschäftigung, daher pflegte ich auf das Meer hinauszufahren. Als eines Tags das Ungestüm des Sturmes mich zwang, im Hause zu bleiben und ich planlos in diesem umherwanderte, gelangte ich zum erstenmale in jenen Turm, wo Thorgerda

wohnte. Die Türe ihres Gemachs war offen, und als ich darin Thorgerda in Gesellschaft einiger schwarz gekleideter Mädchen am Webstuhle sitzen sah, erinnerte ich mich unwillkürlich jenes Liedes von den Walküren, welches die Enkelin des Schmiedes mir zum Abschied gesungen hatte, als ich gegen Nidaros ritt. Bei meinem Anblick verfinsterte sich Thorgerdas Antlitz. Sie sann ein Weilchen nach, und ohne in ihrer Arbeit aufzuhören, sang sie mit dumpfer Stimme folgendes Lied:

Am Ufer sitzt das Königskind
Und kämmt ihr gold'nes Haar.
Ihr Lied erklingt im Abendwind
So seltsam, wunderbar.

Als meine Mutter mich gebar,
Da schien der Mond so grell;
Im Walde krächzten Eul' und Aar,
Doch schwieg der heil'ge Quell.

„Du junges Herz, das ist Dein Fluch:
Wie Felsen hart wirst Du!"
So scholl der Parzen grauser Spruch —
Der Chor sang dumpf dazu.

„Du raubst als blonde Zauberin
Den Herzen Glück und Ruh,
Doch keine Liebe kennt Dein Sinn!"
Der Chor sang dumpf dazu.

„Dir lächelt nimmer Freya's Gunst
Im bunten Maienflor.
Dein Erbteil sei die schwarze Kunst!"
Dumpf sang dazu der Chor.

„Und niemals Deine Seele fleht
In Schmerz zu Gott empor.

Die Zauberrun' sei Dein Gebet!"
Dumpf sang dazu der Chor.

Die Nornen sangen mein Geschick;
Ich füge still mich d'rein;
Ich kenne nicht der Liebe Glück —
Und so soll's immer sein!

So singt das junge Königskind
Und zieht durchs Haar den Kamm;
Zur See hinab die Welle rinnt
Und rauschet wundersam.

Da taucht der Wassermann empor,
Sein Silberkleid erglänzt.
Mit Lilien, Seeros', Tang und Rohr
Hat er das Haupt bekränzt.

Ihn lockte her der süße Sang
Aus muschelreicher See,
Sein Herz ist krank und sehnsuchtsbang
Und bricht ihm fast vor Weh.

„O steig herab und liebe mich,
O komm auf meinen Thron!
Du schönes Kind, ich schmücke Dich
Mit Diadem und Kron'!"

Und wie er lockend singt und ruft
In weher Liebespein,
Entführt er in die blaue Gruft
Des Königs Töchterlein.

Im Perlenbett, von Schilf umlauscht,
Da ruh'n sie Seit' an Seit';
Im schimmernden Wellenschloß verrauscht
Ihr ihre Jugendzeit.

Sie ist so bleich, sie ist so weiß,
Wie Rosen auf der Flut;
Doch ihr im Herzen lodert heiß
Der Rache Sehnsuchtsglut.

Sie log ihm lächelnd Liebe vor.
So ging's der Jahre drei;
Dann kam aus gold'nem Wolkentor
Der Rache Tag herbei.

Sie sprach zu ihm mit Lächeln leis':
„Erfüll mir eine Bitt'!
Ich sah am Himmei Segel weiß,
Als ich durchs Wasser glitt.

Herüber scholl ein Liedlein fein,
Das klang mir so vertraut:
Im Schiffchen fuhr mein Schwesterlein,
Die minnesel'ge Braut.

Ich gäb ihr gern ein Angebind!
Mir wird das Herz so weich.
Du weißt, mein Herr, an Perlen sind
Wir unermeßlich reich.

Bevor mit sanftem Silberschein
Sich spiegelt hier der Mond,
Stell Du mir hin den Perlenschrein,
Wo schwarz der Felsen thront.

Du kennst den wilden Rosenbusch,
Dort stell ihn hin, den Schrein,
Und fahre dann mit Windeshusch
Heim in die Arme mein!"

So sprach das Weib mit Schmeichellaut
Und ging zum Perlensaal,
Wo wunderschillernd aufgebaut
Die Schätze sonder Zahl.

Mit ihren Händen weiß und fein
Leert sie die gold'ne Truh'
Und bettet selber sich hinein
Und schließt den Deckel zu.

Und als in stiller Abendruh'
Der Mond sein Silber spann,

Da schwamm dem schwarzen Felsen zu
Beglückt der Wassermann.

Dort legt er hin die gold'ne Last
Zum wilden Rosenbusch
Und strebt dann mit verliebter Hast
Zurück mit Windeshusch.

Da schallt ein Ruf wie grauser Hohn.
Der Wasserman erschrickt.
Weit drüben, hoch vom Felsenthron,
Sein Weib herüberblickt.

Sie winkt und höhnt: „Jetzt bin ich frei
Und Du ereilst mich nicht!"
Sie stand wie eine Märchenfei
Verklärt im Mondenlicht.

Aufbrüllt der See — aufbrüllt im Schmerz
Der Mann und ächzt und stöhnt.
Er weint und ruft — es bricht sein Herz,
Sein Fluchen schaurig tönt.

Sie lacht und höhnt: „Du eitler Tor,
Jetzt ist die Rache mein!
Jetzt ward mir, was ich auch verlor,
Zur Wonne Deine Pein!"

Ihr Herz ist kalt, ihr Herz ist hart,
Sie geht ins Land hinein.
In seiner wilden Qual erstarrt
Der Wassermann zu Stein.

Nachdem Thorgerda ihr Lied zu Ende gesungen hatte, richtete sie sich hoch auf und lehnte sich an eine Säule ihres Webstuhls. Ihre Stirne legte sich in Falten und ihre Augen entsandten drohende Blitze. Wohl hatte ich den Sinn ihres Liedes begriffen: sie drohete mir mit Rache, wenn es mir glücken sollte, ihren Trotz und Widerstand zu besiegen.

Allein damit gab sie selbst die Möglichkeit eines solchen Sieges zu, und dies erfüllte mich mit Mut und Hoffnung. Kühn überschritt ich ihre Schwelle.

Auf den Gesichtern der anwesenden Mädchen zeigte sich Entsetzen. Thorgerda erblasste vor Unwillen und wollte sprechen, doch ihre Leidenschaft liess sie keine Worte finden. Sie erhob nur die Hand und winkte mir gebieterisch umzukehren. Ich beachtete ihre Gebärde nicht.

„O dreimal selig der Wassermann in Deinem Liede!“ rief ich und fasste ihre Hand. „Drei Jahre des Glücks erkaufte er sich durch seinen Tod! Ich wollte gern dreimal sterben, wenn diese Hand, auf welche ich jetzt meine Lippen drücke, mein wäre auf nur einen einzigen Tag!“

Sie riss ihre Hand aus der meinigen und zitterte am ganzen Körper.

„Verwegener!“ war Alles, was sie hervorbringen konnte. „Ich hasse Dich,“ fügte sie noch hiezu, und wutbebend winkte sie mir noch einmal, mich zu entfernen.

Auch diesmal achtete ich nicht darauf.

„Was verlangst Du von mir?“ frug sie, indem sie sich allmählich zu beherrschen begann.

„Deine Liebe!“ rief ich mutig und erfasste abermals ihre Hand. „Dein Widerstand verscheucht mich nicht; ich will den Kampf mit Dir aufnehmen. Bist Du eine Zauberin, nun wohlan, dann rufe Deinen Zauber gegen mich zu Hilfe. Ich weiss, dass meine Liebe dennoch siegt.“

Wild lachte Thorgerda auf und wurde totenbleich. Dann aber, mit aller Kraft sich beherrschend, ward sie plötzlich freundlich.

„Kämpfen mit einem Weibe?“ rief sie. „Ein wunderlicher Kampf das! Ich denke, dafs Ihr Eure Tapferkeit auf andere Weise bekunden werdet, Herr Ritter. In einigen Tagen wird unser Haus voll Gäste sein. Auf der grofsen Wiese wird ein Turnier abgehalten werden. Dort werdet Ihr am besten die Kraft Eures Armes beweisen.“

In ihren Augen erglänzte eine geheime grausame Freude. „Irre ich nicht,“ fuhr sie fort, „so tragen die Ritter in Euerm Vaterlande das Abzeichen der Dame, die sie besonders verehren, und die Frauen geben den Rittern solche Abzeichen als Beweise ihrer Gunst. Nun denn, Ihr seid ein Gast im Hause meines Vaters, und ich will Euch daher nach meinen Kräften auszeichnen und Euch zugleich Gelegenheit geben, darzutun, wie hoch Ihr mich schätzt. Willigt Ihr ein, auf dem Turnier in der Rüstung zu kämpfen, welche ich Euch schenken werde?“

So freundlich und so lange hatte Thorgerda noch nie mit mir gesprochen, und ich schwamm über diese Änderung ihres Benehmens in Wonne. Bald jedoch erkannte ich ihren ganzen Hafs und ihre Grausamkeit. Sie wandte sich zum Webstuhl, wo ein Purpurgewand lag, mit einem silbernen Herzen geziert, und reichte mir es schweigend. Auf meine Frage, was dies zu bedeuten habe, antwortete sie mir mit einem dunkeln Blicke:

„Ich erlaube Euch, daſs Ihr beim Turniere Euern Helm aufsetzt und Euer Schwert und Schild gebraucht. Aber ich will, daſs Ihr Euern Leib mit keinem andern Panzer deckt, als mit dem, den ich Euch eben überreichte. Versteht Ihr wohl? Dieses rote Kleid ist Eure einzige Rüstung, wenn Ihr mein Ritter sein wollt. Auf Euern bloſsen Leib müſst Ihr es anlegen und mit den Tapfersten unsres Landes müſst Ihr kämpfen. Dieses silberne Herz wird Euern Gegnern das Ziel ihrer Waffen bezeichnen. Mit eigener Hand habe ich dies Geschenk während des Sommers für Euch gearbeitet und das silberne Herz hineingestickt." Ein grausames Lächeln spielte um ihre Lippen, und ihre Augen blickten hart wie Stahl auf mich.

„Dank!" rief ich und küſste das Kleid, welches sie mir geschenkt hatte.

„Wie? Ihr wollt wirklich in diesem Waffenrock und ohne Panzer kämpfen?" frug sie überrascht.

„Ihr habt es befohlen," erwiderte ich, verneigte mich und verlieſs das Gemach.

Auf der Schwelle sah ich mich nochmals um. Thorgerda stand am Webstuhle und stützte ihre Stirn an dessen Säule. Todesblässe bedeckte ihre Wangen; sie preſste ihre Linke ans Herz. Als sie sah, daſs ich stehen geblieben war, schämte sie sich ihrer Bewegung.

„Ihr werdet es Euch noch überlegen," rief sie mir nach und brach in wildes Gelächter aus, welches wahnsinnig und gespensterhaft noch hinter mir hertönte, während ich den Korridor entlang schritt. Als ich aber die Treppe hinabstieg, schien es mir, als ob dieses

Lachen mit einem Schluchzen endete. Mit fieberhafter Hast eilte ich zurück, aber die Türe ihrer Kammer war verschlossen und drinnen herrschte Grabesstille.

Während der nächsten zwei Tage liefs Thorgerda sich weder sehen noch von sich hören. Die dunkeln Vorhänge an den Fenstern ihres Turmes waren herabgelassen, sodafs von aufsen weder von einer Galerie noch von den benachbarten Felsen aus kein Blick in ihre Kammer dringen konnte.

Inzwischen ging es in Nidaros ungewöhnlich lebhaft und geräuschvoll zu. Von allen Seiten, zu Wasser und zu Lande, zu Fufs und zu Pferde, kamen Gäste herbei. Was für kräftige, ja riesenhafte Heldengestalten gab es unter diesen Insulanern! Die Gänge erdröhnten unter ihren schweren Tritten, und die Wände erzitterten von dem Donner ihrer Stimmen, wenn sie beim Herdfeuer und beim schäumenden Met im Chor ihre Heldengesänge anstimmten. Der grofse Saal zu ebener Erde war mit glänzenden Schilden und Helmen geziert, zwischen denen auf mächtigen eisernen Leuchtern zahllose Kienspäne brannten. Ihr rotbraunes Licht spiegelte sich auf den Waffen wieder und fiel auf die dunkeln Schatten des ungeheuern Gemachs, aus dem die Köpfe der Isländer mit den klaren, verwegen blickenden Augen und den wallenden roten, mähnenartigen Haaren gespenstig hervortauchten.

Durch die geöffneten Fenster drängte sich der Qualm der brennenden Kienspäne in die reine Herbstluft hinaus, und der Gesang und das Lachen des zahlreichen Gefolges, das sich

auf den Wiesen mit dem Braten ganzer Ochsen beschäftigte, vermischte sich mit dem Sausen des klagenden Windes, der zwischen den Felsen stöhnte und die Wogen in der Bucht gegen das Ufer trieb, wo sie mit Brausen zu silbernem Regen zerstoben. Die wilde Umgebung wirkte auf mich wie ein eigentümlicher Zauber; es lag etwas Grofses, gewaltig Mutiges in dem Wesen dieser halb roher Männer und in ihren ungeplätteten Sitten und Gebräuchen, etwas Tiefes und Ergreifendes in diesen ungekünstelten, aber begeisterten Gesängen. Alles dies schien mir wie ein wunderbarer Traum, und ich verglich eben im Geiste die edle Feinheit unsrer Sitten mit dem Benehmen dieser Insulaner, als mich plötzlich ein jubelnder Aufschrei aller Anwesenden aus meinen Betrachtungen schreckte.

Ich blickte auf und wunderte mich nicht mehr über diesen lauten Ausbruch der Begeisterung. Ich selbst wurde durch den Anblick hingerissen, der sich meinem überraschten Auge darbot. Die grofse Türe des Saales, zu welcher einige Stufen emporführten, war aufgeflogen und Thorgerda erschien inmitten ihrer Mädchen, welche grofse brennende Fackeln trugen. Sie ging nicht mehr in Trauer. Ein langes Gewand aus Goldbrokat umschlofs ihre hohe Gestalt, ihr Schwanennacken glänzte in blendender Weifse unter einem Regenbogen der buntesten Edelsteine, welche auch ihren Busen bedeckten und bis zu ihrem Perlengürtel einem Regen gleich herabrieselten. Ihr Haar war aufgelöst und durch eine Krone der schönsten Rubine geschmückt. Ein Scharlachmantel, mit

schneeweifsem Pelzwerk eingesäumt und mit schwarzen und silbernen geheimnisvollen Runen durchwebt, flofs ihr in langen Falten von den Schultern herab. Wie eine Feenkönigin stand sie unter der dunkeln Wölbung, wie verklärt durch den Schein der lodernden Fackeln. Ihr Antlitz war nicht mehr blafs wie sonst; sie strahlte vor Erregung; ihre Augen, von Leidenschaft verdunkelt, entsendeten Blitze; ihre zitternden Lippen flüsterten etwas, das aber in dem Jubel nicht vernehmbar war. In gebieterischer Weise gab sie mit der Hand ein Zeichen, dafs sie zu sprechen wünsche. Sofort verstummte der Lärm und im Saale herrschte tiefe Stille.

Thorgerda tat zwei Schritte vorwärts, erhob ihre beiden Hände zum Haupte und vergrub die Finger in den goldenen Strähnen ihres wallenden Haars. Einer Seherin gleich, stand sie eine Weile mit geschlossenen Augen in dem Funkenregen, der von den Fackeln in den Wind stob, da. Dann begann sie mit mächtiger und tiefer Stimme also zu sprechen:

„Männer von Island, seid mir willkommen! Das Glück sei mit euch unter dem Dache meiner Väter! Ich segne eure Schritte, welche euch auf einsamen Pfaden zu diesem Hause führten, und ich lobpreise die Wellen, welche eure Schiffe bis zu diesem Meerbusen getragen haben. Seht mich an, ihr Männer von Island, ich warf das Gewand der Trauer beiseite, ich trocknete die Tränen aus meinen Augen, ich verliefs meine Gemächer, wo ich trauerte, um euch willkommen zu heifsen.

Ihr möget mich vielleicht fragen: was führt dieses Mädchen in den Saal, wo Männer bei fröhlicher Tafelrunde sitzen? Was sucht sie hier, wo nur des Mannes Wort Geltung hat? Nun, ich will's euch sagen: mich führt der beleidigte Stolz zu euch, mich führt die Liebe zu meiner Heimat her; ich will erproben, ob das Heldenblut der Vorfahren noch in euern Adern wallt; ich will wissen, ob euern Armen noch die alte Kraft inne wohnt; ich will erkunden, ob ihr noch Männer seid. Verzeiht meine Worte. Weiſs ich doch wohl, daſs ihr bisher noch nicht gelernt habt, die Beleidigung und den Spott eines Fremdlings zu ertragen!"

Sie unterbrach sich, denn wie Donnerrollen tönte es durch den Saal, und manche rissen die Schilde von den Wänden und griffen zu den Schwertern, als wollten sie sich gleich in den Kampf stürzen. Auf ein Zeichen Thorgerdas beruhigten sie sich jedoch sogleich wieder, und sie fuhr fort: „In diesem Hause weilt ein Gast, der aus weiter Ferne kam. Ein Schiff brachte ihn zu den entlegenen Gestaden unseres Eilands. Er hatte Kunde von dem Ruhme dieser Insel erhalten und kam her, um zu sehen, ob der Ruf uns schmeichelt oder Wahrheit von uns spricht, und als er euch gesehen hatte, als er unsre Sitten kennen lernte, da lachte er und sprach: „Der Ruf hat gelogen, Kinder scheinen mir diese Männer zu sein; ich lechze danach, mich mit ihnen im Kampfe zu messen!" und uns zum Hohne brachte sich dieser Mann ein Purpurgewand mit, welches er über seinen Panzer anlegen will, damit ihr vor dem Glanze seiner Stahlrüstung nicht er-

schreckt, damit es scheine, als ob er ohne Rüstung zu kämpfen wage mit den Jünglingen Islands, die vom Scheitel bis zur Ferse gepanzert sind, und auf das Kleid liefs er ein Herz von Silber sticken, um höhnisch euern Lanzenspitzen das Ziel zu bezeichnen!"

Zum zweiten Male erbebte der Saal unter einem leidenschaftlichen Aufschrei und aller Augen wandten sich auf mich.

Thorgerda war über die Wirkung ihrer Worte hoch erfreut, und durch den brausenden Sturm erscholl wieder ihre Stimme hart und klar: „Wohlan, ihr Männer von Island! beweiset, dafs ihr die Söhne der uralten Helden seid. Morgen beginnt der Kampf, und ich werde zugegen sein; ich werde euch zusehen, und euer Ruhm wird auch der meinige sein. Ich selbst will mit eigener Hand den Sieger bekränzen, und meine Lippen werden die Stirne desjenigen küssen, dem ihr in diesem Kampfe den ersten Preis zuerkennt."

Ein wahnsinniger Lärm erscholl. Aber eine Stimme übertönte den Sturm — es war die des alten Olaf.

„Was beginnst Du, Wahnsinnige!" rief er Thorgerda zu. „Du lieferst meinen Gast der Wut dieser Männer aus. Glaubst Du, ich werde zulassen, dafs sie sich über ihn stürzen wie über ein Wild, aufgehetzt durch die giftigen Lügen Deiner Reden?"

Thorgerda wurde leichenblafs; sie wandte sich nach der Säule, an welche ich mich lehnte. „Sprecht, Ritter, ob ich gelogen habe," rief sie mir zu. „Sagt, dafs ihr den Turnierplatz ohne das Purpurkleid betreten werdet — dann waren

meine Worte eitel Wind, der entsteht, dahin braust und ohne Spur erstirbt."

Ihre dunklen Augen bohrten sich in mein Angesicht und ihre Lippen bebten.

„Ich komme im Purpurgewande," rief ich, „ich habe es gelobt und werde mein Wort halten."

Siegesfreudig jauchzte Thorgerda auf. „Ihr habt gehört, wie er uns beschimpft hat," rief sie, „und ihr werdet beweisen, daſs ihr Helden seid. Ich gehe, die Ruhmeskränze zu winden, und mein Herz schlägt vor Ungeduld, den Sieger willkommen zu heiſsen.

Abermals tobten die Stimmen der Männer wie ein Sturm durch den Saal. Thorgerda aber muſste sich beim Weggehen auf den Arm eines ihrer Mädchen stützen. Die Türe schloſs sich mit Geräusch und die schöne Erscheinung, die Blitze des Goldes und der Leidenschaft ausstrahlte, verschwand wie ein Traum.

Olaf ergriff mich bei der Hand, zog mich auf den Gang hinaus und führte mich in mein Schlafgemach. Dort blieb er gedankenvoll im Lehnstuhl sitzen, bis ich ihn in später Nachtstunde zu bewegen vermochte, sein Lager aufzusuchen. Er verlangte von mir keine Aufklärung über den seltsamen Auftritt mit Thorgerda, und ich sagte ihm auch nichts.

Die ganze Nacht blieb ich schlaflos. Beständig sah ich Thorgerda vor mir, wie sie beim roten Fackelschein zu den Männern sprach, wie maſsloser Haſs ihr aus den Augen blitzte und ihre Worte wie giftgetränkte Pfeile von der Zunge schnellten. Zugleich hatte ich aber auch gesehen, wie sie beim Weggehen, von

ihrem Gefühle überwältigt, in den Arm eines ihrer Mädchen sank, und mein Herz flüsterte mir zu, dafs der gegen mich zur Schau getragene Hafs nichts anderes sei als der letzte grimmige und verzweifelte, aber erfolglose Kampf gegen die in ihrem Herzen das Übergewicht gewinnende Liebe.

Am Morgen musterte ich meine Waffen, suchte Thorgerdas Purpurgewand hervor und zog es über den blofsen Leib. Ein scharfer betäubender Geruch, den ich bisher noch nicht wahrgenommen hatte, strömte aus den Falten hervor. Es schien mir, als ob er mir bis ins Gehirn dränge und in wunderbarer Weise mein Blut erhitzte, sodafs es mir die Adern zu sprengen drohte. Mit grofsen Schritten ging ich in meiner Kammer auf und ab, untersuchte mein Schwert, befestigte den Helm auf meinem Haupte und erwartete in höchster Ungeduld das Ertönen des Horns, welches den Beginn des Kampfspiels verkünden sollte. Bis dahin verliefs ich nicht mein Gemach und liefs aufser meinen Knappen niemand zu mir, selbst nicht meinen liebenswürdigen Gastgeber. Als endlich der Wirbel der Pauken und gedehntes Trompetengeschmetter von der Wiese herüber schallte, öffnete ich die Türe, eilte die Treppe hinab, sprang auf das Pferd, welches mein Knappe vor dem Hause am Zügel hielt, und stürmte mit gezücktem Schwerte auf die Wiese.

Ein nie gefühlter Mut schwellte meine Brust. Ich sah nichts vor mir als Blut und wünschte mich einer ganzen Armee der wildesten Feinde gegenüber gestellt, sehnte mir den grimmigsten Kampf herbei.

Als sie mich auf der Wiese erblickten, erscholl ein allgemeines Rufen. Schreie der Rache und des Hasses durchtönten die Luft, und es schien mir, dafs ich und alle übrigen wahnsinnig seien. Ich warf mich auf den ersten mir entgegentretenden Mann und stach ihn so wuchtig, dafs er sogleich vom Pferde fiel. Das war das Zeichen zum Beginn eines Kampfes, wie ich ihn so mörderisch noch nie erlebt hatte. Es kam mir vor, als watete ich in einem Meere von Blut und Feuer, als führen Tausende von Blitzen auf mich hernieder, als umbrause eine Sündflut mir das Haupt und als öffne sich unter mir die Erde, um mich zu verschlingen. Ich schwang das Schwert nach allen Richtungen, stach um mich, teilte Hiebe aus und reizte durch herausfordernde Reden und beleidigenden Spott meine Gegner zum äufsersten. Mir war, als ob alles vor mir zur Erde hinsinke, und wie im Traume sah ich, dafs einige mich im Kampfe gegen die Übermacht unterstützten, und dafs irgendwo auf einer erhöhten Stelle wie ein stolzer Engel der Finsternis Thorgerda stand und meinen Gegnern winkte. Ihr blasses Angesicht drohte mir und ihre klaren grausamen Augen sprüheten Blitze gegen mich, wie um mich zu vernichten. Mich dünkte, dafs meine Gegner ihre Waffen an diesen wilden Blicken schärften. Plötzlich fühlte ich mich in der Gegend, wo auf meinem Purpurgewande das silberne Herz glänzte, verwundet; ich sank vom Pferde, und die Luft erzitterte von dem Sturme zahlloser Stimmen. Es regneten Schläge auf mich, mein heifses Blut flofs unter meinem Körper hervor,

und wie durch einen Nebel sah ich, dafs mein Purpurgewand in Fetzen um mich hing.

„Grofser Gott!“ rief einer meiner Gegner, „seht doch diesen Mann! Unter seinem Gewande verbirgt sich kein Panzer. Bewaffnet kämpften wir gegen einen Unbewaffneten!“

Grabesstille folgte auf diese Worte. Alle knieten um mich herum, und jemand hob mein sinkendes Haupt, es war Olaf. Seine Tränen fielen auf mein Antlitz.

„Mein Gast! mein Gast!“ stöhnte er. „Ihr habt ihn gemordet, ohne Waffenrüstung stand er euch gegenüber, die ihr durch Panzer vom härtesten Stahl geschützt waret.“

„Herr, wir wufsten es nicht,“ sagte einer der Kämpfer mit bewegter Stimme, „und öffentlich, hier vor Gottes Angesicht, unter seinem weiten Himmel, bitten wir diesen sterbenden Mann um Verzeihung. Feierlich erklären wir ihn als Sieger, als den heldenmütigsten Kämpfer unter uns allen.“

„Ruhm und Ehre sei ihm!“ donnerte es von allen Lippen. Das war das letzte, was ich hörte. Eine Wolke senkte sich über meine Augen und ich fiel in tiefe Ohnmacht.

Als ich zum Bewufstsein zurückkehrte, lag ich auf meinem Bett. Es war bereits Abend. Meine Wunden waren verbunden, und der Ruhmeskranz lag auf meiner Decke. Das Gemach war matt erhellt. Ich holte tief Atem, und jemand zog die Vorhänge von meinem Bett zurück. In demselben Augenblicke öffnete sich die Tür meiner Kammer und der alte Olaf, blafs wie ein Gespenst, trat ein. Er schleifte eine Gestalt hinter sich her, die wie

ein Stern glänzte .... Es war Thorgerda, angetan mit einem weifsen silberstrahlenden Gewande und bedeckt mit Juwelen, so wie ich sie am Morgen als verderbenbringende Göttin des Hasses, meine Gegner antreibend, gesehen hatte. Das weifse Gewand war jetzt zerrissen, denn Olaf hatte sie hinter sich her durch den Staub gezerrt. Er hielt sie bei ihren weifsen Händen, ihr blondes Haar hatte er um seine Faust gewickelt. An meinem Bette rifs er sie in die Höhe, und nun stand sie vor mir, totenbleich und schauerlich wie eine Leiche.

„Dämon, Teufel!" kreischte der Greis, „hier, hier sieh, was Du angerichtet hast."

Ich nahm alle meine Kräfte zusammen und bat: „Mein teurer Gastfreund, mein Vater, beruhigt Euch und vergebt ihr. Thorgerda," wandte ich mich zu ihr. „Ihr habt gestern verheifsen, den Sieger auf die Stirne zu küssen — man hat mich für den Sieger erklärt, hier liegt mein Kranz! Nun erfüllt Euer Wort!" Aber sie blieb regungslos stehen.

„Thorgerda!" bat ich von neuem, „beeilt Euch, denn — ich sterbe."

Thorgerda fuhr auf. Dunkle Röte ergofs sich über ihr blasses Angesicht. Hastig stiefs sie den Vater beiseite, warf sich über mein Lager und vergrub ihr Antlitz in die Kissen. Dann richtete sie sich auf, sah mich ruhig und ernst an, neigte sich über mein Haupt und drückte einen langen Kufs auf meine Stirne.

„Dank!" rief ich, „nun sterbe ich gern."

„Stirb noch nicht!" rief Thorgerda. „Höre vorerst die ganze Wahrheit. Amis, ich liebe

Dich, und deshalb will ich Deinen Tod. Jawohl, vergehe, stirb! ich will auf meinen Knien liegen und Deine Wunden küssen, aus denen Dein Leben entflieht. Vergehe und sei verflucht! Du hast Dich listig in mein Herz geschlichen, Du hast meinen Trotz gebrochen, meinen Verstand verwirrt, Du hast mein stolzes Wesen vernichtet, und darum hasse ich Dich. — Ach, und ich liebe Dich zugleish! Ich hetzte Dich dem Tode entgegen, ich durchtränkte Dein Gewand mit dem Safte eines Zauberkrautes, dessen Wirkung Dich zum Kampfe anspornte. Von demselben Safte mischte ich in den Wein Deiner Gegner. Ich stand auf dem Balkon und jauchzte, als die Schläge auf Dich niedersausten wie die Blitze meines Zornes. — Thorgerda zur Liebe zwingen, bedeutet sich dem Tode weihen. Ich will frei sein — die Liebe zum Manne erniedrigt; vom Manne geliebt zu werden, heifst sein Opfer, seine Sklavin sein. Nun denn, vergehe! stirb und befreie mich von Deinem Anblick!"

Ich hörte Olafs zornige Stimme, verstand aber die Worte nicht, denn eine neue Ohnmacht überfiel mich; das letzte, was ich vernahm, war ein herzzerreifsender Aufschrei Thorgerdas.

Lange Monate hindurch kämpfte ich mit dem Tode; er spielte mit mir, wie ein Raubtier mit seiner Beute, aber er gab mich wieder frei. Die ganze Zeit lag ich wie in einem schweren, wilden Traume. Ich war nicht im Stande, einen Gedanken zu fassen oder mir eine klare und bestimmte Vorstellung zu bilden, alles zog wirr und schattenhaft durch

mein erschlafftes Gehirn. Ich glaubte zu bemerken, dafs Olaf bei mir zu sitzen pflegte und sich zuweilen auf mich herabbeugte, wie um zu horchen, ob mein Herz noch schlüge, aber ich begriff nicht, warum er das tue. Manchmal leuchtete in meiner Seele ein Funken von Bewufstsein auf, doch nur, um sogleich wieder zu erlöschen wie die Spur eines fallenden Sternes. Mitunter sah ich noch ein anderes Gesicht als das Olafs, ein blasses und schönes Gesicht mit strahlendem, hellen Auge und langem blonden Haare und dann seufzte ich und marterte mich ab, meine Kräfte zu einem einzigen Gedanken, zu einem bestimmten Worte zu sammeln, jedoch vergebens Trotzdem gesundete ich langsam, und es kam. eine Zeit, wo ich schon genau wufste, was mit mir vorging. Es kam endlich auch die Zeit, wo ich, auf den Arm des treuen Olaf gestützt, aus dem Bett aufstand und ans Fenster ging. Draufsen lag tiefer Schnee und der Himmel schauete düster herab, es war also grimmer Winter. Langsam und schwerfällig schlich die Zeit dahin. Die Tage waren trübe, der Wind umbrauste und umheulte unheimlich das alte Haus, und die Nächte schienen endlos. Manchmal schleppte ich mich, wenn der Schlaf mich floh, zum Fenster, um das Antlitz der Natur zu schauen; ich sah aber nur ihr Leichentuch, und wenn ich ängstlich meinen Blick zum Sternenhimmel erhob, erschien er mir wie eine schwarze Höhle, aus welcher die rotglühenden Augen hungriger Wölfe nach Beute auslugten, und dann wollte mein Herz vor Bangigkeit vergehen.

Thorgerda kam jetzt nicht mehr, und ich scheute mich, nach ihr zu fragen. So schwanden wieder einige Monate, meine Kräfte waren, trotz meines trostlosen Seelenzustandes, wieder zurückgekehrt. Ich fühlte mich gesund und bat daher Olaf, mich in den grofsen Saal unter die andern Hausbewohner zu führen. Dort bewillkommnete man mich herzlich und mit freudigem Händedruck, in manchem Auge glänzte sogar eine Träne, die meinen heifsen Dank hervorrief. Jeden Abend safs ich nun beim hellen Feuer und lauschte den Liedern, die durch den Saal klangen, und alles war wieder so wie vor dem Tage, wo ich, zu Tode verwundet, aufs Krankenlager gesunken war. Auch Thorgerda erschien zuletzt, wieder, wie sonst in Trauer gekleidet und safs in alter gewohnter Weise zwischen den runenbedeckten Säulen; aber sie wandte jetzt nicht mehr ihr bleiches Angesicht scheu ab, wenn sich unsre Blicke trafen, sondern sah mich ernst an. Nie sprach sie mehr als einige gleichgültige Worte mit mir.

Eines Abends bat mich Olaf, etwas zu singen, und ich erfüllte seinen Wunsch. Ich erinnerte mich eines innigen, anmutigen Liedes, welches ich einst von einem der berühmtesten Troubadoure erlernt hatte. Es erweckte allgemeine Begeisterung. Selbst Thorgerda ward davon ergriffen; sie hörte auf zu spinnen und lehnte ihr Haupt nachdenklich an die Säule, welcher sie zunächst safs, und es schien mir, als ob an der Wimper ihres Auges eine Träne erzittre. Ein Strahl der Hoffnung drang mir ins Herz, und ich sang begeistert noch ein

zweites feuriges und begeistertes Lied. Thorgerda rührte sich nicht; unablässig ruhete ihr Haupt noch an der Säule.

„Schön sind Eure Lieder," sagte Olaf, „und dreimal selig ist das Land, wo die Frauen, die Eure Lieder feiern, wie Rosen blühen und wie milde Sterne glänzen. Aber denkt nicht, dafs bei uns hier im Norden alles nur Frost und Felsen wäre. Höret ein altes, längst vergessenes Lied, welches unsre Väter sangen."

Er sann ein wenig nach und dann begann er mit der immer noch starken Stimme, die einst inmitten der wildesten Meeresstürme den Schiffen Befehle zugedonnert hatte, folgendes Lied zu singen:

„Vor der schimmernden Burg mit dem Prunkgemach,
Mit dem goldgeplatteten Giebeldach
Sitzt Sigyn und schaut
Der Wolke nach, die vom Himmel taut,
In die blühende Flur, die der Nebel umspinnt —
Und sie klagt ihr bittres Leid dem Wind:

„Du ragender Berg, wo die Riesen hausen,
Ihr Felsen, von denen die Ströme brausen,
Ihr dunkeln Täler voll Waldespracht,
O daß ihr decktet mit ewiger Nacht
Mein, der Unseligen, tiefes Grab . . .

Schön ist er, den ich geliebet hab',
Ist Loki, mein Gatte, so schön und fern
Wie der klare, silberne Abendstern . . .
Und doch verderblich wie Pest und Tod!
Den Göttern schafft er, den Riesen Not.
Und was er sinnt, ist Verrat und Trug,
Das kostet mir Tränen und Leid genug.

O dürft' ich genesen ein einzig Mal
Von meinem Jammer, von meiner Qual . . .

Einsam sitz' ich auf hohem Stein,
Die Burg ist leer wie mein Kämmerlein.
Wann kehrst Du mir wieder, Loki, wann?
Daß ich von der Stirn Dir scheuchen kann
Den finstern Trotz, der Dich umbraut,
Mit klingendem Spiel und Harfenlaut?"

So klagt Sigyn. Und der Sturmwind braust.
Auf feuermähnigen Rossen saust
Mit stahlhartem Panzer, mit flatterndem Haar
Durch die Lüfte herbei der Walküren Schar,
Der Blitz ihre Geißel, der Donner ihr Knecht,
Auf Flügeln des Sturmes naht Odins Geschlecht!

Und Eine neigt sich herab vom Roß —
Und sie sieht Sigyn vor dem weißen Schloß,
Und sie übertönt des Wetters Grimm
Mit dem Jubelruf, mit der Donnerstimm':

„Du sterbliche Maid! Unser Herze lacht,
Wir zieh'n in die tobende Männerschlacht —
Und lieblich erklingt uns wie Flötengetön
Verblutender Helden Sterbegestöhn.
Doch gerne hemmen wir Flug und Eil'
Und künden dem weinenden Weibe Heil:
Heil Dir, Sigyn! Deine Fessel sprang.
Erfülle die Hallen mit Lustgesang:
Gefangen liegt Loki, es brach sein Glück —
Und nimmer kehrt er zu Dir zurück!
Odins heiliger Richtspruch fiel
Im Schatten der Esche Yggdrasil,
Aus deren Gezweige, tonbeschwingt,
Uralter Orakel Weisheit klingt —
Dort haben die Götter Loki gerichtet
Und ihn vernichtet!
In eine Höhle voll Schlamm und Moor
Warf ihn der Sternenbekränzte, Tor.
Gefesselt liegt er, der Freiheit beraubt,
Als grausige Kette um Arm und Haupt
Der eigenen Söhne Gedärm — sie gebar
Ein Weib ihm dort aus der Riesen Schar.
Im Elend stöhnt er, verflucht, allein —

Eine Natter züngelt vom schwarzen Stein
Und träufelt ihm Gift in das Martergesicht — —
Und er krümmt sich und heult, daß in Ungewittern
Die Abgründe zittern . . .

Und früher nicht
Wird Loki frei von der Strafe Last,
Eh' die Erde nicht stürzt und die Sonne verblaßt!
Du aber, Sigyn, weißglänzender Schwan,
Du lache und stimm' ein Triumphlied an!"

Und weiter saust sie auf feurigem Roß,
Und der Sturm fährt dahin über Haide und Schloß.
Da singt die Sonne — und Sigyn erblickt
Vor sich Iduna mit Rosen geschmückt.

„Dich Sigyn," so spricht sie, „hab ich gesucht,
Dir bring ich vom Himmel die Zauberfrucht,
Die Äpfel der Jugend. Nun jauchze, Weib:
In ewiger Schönheit blüht Dein Leib!
Zum Mahl der Unsterblichen lad' ich Dich ein,
Die Götter harren in Walhall Dein!" —

Und vor Sigyn stellt sie die goldne Schale
Vom Tisch der Götter aus Walhalla's Saale.
Ihr Schwanenfittich säuselt durch die Luft —
Um Sigyn fließt ein milder Rosenduft.
Sie ist allein! allein mit ihrer Qual . . .
Die Schale hebt sie, und sie eilt zu Tal,
Sie streut umher der Götter Wunderfrucht
Und stürzt mit dem Gefäß in jäher Flucht
Durch Busch und Dorn, durch Nacht und Sonnenglast,
Durch Sturm und Graus — ihr Fuß macht nimmer Rast,
Sie gönnt sich Ruh' nicht, bis sie hart am Rand
Des Abgrunds steht, drin Tor den Loki band.

Mit süßem Lächeln grüßt sie den Gemahl,
Mit linden Tränen kühlt sie seine Qual,
Küßt ihm die Stirn, hebt über ihn die Schale,
Die mit der Natter gift'gem Geiferstrahle
Sich füllt. Da sinkt dem Schmerzbefreiten
Die müde Wimper. Klingender Träume Saiten

Umtönen ihn. Mit nimmer müder Hand
Hält sie die Schale hoch, bis an den Rand
Der Geifer steigt. Dann geht Sigyn hervor
Mit raschem Schritt aus finsterem Felsentor
Und gießt das Gift ins wild empörte Meer . . .
Inzwischen tropft der Geifer heiß und schwer
Dem jäh Erwachten nun aufs wunde Haupt.
Er bäumt empor, des süßen Schlafs beraubt,
Und brüllt im Schmerz, daß Berg und Felsen schwankt
Und in der Feste Grund die Erde wankt."

— — — — — — — — — — — — —

Ungeachtet seiner kunstlosen Form ergriff mich dieses Lied tief. Indem ich meine Augen in Thorgerdas Antlitz versenkte, bemerkte ich, dafs auch ihr Herz von einem zarteren Gefühle bewegt schien, und deshalb nahm ich mir vor, noch diesen Abend ernstlich mit ihr von meiner Liebe zu sprechen.

Begeistert lobte ich Olafs Lied und sagte mit erhobener Stimme, dafs ich niemals an dem Edelsinne und dem tiefen Gemüte der nordischen Frauen gezweifelt habe und auch dann nicht daran zu glauben aufhören werde, wenn sie durch eine erkünstelte Wildheit sich selbst anzuschwärzen trachten. Den ganzen Abend hindurch besprachen wir diesen Gegenstand und während dem stützte Thorgerda ihr Haupt wie ermüdet an die Säule und verharrte regungslos wie eine Statue. Als sie sich endlich erhob und eines der Mädchen einen grofsen Kienspan anzündete, um ihr in ihr Gemach zu leuchten, drückte ich Olaf die Hand und eilte ihr nach. Ich holte sie ein, als sie gerade die Schwelle ihrer Kammer überschritten hatte. Inmitten des halbdunkeln Raumes stehend, sah sie mich ohne jede Über-

raschung an, als ob sie mich erwartet hätte. Sie winkte dem Mädchen, worauf dieses den Kienspan in dem eisernen Leuchter befestigte und sich entfernte, die Türe weit offen lassend.

„Was verlangt Ihr von mir?“ frug Thorgerda. Sie sprach diesmal ernst und würdig, ohne jede Spur von Leidenschaft und Wildheit, während sie blaſs, mit über die Brust gelegten Händen und mit gesenktem Haupte vor mir stand.

„O Thorgerda,“ sagte ich weich, „was kann ich andres verlangen, als Deine Liebe?“

Traurig schüttelte sie das Haupt. „Ich habe gefehlt,“ antwortete sie, „ich hätte gleich anfangs zu Euch sprechen sollen, wie ein Mann zum Manne spricht — offen, aufrichtig, fest, ohne Hinterlist und ohne Groll. Ich will das jetzt tun. Dann trennen wir uns als Freunde.“

Erstaunt blickte ich sie an. So ruhig und würdevoll, so schön und so traurig hatte ich sie bisher noch nie gesehen.

„Möglich,“ fing sie nach kurzem Schweigen an, „möglich, daſs das, was man Liebe nennt, mehr ist als bloſse Schwäche, daſs dieses Gefühl den Menschen zu beseligen und glücklich zu machen vermag; aber ich gehöre nicht zu den Geschöpfen, welche in der Liebe die Befriedigung all ihrer Wünsche finden. Ich fühle einen andern Beruf in mir als eine Geliebte, eine Gattin zu werden, und dieser Beruf dünkt mich unendlich erhabener. Wisset denn, daſs ich mich verlobt habe, verlobt jenem mächtigen Geiste, der in den Flammen jenes Vulkans wohnt. Einige nennen ihn Teufel, manche leugnen überhaupt sein Dasein.

Ich sehne mich weder danach, mich einem Manne zu unterwerfen, noch einen Mann zu beherrschen; mein Geist lechzt nach verborgenen heiligen Wissenschaften, wiewohl Eure Priester sie als unheilig verdammen. Der Vögel Sprache will ich verstehen, das Säuseln des Windes will ich deuten, sprechen will ich mit jenen bleichen Schatten, die zur Nachtzeit versunkenen Grabhügeln entsteigen; über Dämonen will ich herrschen, die in der Einöde hausen, und eindringend will ich in das Geheimnis der ewig flammenden Sterne. Deshalb entsagte ich der Welt, in welche Ihr mich unablässig, jedoch vergeblich zu locken bemüht seid. Nun habe ich Euch mein Herz geöffnet und mein Streben kundgetan. Gehet denn und verlangt ferner keine Liebe von mir."

Während ihrer Rede hatte sie sich hoch aufgerichtet und stand erhaben und stolz vor mir, wie eine Herrscherin; ihr Auge leuchtete dunkel, und eine fast überirdische Majestät strömte aus ihrem ganzen Wesen.

„Was Ihr mir da sagtet," rief ich, „gehört ins Bereich des Unmöglichen. Armes Mädchen, Du schwärmst! In den Flammen des Vulkans wohnt kein Dämon, kein Geist, und wäre er dort, wie Du glaubst, so wollte ich mit Gottes Hilfe den Kampf mit ihm aufnehmen um eine solch süſse Beute, wie Du bist, Thorgerda."

In demselben Augenblick lieſs sich ein dumpfer unterirdischer Donner vernehmen, und es schien, als ob das ganze Haus leise erzitterte.

Thorgerda fuhr empor.

„Höre!“ rief sie, „höre, Du Lästerer, es meldet sich derjenige, den Du herausforderst.“

„Mich schreckt nicht das Brausen des Windes,“ entgegnete ich lächelnd. Kaum hatte ich dies jedoch ausgesprochen, da wiederholte sich das Getöse, aber so stark wie wilder Sturm, und diesmal schien es mir, als ob das Haus in seinen Grundfesten erschüttert würde und der Boden sich wellenförmig bewegte.

Thorgerda sprang ans Fenster. Mit einem Schlage hatte sie den schweren Fensterladen geöffnet, und für immer wird mir das Schauspiel unvergeſslich bleiben, welches sich jetzt meinen Blicken darbot.

Dichte Finsternis hüllte die ganze Gegend ein. Die Sterne schimmerten matt hindurch. Plötzlich durchbrach ein breiter Bogen mit veränderlichem Glanze die Nacht, sich über den ganzen Horizont, gleich einer ungeheuern Brücke, wölbend. Mächtige Lichtströme schossen dann sogleich von allen Seiten hervor, und vereinigten sich zu einer unermeſslichen strahlenden Kuppel, welche aus Rubinen, Gold und Smaragden gefügt zu sein schien. Unter dem feurigen Himmel erglänzte selbst die Erde wie im Feuer. Blendend war die Weiſse des Schnees, wogegen das ferne Meer schwärzer noch als die Nacht erschien; es wogte wie von schwerem Traume beunruhigt und seine tiefen Seufzer waren der einzige Laut, welcher durch die Stille drang, die über der gespensterhaft erleuchteten Gegend ruhete, majestätisch und geheimnisvoll wie der Tod.

In wortlosem Entzücken betrachtete ich dieses hinreifsende, noch nie gesehene Schauspiel eines Nordlichts.

Thorgerda aber erhob die Hand zu den Bergen, welche, in der feenhaften Beleuchtung schwimmend, mit ihren unbestimmten Konturen blofse Schatten oder im Winde zitternde Dämpfe zu sein schienen. Ich erbebte unwillkürlich: ein riesenhafter Schatten schwebte drohend über dem Berge Hekla, welcher loderte und flimmerte wie ein dunkler Edelstein von märchenhafter Gröfse, in dessen Inneren Ströme eines ungestümen Feuers steigen und fallen. Jener Schatten über dem Scheitel des Berges hatte die Gestalt eines menschlichen Körpers mit riesenhaften schwarzen Flügeln, die vom Osten bis zum Westen reichten, und es schien, als ob er seine ungeheuern Arme nach uns ausstreckte.

Ein betäubender Donnerschlag unterbrach die nächtliche Stille und der Vulkan warf eine Flut glühender Lava aus. Die Erde erbebte wie im Schreck unter unsern Füfsen; greller noch flammte das Nordlicht auf, im nächsten Augenblick jedoch begann es zu erblassen und ward bleicher und bleicher, bis es gänzlich erlosch.

Mit der wieder eingetretenen Stille kehrte auch die dichte Finsternis zurück, und wieder schimmerten durch sie matt die Sterne hindurch; doch über dem Vulkan stand noch immer jener dunkle phantomartige Schatten mit den ausgestreckten Händen, zeitweilig flammte ein grünlicher Blitz unter seinen schwarzen Flügeln auf und fiel zurück in die glühende Krone, welche durch feurige, einander

durchkreuzende Adern gebildet ward. Endlich verschwand auch diese Erscheinung in der Finsternis.

„Du hast gesehen?“ frug Thorgerda.

Ich konnte mit einem Kopfnicken nur zustimmen.

„Also geh!“ sagte sie ruhig und entliefs mich mit einer königlichen Bewegung ihrer schönen Hand. Dann wandte sie sich zum Fenster, neigte sich tief in der Richtung gegen den Hekla, verhüllte ihr Angesicht mit ihrem schwarzen Schleier und beachtete meine Gegenwart ebenso wenig wie die Ströme der eisigen Luft, welche durch das offene Fenster hereindrangen.

Nach einer Weile erschien eines ihrer Mädchen, ganz blafs von Furcht. Als sie Thorgerda in Gedanken oder in Gebete vertieft erblickte, schlofs sie, ohne diese zu stören, leise den Fensterladen und setzte sich dann unter den brennenden Kienspan.

Ich begab mich zu Bett. Doch aufgeregt und von einem Gefühle unaussprechlicher Bangigkeit erfüllt, durchwachte ich die ganze lange Nacht. In dem Gewirre der widerstreitenden Gedanken war mir nur das Eine klar, dafs ich Thorgerda liebte und ihr niemals entsagen würde, trotz all der unbegreiflichen Begebenheiten, erschreckenden Erscheinungen und geheimnisvollen Reden. Die Hoffnung auf meinen endlichen Sieg verdrängte meine Befürchtungen und Zweifel, ich war von dem Gelingen meines Vorhabens fest überzeugt und sagte mir, dafs meine Geduld und Ausdauer sicher

von Erfolg gekrönt sein werden. Binnen kurzem aber ereignete sich etwas, was in ungeahnter Weise das Ende meines Abenteuers beschleunigte.

Die Schneemassen waren endlich geschmolzen und nach langer harter Winterszeit kehrte der Frühling auch in diese nördlichste Gegend ein. Olaf beschlofs eine grofse Vogeljagd zu veranstalten. Auf dieser eigentümlichen Insel hatte die Vogeljagd eine grofse Wichtigkeit für den Haushalt. Die Isländer zählen sie auch zu ihren beliebtesten Unterhaltungen. Eine unermefsliche Menge von Eidergänsen, Schwänen, Wildenten, Tauchern und andern Vogelgattungen nistet auf den Felsenriffen der steilen Meeresufer, oft an unzugänglichen Orten, und Olaf beschrieb mir mit grofser Lebhaftigkeit die Art und Weise der Jagd, die Gewohnheiten der Vögel und die Orte, wo sie am dichtesten zu finden sind.

„Ich entschied mich," sagte er einen Tag vor der Jagd, „für eine einsame Insel unweit unsrer Bucht. Ihr werdet staunen über die ungeheure Menge der verschiedenartigsten Vögel, die wir dort finden werden. Man nennt diese öde Insel den Schwanenfels."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Thorgerda, die anwesend war, heftig aufsprang. Mit finstern Blicken stand sie am Herdfeuer ihrem Vater gegenüber.

„Ihr scherzet wohl, Vater," rief sie aufgeregt, „unmöglich könnt Ihr im Ernste beabsichtigen, auf dem Schwanenfels zu jagen."

„Und weshalb nicht?" frug er ruhig.

„Ihr wifst, dafs dies nicht angeht!" rief sie mit noch gröfserer Heftigkeit. „Es ist Euch sehr wohl bekannt, dafs ich jene Insel dem Geiste Eurer Mutter geweiht habe und dafs dort weder ein Tier noch ein Mensch getötet werden darf. Bedenkt, auf dem Schwanenfelsen habe ich ihren Leichnam auf einem Scheiterhaufen verbrannt, daher gebt Eure Absicht auf."

„Die Jagd wird abgehalten, wie ich es bestimmt habe," entgegnete Olaf mit finstrer Entschiedenheit. „Ich hasse diese alten Heidengebräuche. Du vergifst, Thorgerda, dafs —"

„Ihr vergefst, was sich schickt!" unterbrach sie leidenschaftlich seine Rede. „Ich sage Euch, dafs es nicht angehet. Unglück bedroht Euch als gerechte Strafe, wenn ihr Euer Vorhaben nicht aufgebt."

Olaf erhob sich. „Geh in Deine Kammer!" befahl er erzürnt. „In meinem Hause herrscht nicht das Weib. Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Die Jagd wird morgen auf dem Schwanenfelsen abgehalten."

„Wehe! wehe!" rief Thorgerda und eilte rasch von dannen, während das Echo in den Gängen ihren prophetischen Ausruf wiederholte . . .

Am nächsten Tage wurde es im Hause frühzeitig sehr lebhaft. Die Bewohner des Hauses trafen Vorbereitungen zur Jagd. Thorgerda liefs sich nicht blicken. Erst nach beendetem Frühstück, als wir uns zum Schiffe begaben, sah ich Olafs Tochter mit finstrer Miene in dem Gange stehen, in tiefer Trauer

lehnte sie sich an die Wand und wiederholte unaufhörlich mit gedämpfter Stimme ihren Weheruf.

Olaf beachtete dies nicht. Er war aufser-gewöhnlich heiter. Während der Fahrt führte er selbst das Steuer — nach langer, langer Zeit wieder zum ersten Male, wie er mir sagte. Ich hörte nur zerstreut zu, als er mir von seinem Vorleben erzählte, denn jener unheimliche Warnungsruf Thorgerdas tönte mir unablässig in den Ohren und erfüllte mich unwillkürlich mit Besorgnis. Das Meer war ruhig, und unser Schiff flog auf seinem Spiegel wie ein Pfeil dahin. Wir fuhren wenige Stunden, da tauchte aus den blauen Wellen der Schwanenfels in seiner ganzen finstern Schönheit vor uns auf. Wir landeten an einem verhältnismäfsig niedrigen Vorgebirge, welches das nämliche zu sein schien, auf dem wohl damals die geheimnisvollen Flammen des Scheiterhaufens flakkerten, als ich bei dieser Insel Thorgerda zum ersten Male erblickte.

Olaf beschrieb mir, auf welche Weise wir die Jagd beginnen würden. Während er noch sprach, erscholl ein so starkes Rabengekrächze, dafs seine Rede dadurch unterbrochen wurde. Einige unsrer Schiffsleute schlugen das Kreuz und blickten erschrocken um sich, als ob sie irgend eine Erscheinung erwarteten. Den Isländern ist nämlich der Rabe verhafst, und stets bringen sie ihn irgend wie mit dem Teufel in Verbindung. Als Olaf die unruhigen Blicke seiner Schiffsleute sah, brach er in Gelächter aus.

„Verfluchte Vögel!“ rief er, „es nistet ihrer dort oben auf dem Felsen wohl eine ganze Hölle voll. Wartet, meine lieben Freunde, ich will einige dieser Nester ausnehmen, damit ihr euch überzeugt, dafs keine Teufel aus den Eiern kriechen. Hierauf begann er den steilen Felsen emporzuklimmen, und da ich ihn nicht zurückzuhalten vermochte, so folgte ich ihm; doch vermochte ich dem alten Manne nicht nachzukommen, und mit Lachen sah er nach mir zurück.

„Hier, sieh, das erste Nest,“ rief er und warf die blafsgrünen, braungesprenkelten Eier herab zwischen die Felsstücke; „aber auf dem Gipfel wird es deren noch mehr geben,“ fügte er hinzu und stieg rüstig und sicher die beinahe senkrechte Felswand hinan. Nach einigen Augenblicken war er oben.

Nur noch wenige Schritte war ich von ihm entfernt, als Olaf plötzlich dumpf aufschrie, taumelte und zu meinem gröfsten Entsetzen kopfüber gegen das Meer zu zwischen die dort zerstreuten grauen Felsenriffe stürzte.

Regungslos stand ich da, vor Grauen wie zu einer Säule verwandelt. Als ich mich ein ewig gefafst hatte, suchte ich zu erforschen, was den Unglücklichen so sehr erschreckt hatte. Ich erblickte es bald und erzitterte vor Schreck und Erregung. Auf einer kleinen Fläche zwischen ungeheuern Steinblöcken lagen die schwarzen Reste von verkohltem Holz, und dazwischen schimmerte weifs ein Totenkopf, geziert mit einem goldenen, durch Feuerglut halb geschmolzenen Diadem. In die Augenhöhlen dieses Schädels waren einige Rubinen

des Diadems hinabgeglitten, und es hatte so den Anschein, als ob das weifse Haupt die Welt mit blutigem Auge angrinse und mit grimmigem Hohne dazu die Zähne fletsche. Ich konnte nicht daran zweifeln, dafs die Stelle, auf welcher ich stand, dieselbe war, wo Thorgerda die ehemalige Walküre verbrannt hatte, und dieses entsetzliche Auge und das so fürchterlich grinsende Gesicht hatte den unglücklichen Olaf in das schreckliche Grab gestürzt.

Am ganzen Leibe zitternd, liefs ich mich langsam und vorsichtig herab und kehrte auf das Schiff zurück, wo Olaf, den man inzwischen aus dem Wasser gezogen hatte, ruhig wie im Schlafe lag. Er war nicht tot; sein Herz schlug, und es war keine Wunde an ihm zu sehen. Sprechen konnte er jedoch nicht, und ich war überzeugt, dafs er nicht mehr lange zu leben habe. In voller Eile segelten wir nach Hause. Am Ufer stand Thorgerda, als ob sie uns bereits erwartet hätte. Ich erzählte ihr mit kurzen Worten, was geschehen war. Sie senkte das Haupt, ohne jedoch über den Verlust, der sie bedrohete, besondern Schmerz zu zeigen.

Sie liefs den Vater auf sein Lager tragen, und ich wachte mit ihr bei ihm die ganze Nacht.

Gegen Morgen öffnete Olaf plötzlich die Augen und sah um sich. „Ich sterbe," flüsterte er und legte seine Hand auf Thorgerdas Arm. Sie stand auf und schauete ihm starr in die Augen. Ihre Hand zitterte fieberhaft, ihr Antlitz war totenbleich; aber ihr Gesichtsausdruck war

hart, nicht eine Spur von Teilnahme oder Mitleid liefs sich darin erkennen.

Olaf warf sich unruhig hin und her. Er wand sich unter den Blicken seiner Tochter, welche sich grausam und frostig wie Stahl in sein Gesicht bohrten. Seine Augen glüheten in fieberhaftem Glanze, verzweiflungsvolle Schreie entrangen sich wie gewaltsam seinen Lippen.

„Verfluchtes Meer!“ fantasierte er, „wie unbarmherzig wirft es mich auf die glühenden Felsen, die unter mir wanken und zusammenbrechen. Wehe, wehe! o, die schrecklichen Gesichter der Dämone und bösen Geister! Wie fletschen sie ihre weifsen Zähne! Und Du bist hier, Thorgerda? Aber aus Deinen Augen strömt Grausen. Vermagst Du nicht zu lächeln? Wie? mufs ich vergebens auf einen einzigen Kufs Deiner Lippen warten, wie ich fruchtlos lechzte nach dem Segen der Mutter?“

Langsam, sehr langsam neigte sich Thorgerda über den sterbenden Mann, nicht aber zu dessen Stirne, um sie zu küssen, wie er es ersehnte, sondern zu seinem Ohre, und flüsterte ihm etwas zu. Ihr Gesichtsausdruck war dabei so gespensterhaft, dafs mir das Blut in den Adern stockte. Ich vernahm nicht, was sie ihm zuflüsterte, es war wie das Zischen einer Schlange. Aber Olaf schrie wild auf, dafs die Wände des Gemachs erbebten.

„Nur für diesen Preis ist Dein Lächeln, Dein Kufs und der Frieden zu haben?“ frug er in vorwurfsvollem Tone und Tränen entstürzten seinen Augen.

Thorgerda bejahete mit einem kalten und stolzen Kopfnicken. Olaf schlug die Hände zusammen und lag eine Weile regungslos und wie vernichtet da.

Eine feierliche Stille herrschte in dem Gemache, während Thorgerda ihren Schlangenblick auf den sterbenden Greis heftete. Endlich winkte er ihr mit der Hand, und wieder neigte sie sich über ihn. Sie hielt das Ohr an seine Lippen. Er flüsterte ihr etwas zu. Fast der Ausdruck des Wahnsinnes lag in seinen Zügen, aber in denen Thorgerdas spiegelte sich jubelnde Freude. Als Olaf geendet hatte, richtete sie sich auf und jauchzte, die Hände über ihren Kopf haltend, so wild auf, dafs die Wände des Gemachs wiederum erbebten, sowie vorhin bei dem verzweifelten Aufschrei des Greises. Dann küfste sie den Vater einigemale heftig auf die Stirne, er aber achtete nicht mehr darauf.

„Wehe! wehe!“ röchelte er im Todeskampfe, „warum habe ich das getan!“

Er bedeckte sein Gesicht mit seinem Gewande, gleich einem sterbenden Helden, und hauchte sein Leben aus. Ich trat zu ihm und erfafste seine Hand — sie war schon kalt. Überwältigt von meinen Gefühlen, sank ich ihm auf die Brust und weinte heifse Tränen.

Als ich aufblickte, sah ich mich mit dem Toten allein, Thorgerda war verschwunden.

Der Vorgang an Olafs Sterbebette war mir ein unlösbares Rätsel. Was hatten die beiden einander heimlich gesagt? Ich konnte das Geheimnis nicht durchdringen; aber der Ausdruck, den ich in Thorgerdas Antlitze beobach-

tet hatte, machte mich schaudern. Eine Stimme rief in mir, dafs dieses Weib kein Herz besitze, und zum ersten Male schrak ich vor meiner Liebe zu ihr zurück. Am folgenden Morgen versammelte Thorgerda die ganze Bewohnerschaft des Hauses und erklärte sich als Erbin des Besitztums und des Ruhmes ihrer Vorfahren. Sie war bleich, aber fest und stolz. Nicht eine einzige Träne erglänzte in ihrem Auge, keinen Augenblick bebte ihre Stimme, als sie von dem Toten sprach; aber sie war unaussprechlich schön, wie sie da stand, in den langen, bis zum Fufsboden herabreichenden Trauerschleier gehüllt und sich auf den mächtigen silbernen Krummstab stützend. So stand sie unter dem Baldachin, welcher zu dieser Ceremonie zwischen den beiden, mit silbernen Runen bedeckten Säulen aufgespannt war.

Nach allen Enden der Insel flogen die Boten, um die gesamte Einwohnerschaft zur feierlichen Bestattung des letzten Königs der Meere einzuladen. Drei Wochen nahmen die Vorbereitungen zu dieser königlicher Leichenfeier in Anspruch, und Tag und Nacht wimmelten die zu Olafs Sitze führenden Wege von Trauergästen. Während dieser Zeit blieb Thorgerda unsichtbar. Nur in der Nacht öffnete sich die Türe ihrer Kammer, und dann kam sie im Gefolge ihrer Mädchen, in einen dichten, undurchsichtigen Schleier gehüllt, setzte sich auf die Schwelle des Gemachs nieder, worin ihr toter Vater lag, und sang mit gedämpfter Stimme ein Trauerlied, welches der ganze Chor ihrer Frauen und Mädchen begleitete. In den

Nächten brannten Feuer auf allen Höhen, und von den Türmen der Burg Nidaros tönten die langgezogenen und tiefen Klänge von metallenen Trompeten.

Der alte Schmied Asbjarn war bald nach Olafs Tode in der Burg erschienen. Er kannte die alten halbvergessenen Gebräuche, die bei einer so aufserordentlichen Begräbnisfeier zu beobachten waren, und ordnete Alles in Thorgerdas Namen an. Er übernahm es auch, die Leiche des Meerkönigs einzubalsamieren, da er mit den hiezu dienenden Kräutern vertraut war.

Endlich kam der Tag des Begräbnisses. Alle Anhöhen, Felsen und Ufer waren von einer unzählbaren Menschenmenge bedeckt. Die Sonne war blutrot ins Meer hinabgetaucht, und als sich die Nacht über der Landschaft niederliefs, trat Thorgerda aus der Burg, im schwarzen Trauergewande, doch unverschleiert, bedeckt mit Gold und Edelsteinen, herrlich, wie eine Königin. Sie erfüllte die stille Luft mit einem langen melancholischen Trauergesange, und als sie verstummte, fielen auf ein gegebenes Zeichen die Palisaden vor dem Hause zusammen, die eigens zu diesem Zwecke untergraben worden waren, und der Leichenzug wurde plötzlich der ganzen Versammlung sichtbar.

In dem mit einem goldenen Stoffe ausgeschlagenen Sarge ruhete Olaf im königlichen Purpurgewande. Eine goldene Krone zierte sein Haupt, und an seiner Seite blitzte ein blankes Schwert. Männer in schwarzen Gewändern trugen ihn zum Ufer. Hinter dem

Felsen kam ein grofses Schiff hervor, in den schweren schwarzen Stoff, womit es bedeckt war, waren grofse silberne Tränen eingestickt.

Auf dieses Schiff stellten die Männer den Sarg, und Thorgerda schritt über die hölzerne, zu diesem Zwecke errichtete Brücke auf das Verdeck, um den letzten Abschied vom Vater zu nehmen. Sie blieb vor dem Sarge stehen, nahm ihr Diadem von ihrem Haupte, zerbrach es mit fester Hand und warf es nebst ihrem Rubinhalsband, den goldenen Reifen, Perlen und ihrem gesamten Schmucke zu Füfsen des Toten. Nachdem sie ihren Vater ein letztes Mal auf die Stirne geküfst hatte, reichte man ihr den Schleier, den sie ihrem Vater über das Gesicht breitete. Dann kehrte sie ans Ufer zurück.

Nun bewegte sich das Schiff und fuhr weit in das Meer hinaus. Dort warf die Bemannung Anker und kehrte in Booten zurück. Bewegungslos lag das Schiff in dem Abenddunkel; niemand befand sich auf ihm, als der tote König des Meeres; die Wellen säuselten leise und der Nachtwind pfiff zwischen den Felsenriffen. Aber von den Menschen am Strande rührte sich niemand von der Stelle, und niemand unterbrach das Schweigen auch nur mit einem Worte. Doch hafteten Aller Augen auf dem Schiffe, welches die verlassene Königsleiche trug. Endlich brach Feuer hervor, welches die Bemannung im Innern angezündet hatte, ehe sie das Schiff verliefs. Rote Flammen züngelten über das Verdeck und vereinigten sich zu einer weit über die schweigenden, schlummernden Wogen leuchtenden Lohe.

Zugleich wiederhallte die Luft von den klagenden Melodien der Begräbnislieder, welche von der zahllosen Menge der Trauergäste angestimmt wurden, und diese ergreifenden Gesänge verstummten nicht eher, als bis das Schiff in Stücke zerfiel, die zischenden Wogen seine glühenden Glieder zerstreut und die Tiefen das geschmolzene Gold der Krone und die glühenden Edelsteine des Geschmeides verschlungen hatten und der zu Asche zerfallene König in den Schofs jenes mächtigen Meeres, das er einstens als sein Reich zu betrachten gewohnt war, zur ewigen Ruhe versank.

In schwermütige Gedanken vertieft, betrachtete ich dieses Schauspiel, als der alte Asbjarn zu mir trat und mich anredete. Er hatte dazu bisher keine Gelegenheit gefunden. Jetzt bat er mich, dafs ich ihm die letzten Augenblicke des Toten beschreiben möchte. Ich entsprach seinem Wunsche und vertrauete ihm auch den seltsamen Auftritt mit Thorgerda an.

„Grofser Gott!“ rief Asbjarn, „nur zu wohl verstehe ich das, was Euch so sehr verwundert und das Ihr nicht zu enträtseln vermöget.“

Ich wollte ihn um Aufklärung über diese Worte bitten, doch ein entsetzlicher Aufschrei übertönte meine Frage. Es schien, als ob die ganze auf den Felsenriffen versammelte Menge nur eine einzige Kehle, eine einzige Stimme hätte, welche jetzt, dem Sturme gleich, erbrauste. Ich blickte mich um, und siehe da, eine zweite Feuerlohe schlug zum Himmel empor, grofsartiger und schauerlicher noch als jene auf dem Meere. Ganz Nidaros war eine

einzige Flamme, die den Himmel erreichen zu wollen schien. Aus allen Fenstern und Türen wälzten sich Rauch und Feuer hervor, und ein Prasseln, als ob ein ganzer Wald brenne, erweckte den Wiederhall in den Felsen. Das ganze Meer schien in Blut verwandelt, die Windsbraut flog, wie von einem Zauber angezogen, herbei und fachte die Flammen mit ihrem gewaltigen Atem an, wie in wilder Freude brausend.

„Thorgerda!" rief ich entsetzt, denn der Gedanke, daſs sie vielleicht in dem brennenden Gebäude weilen könne, fuhr mir durch den Sinn.

Doch Asbjarn erfaſste mich bei der Hand und wies auf die rot beleuchtete Ebene. Dort sah ich ein Pferd mit der rasenden Eile des Windes dahinjagen, und auf seinem Rücken saſs Thorgerda. Sie blickte, mit der Hand wie zum Abschiede winkend, nach den Flammen zurück.

„Was soll das bedeuten?" frug ich verwundert.

Das Brausen des Meeres, des Windes und der Menschenstimmen war betäubend. Asbjarn schrie mir ins Ohr: „Das bedeutet, daſs Thorgerda selbst das Haus angezündet hat und daſs sie nimmer mehr zurückzukehren beabsichtigt; das bedeutet, daſs sie eine Walküre werden wird, daſs sie dem sterbenden Vater das Geheimnis erpreſst hat, wo er das Schwanengewand und den Zaubergürtel verbarg; es bedeutet, daſs Thorgerda für Euch verloren und ihre Seele der ewigen Seligkeit

beraubt ist, — wenn Asbjarn sie nicht für Euch rettet."

Er zog mich mit sich und ich folgte ihm gehorsam wie ein Kind.

Ich weiſs nicht mehr, wo wir die Pferde fanden, aber bevor ich noch recht zur Besinnung kam, ritt ich mit Asbjarn im Schatten der Berge entlang, unbekümmert um die brennende Burg, um den brausenden Wind und das Geschrei der Menge. Als wir etwa eine Stunde geritten waren, begann Asbjarn also zu sprechen: „Ich weiſs, wo Olafs Vater das Schwanengewand und den Gürtel vergraben hat; ich war ihm dabei behilflich und schwur ihm, daſs ich ängstlich darüber wachen werde, damit dieser gefährliche Zauber nicht in unrechte Hände gerate. Er verbarg den Gürtel an der Ostseite des Vulkans, und das Schwanenhemd an der Westseite. Es kommt demnach für uns alles darauf an, daſs wir früher als Thorgerda den Ort erreichen, wo das Schwanengewand liegt. Den Weg kenne ich besser als sie, und deshalb hoffet, Herr Ritter, und betet zu Gott!"

Das war alles, was Asbjarn mir mitteilte. Mein Herz war so von Angst und Bangigkeit erfüllt, daſs ich kein Wort der Erwiderung fand, und so ritten wir schweigend durch die Nacht, ohne eine andre Beleuchtung als die roten Feuergluten des dem Verderben geweiheten Nidaros.

Wie lange wir ritten, erinnere ich mich nicht mehr. Ich folgte Asbjarn willenlos; all mein Sinnen war nur auf das Ziel und den Zweck unsrer Reise gerichtet. Ich achtete auf

nichts, was um mich her vorging; ich wufste nicht, ob die Sonne schien oder die Sterne leuchteten. Zuweilen erwachte ich allerdings aus meinem fieberhaften Halbtraume, und dann sah ich, dafs wir durch eine der ödesten Gegenden ritten, welche die Erdoberfläche wohl aufzuweisen hat. Am Horizonte aber standen doch die majestätischen Hochgebirge, in ihrem ewigen Schnee erglänzend, und an ihrem Fufse ergrünte der smaragdne Teppich der üppigsten Triften, und dies machte uns die Wüste um uns herum vergessen. Zeitweilig hielten wir bei niedrigen, mit Rasen gedeckten Häuschen an. Asbjarn sprach dann kurz mit den Inwohnern, und diese gaben uns etwas Nahrung, von welcher mir Asbjarn aufnötigte, und schon flogen wir wieder weiter. Manchmal tauschten wir bei solchen Häuschen auch die Pferde. Endlich befanden wir uns am Fufse des Gebirges selbst. Bei einer Schmiede, welche dort inmitten einer Wiese lag, liefsen wir unsere Pferde zurück, und der alte Mann, der dort hauste, fing aus der auf der Wiese weidenden Herde drei junge Stuten ein. Auf die eine lud Asbjarn gespaltenes Birkenholz, die andern zwei bestiegen wir und schlugen den zum Vulkan hinaufführenden Weg ein. Dieser war steil und gefährlich, aber unsre Stuten schienen ihn gut zu kennen, und ohne Unfall und verhältnismäfsig rasch gelangten wir bis zu jenem Punkte, von wo aus der Aufstieg zu Pferde nicht weiter möglich war. Asbjarn band nun die Tiere auf eine eigentümliche Art zusammen, sodafs der Kopf des ersten am Schweife des letzten befestigt war; sie dreheten sich daher, wenn

sie sich bewegten, stets im Kreise herum, und auf diese Weise waren wir sicher, dafs sie sich nicht verlaufen könnten und dafs wir sie bei unsrer Rückkehr vom Gipfel des Vulkans wiederfinden würden. In das Birkenholz teilte ich mich mit Asbjarn, und mit dieser Last auf dem Rücken unternahmen wir unsern mühseligen Aufstieg.

Die Einöde, durch welche wir nun kamen, war in ihrer schwarzen gespenstigen Nacktheit erschreckend. Es war als grinse uns der Tod selbst an, welcher mit seinen dunkeln Fittichen diese erdrückenden Felsenriesen zu umkreisen schien. Der Boden, auf dem wir einherschritten, die Felsen, welche zackig in die Höhe starrten und in deren Eingeweiden ein dumpfer Donner rollte, waren nichts andres als erhärtete und erkaltete, einst aber flüssig gewesene feurige Ströme geschmolzenen Erzes und Gesteins, welches der Vulkan ausgeworfen hatte zur Vernichtung jeglichen Lebens. Hie und da schaueten einzelne Büschel Flechtenmoos blutig rot zwischen den mächtigen Felsblöcken hervor, und das war die einzige Spur von Pflanzenwuchs. Der Himmel war umwölkt und ein leichter Nebel, der sich jäh und plötzlich gesenkt hatte, zog sich zwischen den Felsen hindurch, weshalb wir unsern gefahrvollen Weg durch vorsichtiges Tasten zu suchen genötigt waren. Die Stickluft nahm immer mehr überhand, und aus den Felsenspalten strömten Schwefeldämpfe hervor. So kamen wir bis zum Rande des gräulich gähnenden Kraters. Ringsherum lag rote Asche und ein schwarzer Rauch ringelte sich in die finstre Luft hinauf.

Wir machten eine kurze Weile halt, und Asbjarn sagte mir, dafs wir nicht mehr weit von unserm Ziele entfernt seien.

Auf der einen Seite wuchs eine schwarze steile Wand ins Unendliche, auf der andern gähnte ein bodenloser Abgrund, in den wir, durch den Qualm geblendet und mit dem frostig und heftig wehenden Winde kämpfend, jeden Augenblick hinabstürzen konnten. Doch der alte Asbjarn verlor seinen frischen guten Mut auch nicht auf einen Augenblick und eiferte mich zur Ausdauer an. Sehr aufmerksam betrachtete er jeden einzelnen Felsblock, der in den Abgrund herab, oder über unsern Köpfen hing. Plötzlich blieb er stehen. Scharf in unsern Weg hinein ragte ein ungeheurer roter Kegel und hemmte jeden weitern Schritt. Etwa in der Hälfte seiner Höhe bemerkte ich ein grofses, in die harte Masse eingehauenes Kreuz.

„Gottlob!“ rief Asbjarn, „wir sind rechtzeitig gekommen, noch war niemand vor uns hier. Legt Eure Bürde ab, Herr Ritter, und helft mir diesen Felsblock wegwälzen.“ Es war keine leichte Arbeit, diesen Block von der Stelle zu bewegen, aber unsern vereinten Kräften gelang es dennoch. Nach langer Anstrengung neigten wir den Kegel so weit, dafs er das Übergewicht bekam und in den Abgrund hinab stürzte, während wir uns an dem nahen Felsen festhielten, um nicht mit herabgerissen zu werden. Er flog und flog, aber kein Schall, kein Wiederhall tönte aus der Tiefe zu uns herauf, und diese gräfsliche Stille war uns ein Mafsstab für die bodenlose Tiefe des Ab-

grundes. Ein kalter Schauer überlief mich und ich schloſs die Augen.

„Ich weiſs nicht," lachte Asbjarn, „ob Thorgerda diesen Felsblock bewältigt hätte, auſser etwa mit Hilfe des Zaubergürtels, wenn sie diesen vorher gefunden hätte."

Er zog aus dem mitgebrachten Holzbündel eine kleine Krampe hervor und begann eifrig zu graben. Bald erglänzte etwas wie Gold in dem dunkeln Erdreich, und in kurzer Zeit zog Asbjarn ein metallenes Kästchen hervor, welches von der im Bergesinnern herrschenden Hitze halbgeschmolzen war. An einigen Stellen schimmerte etwas glänzend Weiſses hindurch. Asbjarn nahm das Kästchen auf die Schulter, ich erfaſste wieder mein Holzbündel, und wir entfernten uns eilends von dem Orte, wo die giftigen Dämpfe allmählich so betäubend auf mich gewirkt hatten, daſs mir meine Füſse fast den Dienst versagten. Ohne Beihilfe des Alten wäre ich schwerlich weiter gekommen, aber unterstützt durch seine, in so hohem Alter auſsergewöhnliche Kraft, gelangte ich endlich in eine reinere Luft.

Der Himmel hatte sich unterdessen ein wenig aufgehellt; die Wolken, die uns eingehüllt hatten, entführte der Wind, und glücklich erstiegen wir den obersten Gipfel des Vulkans. Es war dies eine kleine Fläche, auf der an manchen Stellen hoher Schnee lag, wiewohl der Boden unter unsern Füſsen warm war. Auf dem Gipfel war kein Krater. Alles schien ruhig und friedlich. Als jedoch Asbjarn anfing, eine kleine Grube zu graben, um darin einen Holzstoſs aufzurichten, den er auf diese Weise

vor dem Winde schützen wollte, drang überall aus der Erde Rauch hervor.

„Das Feuer dieses Berges gehorcht den bösen Mächten," sagte der greise Schmied, „niemals würde es dieses Zauberkleid verzehren; aber das gute Feuer, welches aus dem Birkenholze aufflammt, wird diesen verfluchten Zauber bald in Asche verwandelt haben. Zur grössern Sicherheit habe ich ein geweihetes Öl mitgebracht. Wenn Olafs Vater auch so gehandelt hätte, so würde er uns eine grosse Anstrengung erspart haben."

Er goss das Öl auf das Holz, und ich genoss während dem einen hinreissenden Ausblick, der sich vor meinem entzückten Auge ausbreitete. Noch niemals hatte ich etwas Erhabeneres als die wundervolle Schönheit dieser Insel gesehen. Ihre grünen Triften breiteten sich ins Unendliche aus; wellenförmig durchliefen die Hügel in langen Reihen die Ebene, und die zahlreichen Gipfel des Hochgebirges starrten in die Lüfte und blendeten das Auge mit dem Demantglanze ihrer majestätischen Gletscher. Weisse Flüsse schlängelten sich durch die Ebene und mündeten in das ferne Meer, welches azurfarben mit dem Horizont zusammenfloss. In den Tälern funkelten die Seen wie Riesenaugen, welche sehnsuchtsvoll zum Himmel emporblickten, und mancher Hügel, mancher Berg war von dem Purpur des blühenden Heidekrauts gerötet.

Die Stimme Asbjarns weckte mich aus meiner Betrachtung. Er sang irgend ein frommes Lied, und als ich mich umsah, erblickte ich das flammende Feuer, und mitten in die-

sem brannte im zerborstenen Kästchen das weifse Gewand aus Schwanenfedern. Blaue Flämmchen sprangen daraus hervor, und weisser Rauch kräuselte sich in die Luft. In Asbjarns Gesang mischte sich plötzlich noch eine zweite Stimme: ein greller Verzweiflungsschrei ertönte. Thorgerda stand hinter uns. Sie war noch in ihr schwarzes Trauergewand gekleidet, aber ein goldener, mit Edelsteinen und silbernen Runen besetzter Gürtel wand sich wie eine Schlange um ihren schlanken Leib.

„Ich bin beraubt um meine Erbschaft!“ schrie sie, blafs vor Zorn und Grimm. „Verflucht sei der niederträchtige Räuber!“

„Gott hört Euch nicht, Thorgerda,“ sagte Asbjarn; „mit seiner heiligen Hilfe vernichten wir auch diesen Euern Gürtel. Zum Glücke hattet Ihr nicht Zeit genug, das Geheimnis seiner Runen zu enträtseln.“

Thorgerda zuckte susammen und wandte sich zur Flucht.

„Ihr nach, Herr Ritter, ihr nach!“ rief der Alte. „Ich bleibe hier, bis der letzte Rest dieser Federn zu Asche zerfällt.“

Asbjarn brauchte mich nicht lange aufzumuntern. Ich eilte Thorgerda nach, so rasch ich vermochte. Nach kurzer Zeit hatte ich sie erreicht. Sie stand hart neben einer Krateröffnung, die unweit von dem Gipfel des Berges auf jener Seite, von welcher Thorgerda gekommen war, in schwarzem Dunkel gähnte. Es war dies der Hauptkrater des Vulkans. Schwarzer Rauch begann daraus hervorzusteigen, und in dieser dunkeln Wolke stand Thorgerda, totenbleich und mit schrecklichem Ge-

sichtsausdruck. Das rote Gold ihres Zaubergürtels leuchtete durch die Dunkelheit und strahlte Blitze aus.

„Was suchst Du hier, Verwegener?“ frug sie mich, als ich ihr nahe kam. „Bist Du etwa toll genug, auch hier von Deiner Liebe zu faseln, wo Dich der feurige Atem des Dämons umweht? Um mein kostbarstes Erbteil beraubtest Du mich. Ich kann keine Walküre mehr werden, und deshalb weihe ich mich dem Geiste dieses Berges. — O ihr! die ihr dort unten den Flammensee umschwebt, begrüfst eure neue Genossin. Schon komme ich!“

Als Thorgerda sich mit geschlossenen Augen in den Krater stürzen wollte, gelang es mir, sie an der Hand zu fassen, und ich rifs sie von dem Rande fort, wo der Boden unter unsern Füfsen zu bröckeln begann. Zwischen mir und Thorgerda entspann sich nun ein heftiger Kampf. Der Zaubergürtel verlieh ihren weifsen Armen, welche wie Schnee durch das zerrissene Gewand schimmerten, eine übermenschliche Kraft. Mehr als ein Mal fühlte ich, dafs ich im Begriff sei, zu unterliegen; doch jedesmal verhalf mir das Schamgefühl, von einem Weibe besiegt zu werden, zu verdoppelter Kraft, und nach langem Kampfe überwältigte ich Thorgerda. In dem Augenblicke jedoch, als ich sie mitleidsvoll losliefs, rifs sie den Zaubergürtel von ihrem Leibe herab, schwang ihn drei Mal heftig über ihrem Haupte und warf ihn dann hoch in die Luft. Er zischte wie eine Schlange, flammte in dem Qualm des Vulkans wie ein Blitz auf und fiel dann in den gähnenden Krater hinab.

Thorgerda blickte mich voll Haſs und Trotz an und rief: „Du hast im Turniere Deine Gegner besiegt, Du hast auch mich und meinen Zaubergürtel besiegt, verhaſstes Geschöpf! Gehe nun, und besiege auch den Geist dieses Berges, dann will ich an die Allmacht Deiner Liebe glauben und Deine Sklavin werden. Gehe, wenn Du so viel Mut besitzest.“

Sie lachte wild und verächtlich auf, als ich einen Augenblick zögerte, aber ich lieſs ihr nicht Zeit, auch nur ein einziges Wörtchen zu sprechen. Ich winkte Asbjarn, der eben herbeikam, er möge sie unter seine Obhut nehmen, und wie ein Pfeil flog ich auf den grausigen Krater zu.

Seine Wände waren nahezu senkrecht, und es war unmöglich, an ihnen herabzusteigen. Aus allen Spalten drang Rauch und Qualm hervor, aber Feuer war nirgends zu sehen. Stellenweise lag sogar hoher, vom Rauch geschwärzter Schnee. So mancher Felsblock fiel mit betäubendem Gepolter in den Abgrund, so bald ihn mein Fuſs nur berührte, und mehr als ein Mal wäre ich beinahe mit dem Gestein zugleich hinabgestürzt. Endlich fand ich doch eine minder steile Stelle, von welcher aus ich die gefahrvolle Reise in den Rachen des Berges unternehmen konnte, und bald gelangte ich auf dessen Boden. Es war ein enges Tal, wo in wildem Durcheinander Riesentrümmer zerschmetterter Felsen umherlagen, gleich Leibern der vom Himmel herabgestürzten bösen Engel. Aber selbst in diesem höllischen Kessel, der mit glühenden Dämpfen gefüllt war, befand sich eine groſse Menge Schnee. Die ko-

chenden Sturzbäche und die sich schlängelnden Flammen hatten den hart gefrorenen Schnee so durchfressen und durchwühlt, dafs er hohe, glänzende Wölbungen bildete, die im Sonnenscheine glitzerten und wenn ich so glühende Stellen betrat, dafs ich deren brennende Hitze nicht ertrug, flüchtete ich zur Kühlung unter den Schnee.

Inmitten des Schlundes lag ein Felsen, schwarz wie die Nacht, und unter ihm kam Rauch hervor. Auf diesem Felsen erblickte ich den Zaubergürtel Thorgerdas. Rings herum war der Boden so heifs, dafs es unmöglich schien, darauf zu stehen, zudem droheten mich die Schwefeldämpfe zu ersticken. Aber entschlossen trat ich bis an den Felsen selbst heran, obwohl die Erde unter mir erzitterte und das Rollen des unterirdischen Donners durch den ganzen Krater dröhnte. Ich erfafste den Gürtel und sprang so weit zurück, als meine Kräfte zuliefsen. Es war die höchste Zeit, denn in demselben Augenblicke öffnete sich die Erde in der Nähe des Felsens und grausige Flammen, siedendes Wasser und glühende Steine flogen in die Luft, und meiner Sinne nicht mehr mächtig, fiel ich, zu meinem Glücke, in den Schnee. Nicht lange lag ich da, aber diese wenigen Augenblicke reichten hin, mich an die Grenze des Wahnsinns zu bringen. Niemals werde ich mir vollkommen erklären können, was in jenen schrecklichen Augenblicken mit mir vorging. Ich weifs nur so viel, dafs ich dem Feuer, dem Qualme und der Erde grauenhafte Visionen entsteigen sah, sodafs das Pochen meines Herzens zu stocken drohete. Es

war mir, als ob unter dem Beben und Schwingen des wütenden Vulkans sich die Riesenhände eines unsichtbaren und unfaſsbaren Wesens nach mir ausstreckten und mich in eine unterirdische, mit Finsternis und Leere, mit Wasser und Feuer erfüllte Höhle hinabziehen wollten, und der frostige Atem des Todes umfächelte dabei meine glühenden Schläfen. Zugleich erfaſste mich ein unbegreiflicher Schwindel, der mich lockte, mich selbst kopfüber in diese Greuel zu stürzen. Mein klarer Wille kämpfte gegen die Visionen, deren Wesenheit anzuerkennen er sich sträubte. Ich fühlte dunkel, daſs ich unterliegen müsse, sobald ich mich dem Glauben an die Wirklichkeit meines dämonischen Gegners hingäbe, und halb erstickt von den giftigen Dämpfen rief ich mit krampfhaftem Lachen in das Brüllen des Donners hinein, daſs ich mich nicht vor dem Nichts fürchte, welches sich hinter der Larve aufgeregter Elemente berge. Dieser fieberhafte Kampf gegen mich selbst und gegen etwas Unbekanntes, Unbestimmtes war der grausigste, den ich in meinem Leben je bestanden habe.

Er endete für mich glücklich.

Der Ausbruch des Vulkans hörte ebenso plötzlich auf, als er entstanden war. Das Feuer erlosch, der Rauch verzog sich und der Donner verstummte. Mir kam es vor, als ob ein Engel Gottes vom Himmel herabgestiegen wäre und für mich gekämpft und gesiegt hätte.

Aus der Tiefe meiner Seele Gott dankend, nahm ich alle meine Kräfte zusammen und trat durch das Labyrinth der Felsentrümmer

den Rückweg an. Der Weg war ungemein steil, jeden Augenblick wankte ich rückwärts, jeden Augenblick war ich von dem gräſslichsten Tode bedroht, ja selbst schon am Rande, als ich meinen Fuſs wieder auf festen Boden setzte, wäre ich fast wieder in den Rachen des Vulkans zurückgestürzt, hätte ich nicht noch im letzten Augenblick einen groſsen Felsblock zu erfassen vermocht, welcher vereinzelt aus der lockern Asche hervorragte. Thorgerda schrie auf, als sie mich, totenbleich, versengt, blutend und vor Schwäche wankend, erblickte. Meine Kleider waren zerrissen, aber zwischen den Fetzen blinkte geheimnisvoll der Gürtel, den ich mir um den Leib befestigt hatte.

„Glaubst Du nun an die Gröſse meiner Liebe und an ihre siegreiche Macht?“ frug ich, vor sie hintretend.

Thorgerda senkte den Kopf, und noch ein Mal flammte ihr Auge wild auf, als es den goldenen Gürtel streifte. Dann aber bedeckte sie das Gesicht mit den Händen, und als sie mich wieder anblickte, waren ihre Augen mit Tränen gefüllt.

„Ich bin überwunden,“ sprach sie schluchzend, „ich bin Deine Sklavin, Deine Leibeigene!“

Ich sank ihr zu Füſsen. „Thorgerda,“ bat ich, „befiehl mir, mich noch ein Mal in diesen Feuerschlund zu werfen, aber quäle nicht mein Herz mit so grausamer Rede. Du bist die Gebieterin meines Lebens, meiner Seele. Ist es denn nicht möglich, Dich zu erweichen, Liebe in Deiner Brust zu erwecken? O, Thorgerda, ich bin Dein Sklave, tue mit mir, was Dir beliebt.“

Sie trocknete ihre Tränen, neigte sich zu mir, und mit flammender Röte im Antlitz flüsterte sie: „Nun, so nimm mich hin, Amis, ich bin Dein!"

Jauchzend drückte ich sie an mein Herz und trug sie weit weg von dem qualmenden Krater, auf jenen Platz, von dem aus die ganze grofse Insel mit ihrer unvergleichlichen, hinreifsenden Schönheit zu sehen war. Dort safsen wir schweigend Hand in Hand. Ermüdet ruhete ihr Haupt an meinem Herzen; ihr Auge schauete träumerisch und nachdenklich in die Ferne. Der alte Asbjarn safs unweit von uns und sang ein altertümliches, melancholisches Lied, ein Lied voll Sehnsucht, Anmut und voll mystischer Wünsche.

Endlich erhoben wir uns und begannen den Abstieg vom Berge. Ich führte Thorgerda, und als wir unsere Pferde wieder fanden, setzte ich sie auf jene Stute, welche das Birkenholz getragen hatte, das zum Scheiterhaufen für das Schwanengewand der Walküre ward. Wir kehrten nach Nidaros zurück, aus dessen Asche nur noch einige rauchgeschwärzte Mauern emporragten. Thorgerda aber führte mich in ein unterirdisches Palais, das sich in einem Felsen befand, auf dem der Turm Siegelindes gestanden hatte. Ich erstaunte über die dort aufgehäuften Schätze aller Art. Ganze Haufen goldener und silberner Gefäfse lagen da, Perlen und Edelsteine, um welche Thorgerda von jeder Königin beneidet worden wäre. Sie befahl Asbjarn alle diese Schätze auf Pferde zu laden, und nach der Ruhe eines ganzen Tages begaben wir uns in Gesellschaft des alten Schmiedes

und meines Knappen, der sich während der ganzen Zeit meiner Abwesenheit in der Nähe verborgen gehalten hatte, auf den Weg nach der Hafenstadt. Wir fanden ein Schiff, das nach Norwegen segelte, und verabschiedeten uns von dem alten guten Asbjarn, nachdem wir ihn für seine treuen Dienste reich belohnt hatten. —

Die Freude der Königin Astride kannte keine Grenzen, als ich ihr Thorgerda zuführte, und eine Woche nach unsrer Ankunft wurde unsre Hochzeit mit grofsem Pomp gefeiert. Bald darauf verabschiedeten wir uns von der Königin und ihrem Hofe und begaben uns auf meine Burg, in meine süfse, teure Heimat...

Aber nicht lange währte mein Liebestraum, und mein Glück bezahle ich mit einer langen Trübsal, der vielleicht nur der Tod ein Ende macht! Bald nach unsrer Verbindung nahm Thorgerda wieder ihr finstres Wesen an, seitdem hat sich ihre umwölkte Stirne nie mehr aufgeheitert. Anfangs dachte ich, dafs vielleicht die Trennung von ihrem Vaterlande sie betrübe, aber, Gott sei es geklagt! bald belehrte sie selbst mich über meinen Irrtum. Wenige Tage nach unsrer Ankunft auf meiner Burg fand ich sie heftig schluchzend, und auf meine Frage, was sie so sehr bekümmre, eröffnete sie mir mit grausamen Worten ihr verhärtetes Herz.

„Ich hasse mich selbst," sprach sie, „ich hasse mich wegen meiner abscheulichen Schwäche. Wisse, dafs bei unserm Zweikampf auf dem Gipfel des Vulkans ich nur der Schwäche

meines Herzens, nimmer aber der Stärke Deines Armes so schmählich unterlegen bin. Ich ward hingerissen von jener überwältigenden Liebe zu Dir, die ich vom ersten Augenblicke, wo ich Dich sah, für Dich fühlte, trotz allen Hasses, den meine Lippen unablässig logen, und freiwillig liefs ich mich von Dir überwinden. Als ich Dich in den Rachen des Vulkans jagte, tat ich dies in der Verzweiflung, wie damals, wo ich die gesamte Jugend Islands zum Kampfe gegen Dich aufhetzte; aber mein Herz hatte, so sehr auch mein Geist dem widerstrebte, stets nur den einzigen Wunsch, dafs Du siegen möchtest. So geschah es auch. Ich bin die Deinige geworden, aber ich täuschte mich selbst über meine Liebe. Nun bin ich aus meinem feigen Traume erwacht, aber ich erwachte als Deine Sklavin, auf ewig an Deine Person gekettet, die ich nun in Wirklichkeit hasse, wie mein eigenes, durch Deine Schuld vernichtetes Wesen."

Ich entsetzte mich über ihre Worte und bemühete mich auf alle mögliche Weise, ihr stolzes, hartes Herz mit dem Schicksal, mit Gott und der Welt zu versöhnen, doch vergeblich. Ich lebe ein schreckliches Leben neben ihr, aus ihrem dunklen Blicke spricht stets nur Hafs, und niemals findet ein zarteres Gefühl Eingang in ihr Herz. Ohne Schwanengewand, ohne Zaubergürtel ist Thorgerda dennoch eine Walküre, ein gespenstiges, wildes, zur Liebe unfähiges, stolzes und böses Weib ... Ihre verhängnisvolle Schönheit, welche mich in den Abgrund endloser Qual stürzte, blieb unverändert; sie ist erhaben und reizend, wie die

Demantberge ihrer heimatlichen Insel, aber der Hafs stürmt und wütet in ihrem Innern wie jenes verderbliche Feuer in den isländischen Vulkanen. „Wehe Dir!“ flüsterte Thorgerda einst im Traume, „wehe Dir, sollte ich mich einst noch meines Zaubergürtels bemächtigen und seine Runen enträtseln; dann will ich Deine Halsstarrigkeit bestrafen, mit der Du mich von der stolzen Höhe grosser Gedanken in den widerwärtigen Kreislauf des Alltagslebens herabgerissen hast.“ Indem sie diese Worte murmelte, warf sie sich auf dem Lager herum und ihre Fäuste ballten sich. Seit jener Zeit zittre ich unaufhörlich, dafs Thorgerda sich des Zaubergürtels bemächtigen könne; ich verberge ihn jeden Tag an einem andern Orte, und nie scheint er mir sicher genung aufgehoben zu sein...

Mit diesen Worten schlofs Amis seine Erzählung.

Die Freunde versanken in tiefes, schmerzliches Nachsinnen.

„Du kennst nun die ganze Geschichte meines Unglücks,“ begann Amis von neuem, öffnete sein Gewand und zog den goldenen Gürtel hervor, der in dem matten Lichte des bereits untergehenden Mondes erglänzte. „Nimm den verhängnisvollen Gegenstand meiner Furcht und Besorgnis an Dich.“

Mit diesen Worten reichte Amis seinem Freunde Thorgerdas Gürtel. „Kommst Du einstmal nach Marseille,“ fügte er hinzu, „wo die Ahnen unsrer Mutter ruhen, so hänge ihn dort hinter dem Altare der heiligen Jungfrau Maria

in unsrer Familiengruft auf. Dort mag er auf ewig bleiben."

Amil versprach also zu tun, öffnete sein Gewand und schlang den geheimnisvollen Gürtel um seinen Nacken, mit dem Gelöbnis, dafs er ihn nicht früher ablegen wolle, bis er ihn nach dem Wunsche seines Freundes an dem bezeichneten Orte aufheben werde.

Der Mond war mittlerweile untergegangen, und traurig kehrten die Freunde in ihre Herberge zurück, wo sie sich auf das gemeinschaftliche Lager zum Schlummer legten, den oft schwere Seufzer unterbrachen.

V.

Rimoni.

Lärm und Getümmel erweckten gar bald die beiden Freunde aus der kurzen Ruhe. Das ganze Haus wiederhallte von den Rufen der Schildknappen und vom Waffengeklirr. Die Mannen Amis rüsteten sich bereits zur Abreise. Die Freunde kleideten sich in aller Eile an, und nach einem kurzen Frühmahle bestiegen beide ihre Pferde, denn Amil wollte seinen Freund begleiten.

Die erwachte Flur, beseligt von dem Kusse der Sonne, von welchem sie die Nacht hindurch geträumt hatte, lächelte im Glanze des Taus und bewillkommte ihr goldiges Antlitz mit jubelndem Lerchengesang. Beide Freunde achteten aber diesmal nicht der Schönheit des Morgens, dieses neugeborenen Himmelskindes, denn der Gedanke der Trennung stimmte ihre Herzen trübe. Die Stadt verlor sich hinter ihnen allmählich in der Ferne, und die langen Schatten des Waldes fielen schon auf die weifse

Strafse, welche sich wie ein Bach zwischen den Wiesen dahinwand und wie zur Ruhe unter die finsteren Tannen des Forstes einbog.

Am Rande des Waldes stand eine Martersäule inmitten von wildem Rosengebüsch, und dort reichten sich die Freunde zum letzten Male die Hand und umarmten sich mit umflorten Blicken.

„Sei Deines Versprechens eingedenk," bat Amis, „und wenn Gefahr Dir droht, so vergifs auch nicht, dafs Dein treuer Freund auf einen einzigen Wink wartet, um wie auf Windesfittichen zu Deinem Dienste herbeizufliegen. Mein Leben, ja meine Seele, alles gehört Dir, sobald Du es verlangst."

Amil drückte Amis noch inniger an sein Herz und ein Tränenstrom entquoll seinen Augen, aber Amis, sein Gefühl mannhaft unterdrückend, entwand sich mit zartem Lächeln seiner Umarmung, winkte mit der Hand, spornte sein Rofs und ritt davon.

Auch Amil ermannte sich. Schweigend stand er bei der Martersäule, fast unbewufst von dem daneben blühenden Busche wilde Rosen pflückend, als sein Freund und dessen glänzendes Gefolge Mann für Mann unter den Schatten des Forstes verschwand, bis endlich nur noch ihre Waffen zwischen dem tief herabhängenden Geäste gleich Funken hindurchschimmerten. Auch dies verschwand, und Amil horchte angespannt, um das Stampfen der Pferdehufe im Moose zu vernehmen, das sich mit dem melancholischen Säuseln der Tannen vermischte und nach einem plötzlichen Windstofse gänzlich verhallt war.

Jetzt erst schien es Amil, dafs er seinen Freund verloren habe. Rasch griff er nach seinem silbernen Horne und blies mit voller Kraft hinein. Das war sein letzter Grufs. Wie das wunderbar helle Lachen eines überirdischen, in der durchsichtigen Himmelsbläue dahinschwebenden Wesens erklangen diese Töne, mischten sich siegreich in die Morgenhymne des träumerischen Waldes, flogen in den Schofs der Felsen, und diese wiederholten, indem sie den drückenden Schlummer von ihren Stirnen abstreiften, gleichsam verwundert, das jubelnde Lachen. Der räuberische Wind bemächtigte sich dieser Töne und trug sie weit weg, bis sie matt dahinstarben und schiefslich in dem grausigen, bodenlosen Abgrunde des Schweigens versanken. Die herrschende Stille wälzte eine neue Last auf Amils Herz, doch plötzlich quoll ein neuer Klang aus den Tiefen des Schweigens hervor. Süfse und träumerische Töne erklangen im Walde: Amis, der in der Ferne den Abschiedsgrufs von Amils Horn erlauscht hatte, antwortete ihm, und die Klänge seines Horns, einem Perlenstrome gleich, wuchsen in dem Säuseln der Bäume stärker und stärker an und rauschten wie eine Brandung von Tönen daher. Mit unwiderstehlicher Macht bemächtigten sie sich der Seele Amils, so dafs dieser, plötzlich von einer unwiderstehlichen Sehnsucht erfafst, seinem Rosse die Sporen einsetzte und seinem Freunde durch den Wald nacheilte. In diesem Augenblicke aber erzitterte die Luft von neuen Tönen, diesmal kamen sie von der Stadt her. Es erbrausten die Glocken der Kathedrale und luden feierlich zu einem Spiele,

welches am heutigen Tage zu Ehren Christi und seiner gnadenvollen Mutter aufgeführt wurde. Der König, die Königin und die holde Jolante sollten gegenwärtig sein. Vor dem Auge des liebetrunkenen Amil tauchte auch sogleich aus dem heiligen Klange dieser Glocken das Bild des ersehnten Mädchens auf. Seine Seele erbebte, wie der rings um ihn im Winde säuselnde Wald, und die Musik der Glocken erdrückte mit einem Schlage die verhallenden Töne von Amis' Horn. Zum zweitenmale riſs Amil heftig an dem Zaume. Das Pferd bäumte, wandte sich um und flog, einem Pfeile gleich, gegen die Stadt...

Der alte Forst nickte träumerisch mit seinem grünen Haupte...

Unter dem Dröhnen der Glocken, unter Fanfarenklang und Paukenwirbel bewegte sich ein mächtiger Menschenstrom feierlich durch die geschmückten Gassen auf den groſsen Stadtplatz. Dort war vor dem Dome ein Gerüst errichtet, auf welchem das Schauspiel aufgeführt werden sollte.

Als Amil den Platz erreichte, saſsen bereits der König, die Königin und ihre liebliche Tochter unter einem prachtvollen Baldachin, welcher ihnen Schatten und Kühlung gewährte. Amil betrachtete das Antlitz des geliebten Mädchens, und seine Blicke wandten sich dorthin, wohin ihre schönen Augen gerichtet waren: auf die Bühne vor dem Dome. Die Glokken waren verstummt, tiefe Stille verbreitete sich über den mit Menschen angefüllten Platz, und das Schauspiel begann. Die Bühne war dreistöckig. Das oberste Stockwerk stellte den

Himmel vor; dichte Weihrauchwolken verhüllten ihn, und nur hie und da erglänzte in dem duftigen Gewölk ein goldener Engelsfittich oder die rosige Wange eines kleinen, auf die dunkle Welt herablächelnden Cherubs. Das unterste Stockwerk war der Ort der Verdammten; rote Feuersäulen flammten dort aus schwarzem Qualm hervor; die finstern Schatten der Dämone irrten mit wahnsinnigen Gebärden der Verzweiflung umher; manchmal fletschte das blasse Martergesicht irgend eines Verdammten nach tierischer Art die Zähne, verschwand aber plötzlich mit einem entsetzlichen Aufschrei, wie vom Sturmwind verjagt.

Seufzer entschwebten der Hölle und vermischten sich mit der süfsen, aber leisen Musik der Harfen, welche aus dem weifsen Wolkenschleier des Himmels hervortönten.

Das mittlere Stockwerk stellte die Erde vor. Eine dunkle, unerquickliche Wüste zog sich bis zu den Füfsen eines Berges hin, dessen Gipfel sich in den weifsen Rauch des Himmels verlor. Am andern Ende der Wüste wuchs ein Palmenhain; er beschattete einen hohen Felsen, in den ein Grab eingehauen war. Der Hain zog sich bis zu einem kleinen niedrigen Häuschen, an dem sich Weinreben in die Höhe rankten; auf dem Dache nisteten weifse Tauben. Im Hintergrunde waren blumenreiche Felder und Gärten zu sehen, über denen in voller Pracht die Kuppeln Jerusalems schimmerten.

Inmitten des Wüstenlandes, Hände und Antlitz in die Erde gegraben, lag die dunkle Gestalt des Judas Ischariot. Über ihm schwebte

eine rotbraune Wolke, aus welcher einzelne schwere Tropfen auf sein entblöſstes Haupt herabfielen.

Judas (aus einer Ohnmacht erwachend): Wehe! ich lebe also noch, und daher muſs ich noch leiden. Nicht der Tod war es, der meinen Leib zu Boden warf. Verfluchter Atem! warum hebst Du noch meine Nüstern? Verfluchtes Herz! warum schlägst Du noch in meiner Brust? (Er blickt rings um sich.) Siehe, ich warf mich in üppiges Gras und erwache in einer Sandwüste. Die lächelnde Flur verwelkte, das Grün erlosch unter der Berührung meiner Hände. Alles flieht vor mir. — O, könnte ich doch selbst auch mitfliehen; könnte ich mein Wesen zerteilen, mein Bewuſstsein gleich einer schweren Last abschütteln! O Tod, wo verbirgt sich Dein bleiches Gespenst, vor dem die Lebenden erbeben? Siehe hier einen, der Dir ins Gesicht lacht und Dich verhöhnt und Dir zuruft, daſs Du nicht einmal bist. Wie? habe ich mich nicht in die salzigen Fluten geworfen, die jenen Abgrund bedecken, wo Sodom und Gomorrha schlummern? Und Du warst nicht dort! denn der See spie mich an das Ufer, welches entsetzt vor mir erbebte, und der Baum, an dem ich mich aufhängen wollte, wehrte sich wie verzweifelt und streckte in Entsetzen seine Äste gegen Himmel, und als ich doch einen dieser Äste erfaſst und mich daran gehängt hatte, da erschrak er so vor der widrigen, ihm aufgedrungenen Frucht, daſs er verdorrte und brach. Und ich lebe! . . . Es will mir scheinen, daſs ich in eine schwere Ohnmacht verfallen bin; aber welche neue Marter

weckt mich daraus wieder auf? Warum ist mir nicht einmal ein kurzer Schlummer vergönnt?

Eine Stimme aus der roten Wolke: Judas, für Dich gibt es keinen Schlummer mehr. Was aus mir beständig auf Dich regnet, das ist Abels Blut. Die Sonne hat es angezogen, bevor die Erde es aufsaugen konnte. Es rief um Rache und hat sich auf des Himmels lichtem Antlitz als Wolke zusammengeballt, deren Schatten bis auf die Stufen des Thrones des Allerhöchsten fiel. Die Wolke irrte durch das Weltall und suchte den, dessen Verbrechen gröſser war als jenes Kains. Du hast mich angezogen. Es gibt keinen Schlummer mehr für Deine Augenlider, Judas; es gibt kein Vergessen Deiner Untat!

Judas: O wehe ohne Ende! Warum bin ich mit diesem Menschen zusammengekommen? Warum glaubte ich, daſs er der Messias sei? Verflucht sei die Lippe, welche die alte Sage von der Ankunft des Messias zuerst in mein Ohr flüsterte! Verflucht seien jene Abenddämmerungen, da die Greise unter den Feigenbäumen saſsen und von dem Erscheinen des Auserwählten Gottes schwärmten, wie er bei Joppe dem Meere befehlen würde, ihm seine Perlen und seine in ihm begrabenen Reichtümer herauszugeben; wie er seine Getreuen mit Scharlach und Gold bekleiden, mit süſserem Manna, als jenes in der Wüste war, sättigen werde. Diese leeren Sagen haben mich verlockt! Daſs Jesus dieser König sein werde, glaubte ich, und enttäuscht und verbittert, verriet ich ihn!... Ach könnte ich seinen An-

blick vergessen, jenen den Sternen gleichen Blick, hell wie der Himmel voll Erbarmen! Die Erinnerung daran weckt in mir die Hölle. Nein, die Qualen der Hölle sind Wollust im Vergleiche mit den Qualen in meinem Herzen. O Hölle, sei mir willkommen! In Deinen Flammen finde ich süſse Erquickung. O Hölle, wie bist Du reizvoll, Deine Martern — für mich ein Paradies. Du harte Erdenrinde, die Du mir den Zutritt dorthin verwehrst, wo der schreckliche Scheol sich in Finsternis ausbreitet, zittre vor mir. Ich befehle Dir, daſs Du mich verschlingst! . . . Du gehorchst nicht? Wohlan, so sei entehrt, ärger als eine feile Dirne. Siehe, meine verfluchten Lippen, welche mit ihrem Kusse den Meister verrieten, diese ehrlosen Lästerlippen werden jetzt Dein Antlitz küssen.

(Er wirft sich auf die Erde, um diese zu küssen. Die Erde erbebt und spaltet sich. Judas sinkt hinein und befindet sich vor dem Höllentore. Der schwarze Rauch in dem untersten Stockwerke teilt sich, die Flammen schlagen nach abwärts und schleichen auf dem felsigen Boden, aus dem zeitweilig Blitze zukken. Auf einem Throne, auf welchen rote Funken herabregnen, sitzt Satanas, blassen und finstern Angesichts.)

Judas (schleicht sich bis zu einem glühenden Gitter, welches die Hölle abschlieſst): Wie schön ist er und wie blaſs! Wie die Blitze Gottes seine stolze Stirn durchfurcht haben! Satanas, ich bete Dich an, Du bist ein König, Du bist Gott. Nimm mich zu Dir, ich bin Dein Freund; nimm mich, ich beschwöre Dich

im Namen dessen, der Dich in die ewige Marter stürzte!

Satanas: Wer ruft mich?

Judas: Ich will in die Hölle. Ich sehne mich nach Euern Qualen. Eure Flammen und blutige Seen, in denen es von Ungeheuern wimmelt, locken mich. Öffne das Tor, Satanas, und lafs mich zu Dir. Höre doch, Freund!

Satanas (schaut stolz auf ihn herab): Deine Schritte sind schleichend und Dein Auge ist ein Hundsauge. Woher nimmst Du die Frechheit, Dich einen Freund dessen zu nennen, der mit Gott selbst Krieg geführt hat?

Judas: Krieg geführt hat, aber unterlegen ist. Ich jedoch habe über ihn gesiegt!

Satanas (mifst ihn mit einem Blicke voll Verachtung): Du? — Du? —

Judas: Jawohl, ich. Aber öffne! (Er rüttelt an dem Gitter und heult wie ein Wolf.)

Satanas: Entferne Dich, Du ekelhaftes, elendes Geschöpf mit dem tierischen Gesicht; Deine Sehnsucht nach der Hölle ist verdächtig!

Judas: Zittert vor mir! Ich will meinen Namen erschallen lassen, und Eure Hölle wird erbleichen und in ihren Grundfesten erbeben. (Satanas wendet sich ab und eine Gruppe dunkler Schatten, welche während des Zwiegesprächs bei der Pforte zusammengetreten waren, bricht in Gelächter aus.)

Judas: Ihr lacht? Nun zittert und höret meinen Namen. Ich bin Judas! (Die Hölle erzittert. Der Haufe der Verdammten stiebt unter Wehklagen auseinander.)

Satanas: Hinweg, Judas! Siehe, wie sie vor Deinem Namen geflohen sind. Ich spucke nur davor aus. Ich bin ein Ritter, Du aber bist eine Giftkröte. Ich bin unglücklich, Du bist elend. Du wolltest uns überlisten und in unsern Qualen Erleichterung finden; aber unsre Hölle ist nicht stark genug, um die Hölle in Deinem Herzen zu übertäuben. Gehe hin, lebe und sei elend! (Die Flammen schlagen wieder hoch empor, sodaſs das Innere der Hölle nicht mehr zu sehen ist. Judas flieht von dem Höllentore fort, ein Schwarm schwarzer Vögel folgt ihm, aus der blutroten Wolke regnet es unablässig auf ihn herab. Unterdessen wird es auf der Erde Tag; die Vögel singen, das Gras erglänzt im Tau, aber unter den Bäumen herrscht noch Dunkelheit. Maria aus Magdala kommt langsam gegangen; ihr Haar ist aufgelöst; auf dem Kopfe trägt sie eine Alabastervase.

Magdalena: O mein Herz, zerspringe, zerspringe und schlage nicht mehr! Sei nicht wie die ewig lächelnde Sonne, wie dieser ewig blaue Himmel, sei nicht wie die Erde, die weiter grünt, auch wenn Er nicht mehr auf ihr schreitet. Ihr Palmen von Jericho und ihr Balsambäume von Engadi, schon liebe ich nicht mehr euern lieblichen Schatten, schon hasse ich euern Duft. Aber Du, öde Wüste, die Du glühenden Sand aufhäufst und darunter alles Leben begräbst, sei mir gegrüſst. In Dir will ich wohnen, denn Du trauerst mit mir. — O, Erde, Du fühllose Erde, wie ist es möglich, daſs Du nicht ganze Fluten von Tränen vergieſsest? Oder freust Du Dich etwa, daſs man

das Teuerste, was das Weltall in sich birgt, in Deine Felsenbrust gebettet hat? O, freilich, deshalb erbebst Du vor Freude und atmest Düfte und bedeckst Dich mit jungen Blüten. Hier, nimm dafür mein Dankesopfer entgegen, du treue Wächterin seines Schlummers. (Sie giefst Wohlgerüche aus der Alabastervase in das Gras.) Und nun gewähre mir, o Felsen, Zutritt zu dem Grabe, wo Er ruht... (Sie tritt an das Grab.) Was sehe ich? Der schwarze Stein fortgewälzt, mit dem sie die Gruft geschlossen! Wehe mir! Das Grab ist leer. Wohin hat man Ihn getragen? Wo bist Du, wo bist Du, o mein Herr? (Sie lehnt das Haupt an den Felsen und weint. Ein leises Lüftchen säuselt durch das Gebüsch.) Ach, wie ist mir plötzlich so süfs in meinem Schmerz! Weshalb schlagen meine Pulse so freudig, weshalb jubelt mein Herz, während die Augen Tränen vergiefsen? (Durch das Gebüsch schwebt eine weifse Wolke, aus der sich ein unbestimmter Schatten abhebt.) Wer geht durch den Garten? Vielleicht einer von den Getreuen. Herr, weifst Du nicht, wohin man Ihn getragen hat, Ihn, der hier im Grabe lag?

Christus (tritt aus dem Gebüsch hervor): Maria!

Magdalena: Himmel! Mein Rabbi, mein Rabbi! (Sie schleppt sich auf den Knien zu Ihm und erfafst sein Kleid.)

Christus: Maria, stehe auf! Gehe, Weib, und sage meinen Brüdern, dafs ich hingehe zu meinem Vater und zu euerm Vater, zu meinem Gotte und zu euerm Gotte. (Er verschwindet.)

Magdalena: O, Herz, dafs Du vor Freude nicht zersprungen bist! Vergehe doch jetzt nicht vor Freude! Er ist mir erschienen! Mir ist Er erschienen, mir! Das Auge, welches Gottes Angesicht geschaut, hat sich liebevoll einer Sünderin zugewendet. Christus hat den Tod überwunden. Eile, Maria, und verkünde diese frohe Nachricht. O, hätte ich die Flügel eines Engels! Brauset, ihr Winde, und tragt es in alle Welt: Christus ist von den Toten auferstanden und lebt! (Sie eilt fort, bleibt bei dem Häuschen unter den Palmen stehen und schlägt an dessen Türe, welche sich öffnet, sodafs das Innere zu sehen ist. In der Mitte einer Stube liegt auf einem dunkeln, weit ausgebreiteten Gewande die Jungfrau Maria mit verhülltem Angesicht und stützt sich auf den knienden Johannes. In der Nähe sitzen einige Gestalten, in tiefste Trauer versunken.)

Petrus (zwischen der Türe): Wer stört die Trauer dieses Hauses?

Magdalena: Wer spricht von Trauer? Stehe auf, Maria, Mutter des Meisters, stille den Strom deiner Tränen! Tropfet wohlriechendes Öl auf eure Leiber und windet Kränze aus bunten Blumen. Er lebt, Er lebt! Er ist mir erschienen. Die Himmel haben sich geöffnet, damit Er in sein Königreich eintrete, und gehorsam hat die Erde zurückerstattet, was ihr nicht gehört. Ihr sehet mich verwundert an. Ihr begreift nicht? Ich sage Euch, Christus ist von den Toten auferstanden! Er lebt und ist mir im Garten erschienen. O Wonne ohne Grenzen! (Sie wirft sich zu Füfsen der Jung-

fraus Maria und Petrus schliefst die Türe, so dafs das Innere des Häuschens nicht mehr zu sehen ist.)

Judas (kommt durch die Wüste. Zeitweilig wirft er sich auf die Erde und wühlt die Hände in den Sand. Dann schlägt er den Kopf an den Felsen und schleppt sich endlich in den Garten und bis zu dem Grabe Christi). Hier haben sie Ihn begraben; ich will mit meinen Nägeln den Stein zerwühlen; ich will Ihm ins Angesicht schauen; vielleicht vernichtet mich der Anblick meines Opfers und ich zerfalle in nichts. — Ach, das Grab ist leer! Die letzte Hoffnung hat mich getäuscht!... Du wüster Kopf, gebäre doch einen neuen Gedanken, der zum Heile führen würde. Ha! vielleicht werde ich zu Stein, wenn ein Strahl aus dem Auge seiner Mutter mich streift. O, unerreichbare Wonne, ein stummer toter Fels zu sein! Maria, Du Mutter Jesu, ich komme! Bewaffne Dich mit dem Stachel des Hasses und mit dem Pfeile flammenden Hasses! Horch! Schritte im Garten. Ich vertrage den Anblick eines Menschen nicht. (Er verbirgt sich hinter dem Felsen. Unter den Bäumen erscheint Thamar, ein galiläisches Weib; in den Armen trägt sie ihr Kind, in einen Mantel eingehüllt. Sie kommt langsam nach vorn und setzt sich unweit des Felsens, in dem sich das Grab befindet, ermüdet nieder.)

Thamar: Rimoni, schläfst Du? Schon sind wir ihnen nahe, dort unter den Palmen steht das Haus, wo Maria lebt. Rimoni, schläfst Du? (Sie schlägt den Mantel auseinander und der Kopf der kleinen Rimoni wird sichtbar.) Mein teueres Kind — ihre Äuglein sind geschlossen,

und von ihrer Stirn strömen unaufhörlich die drei langen silbernen Strahlen, welche durch die Berührung seiner heiligen Lippen entstanden sind. Wehe, sie haben den Meister getötet, ich werde ihn nicht mehr finden und mein Kind wird nicht genesen!

Judas (taucht aus dem Gebüsch auf): Wie mächtig zieht mich dieses Licht an, das aus der Stirne dieses Kindes hervorstrahlt! (Er neigt sich über Thamar, um ihr Kind zu sehen; aber die aus der Stirne Rimonis strömenden Strahlen schlagen ihm entgegen. Er heult auf und fällt in das Gebüsch zurück.)

Thamar (springt erschrocken auf): In der Nähe irrt wildes Getier. Welch eine schreckliche Stimme! O meine Füfse, eilet, und du, meine Kraft, verlafs mich nicht! (Sie eilt nach dem Häuschen und klopft heftig. Judas schleppt sich unbemerkt hinter ihr bis zu dem Häuschen.)

Thamar (wieder an die Türe pochend): Öffnet schnell, im Namen dessen, den man am Kreuze getötet hat! Ich sinke vor Schwäche zusammen und sterbe vor Angst.

Petrus (öffnet die Türe): Wer ist da?

Thamar: Der Friede sei mit Euch! (Sie sinkt auf der Schwelle zusammen. Die Türe bleibt offen, so dafs wieder das Innere zu sehen ist.) Was sehe ich? Deine Augen sind vom Weinen gerötet, Maria, aber ein süfses Lächeln strahlt auf Deiner Wange. Du trauerst nicht? Du streust nicht Asche auf Dein Haupt? Ist denn nicht Dein Sohn am Kreuze gestorben?

Jungfrau Maria: Weib, er ist am Kreuze gestorben, aber er lebt. Er hat den Tod über-

wunden und ist zurückgekehrt aus der Finsternis, aus welcher es für die Füſse eines Sterblichen keinen Pfad gibt. Er ist von den Toten auferstanden — o mein Sohn!

Thamar: Sei gepriesen, Du Mutter Jesu, für dieses groſse Wort. Er lebt! sprich, wo ist Er?

Jungfrau Maria: Frage nicht, es ist mehr, als wir wissen.

Thamar: Dieses Wort hat meine junge Hoffnung vernichtet — oder verbergt Ihr mir aus Furcht vor seinen Feinden den Ort, wo Er weilt? O saget doch, wo ist Er? Maria! wenn Dir die süſse Erinnerung an jene Nacht heilig ist, wo die Engelsstimmen die über den Gärten Bethlehems schwebende sternenhelle Ruhe mit ihren jubelnden Tönen unterbrachen, die Geburt Deines Sohnes verkündend — dann erbarme Dich meiner und sage mir, wo Er weilt.

Jungfrau Maria: O arme Seele, die Tränen ersticken Deine Stimme und Deine Wangen glühen; ich würde es Dir sagen, wenn ich es selbst wüſste. Was quält Dich? Du scheinst zu Tode ermüdet zu sein.

Magdalena (nimmt vom Gesimse ein rotes Gefäſs von gebranntem Ton): Da, trinke. Das Wasser ist frisch; ich brachte es von der Quelle und warf Blüten wohlriechender Kräuter hinein. Wer bist Du und was willst Du vom Meister?

Thamar: Ich heiſse Thamar und wohne in Galiläa. Ach, in unserm ganzen grünen Tale, wo im Schatten der Granat- und

Orangenbäume das Haus meines Mannes steht, gab es kein glücklicheres Weib als mich. O wonnige Zeiten! euch zu vergessen, ist unmöglich. Du blaue Nacht, von Sternen strahlend, sei gesegnet, Du schöne Nacht, in der man mich als Braut geführt hat, gehüllt in lange Schleier, mit Blumen bekränzt, bei Musik und Fackelschein, in jenes weiſse Haus, das ein Zaun von Nopal umfaſst, worin in ihren Nestchen Täubchen aus dem Schlafe girrten; sei mir gesegnet, Du süſse geheimnisvolle Nacht, da ich mich dem Manne vermählte, den meine Seele liebte — und doch wie blaſs, wie arm bist Du im Vergleich mit jenem Morgen, wo aufgeschreckt durch einen jähen Schmerz ich von meinem Lager aufstand und in den taufeuchten Garten hinaustrat und unter jenem blühenden Granatapfelbaum auf dem Hügel zu Boden sank, von wo sich dem Auge ein Ausblick in meine gesegnete Heimat mit ihren Feldern und blühenden Gärten erschlieſst, so bunt wie Josephs Gewand. Die Landschaft erglühte im Morgenrot wie Aarons Scharlachgewand, als im still flüsternden Obstgarten Gott mir mein teueres Kind schenkte. Seine Augen strahlten wie der Tau und die Morgenröte netzte sie mit goldigem Purpur und der Granatenbaum überschüttete uns beide mit Blüten, als ich es in meinen Armen hielt; das Kind gedieh und seine Wänglein leuchteten wie die rote Granatfrucht. Deshalb erhielt es den Namen Rimoni. Jetzt aber bist Du nicht mehr Rimoni, der Granatapfel, und solltest eher Schoschana, die bleiche Lilie heiſsen. (Sie verhüllt ihr Angesicht.)

Jungfrau Maria: Arme Mutter, was quält Dein Kind und nagt an der jungen Wurzel seines Lebens? Vielleicht ein böser Dämon?

Thamar: Höre die Geschichte meines Unglücks. Ich kannte Deinen Sohn Jesus, und glücklich war ich, wenn ein einziges Wort von seinen göttlichen Lippen an mein Ohr klang. Mein Herz bebte vor Sehnsucht und Freude, wenn ich Ihn erblickte, wenn Er am Garten vorüberging über den schattigen Pfad in die goldenen Felder, und wenn es mir gelang, auch nur einen einzigen Lichtstrahl aus seinem Auge aufzufangen, aus diesem königlichen Auge, worin etwas Sternengleiches wohnte. Er las die geheimsten Gedanken im Herzen eines jeden, und unaussprechlich süſs und doch traurig war das Lächeln seiner Lippen. O Jesus war ein hehrerer Priester als Aaron, ein gröſserer Prophet als Moses selbst und ein König reicher an Ruhm als David! Er war der Stern und das Scepter Israels! O mein Stern, bist Du versunken? Hat man Dich gebrochen, o Scepter?

Magdalena: Die Wahrheit spricht durch Deinen Mund, doch fahre fort.

Thamar: Nun höre, was geschah. Es war ruhige, stille Dämmerung, als Leute, die am Garten vorüberkamen, mir sagten, Jesus sitze am Hügel unter einem Baume und predige dem Volke. Ich nahm mein Kind in die Arme und eilte durch das Feld, wo die goldenen Ähren gleich einem feinen Regen rauschten und die Blumen ihre Purpurköpfchen wiegten. Ich kam zu der mir bezeichneten Stelle und fand dort Jesus, wie man mir gesagt hatte; seine Augen leuchteten wie mystische Sterne, seine

Stimme klang gleich der süfsesten Musik durch die tiefe Ruhe des stillen Abends; die Worte des Friedens, die von seinen göttlichen Lippen kamen, fielen gleich himmlischem Tau in die Seelen jener, die in seiner Nähe auf dem blühenden Bergesabhang, der sich bis zu dem silbernen See hinabstreckte, seiner Rede lauschten. Er sprach von der Lilie des Feldes und von den Vögeln des Himmels, so einfach und doch so erhaben, dafs er mich zu Tränen der Wonne hinrifs. Er hatte geendet, und die feuchten Blicke seiner Zuhörer sprachen deutlich von Dankbarkeit und Liebe. Die Mütter drängten sich mit gesenkten Blicken zu ihm und reichten ihm mit zitternden Händen ihre Kinder dar, dafs er sie segne. Da erhob ich mich und mit gesenktem Haupte nahte ich mich ihm und hob mein Töchterchen empor, damit ein Strahl von seinem Angesicht auf sie falle, denn dieses Antlitz strahlte einen weihevollen Glanz aus, wie der weifse Mond, der träumerisch über dem erhabenen Meere dahingleitet. In diesem Augenblicke tauchte zwischen mir und dem Meister dieser Mann auf (sie zeigt auf Petrus) und sprach vorwurfsvoll: „Seht Ihr denn nicht, wie ermüdet der Meister ist?“ Er wehrte mich mit meinem Kinde ab, der Meister aber wies ihn zurecht und ein unsäglich rührender Schimmer erstrahlte in seinen Augen, als er mit sanfter Stimme sagte: „Lasset sie zu mir kommen! Die Kinder sind wie die Blüten, an denen sich die müde Seele labt!“ und er streckte seine Hände nach uns aus. Meine kleine Rimoni lächelte ihm zu, und er nahm sie auf seinen

Schoſs und gab ihr eine schneeweiſse Lilie, welche er in der Hand hielt und deren duftige Schönheit er mit der Pracht Salomons verglichen hatte. Hierauf begann er wieder, ach, so rührend von den Seelchen der kleinen Kinder zu sprechen und küſste die weiſse Stirn der überglücklichen Rimoni. Sie betrachtete ihn, erst verwundert, dann ernst, und zuletzt vertieften sich ihre Augen so in seinen göttlichen Blick, daſs sie sich nicht mehr von ihm abzuwenden vermochten. Ach, und von dieser Weile an, ist mein Kind kränklich! (Sie weint.)

Jungfrau Maria: Wie? kränklich von jener Weile? Wie ist das zu verstehen?

Thamar: Es ist so, wie ich es sage. Als er sie wieder auf die Erde stellte, und ich sie wieder auf meinen Arm nehmen wollte, hielt sie sich fest an sein Gewand und ihre kleinen Lippen flüsterten mir zu: „O, laſs mich bei ihm!“ Sein Auge glänzte in überirdischem Schimmer, als er lächelnd zu ihr sagte: „Auf ewig, meine Tochter, sei bei mir! Du wirst als erste in mein Königreich eintreten. Für Dich habe ich es errichtet und für jene, die Dir gleichen.“ Noch einmal küſste er ihre Stirn, sie senkte das Köpfchen und ging dann folgsam mit mir, wie ich es wünschte. Auf dem Rückwege dachte ich darüber nach, was er gesprochen hatte. Da ward ich zu meiner Verwunderung gewahr, wie dem Kinde von der Stirne helle Strahlen entströmten, welche mir in der Dunkelheit leuchteten, und jedes Blümlein atmete einen doppelt süſsen Duft aus, wenn ich mich demselben mit dem schlummernden Kinde näherte. Mein Herz jubelte,

weil Gott mein Kind so liebte, aber bald weinten meine Augen, denn mein Kind hörte auf ein Kind zu sein und ward für mich ein tiefes Rätsel. Rimoni mied fortan ihre Gespielinnen und lebte ein neues geimnisvolles Leben. Tag für Tag erklomm sie den Gipfel des Hügels hinter der Stadt, wo sie ganze Stunden verbrachte. Ihr Antlitz pflegte dann so still, träumerisch schön und strahlend zu sein, wie der Abendstern, der am Firmament erglüht, um den Menschen zu verkünden, dafs der heilige Sabbath heranbreche! Regungslos safs sie dort in duftendem Quendel und lauschte den geheimnisvollen Stimmen, welche nur jener vernimmt, der mit der Seele und nicht mit dem Ohre hört. Die weifsen Wölkchen, die von dem mit ewigem Schnee bedeckten Hermon herangezogen kommen, sie waren jetzt ihre Genossen. Vielleicht erzählten sie ihr von dem unruhigen Meer im Westen, in dessen Busen sie dennoch Ruhe zu finden suchten? Der laue Hauch, der aus den blauen, auf den Höhen von Neftali rauschenden Wäldern kam, spielte mit ihrem Haar; ob er ihr wohl Kunde davon brachte, was den in der Mittagsglut schlummernden Bäumen träumt, was das Schilfrohr in durchsichtigen Gewässern rauscht? Als dann der Abend sich über die Ebene von Esdraleon neigte und der erhabene Karmel in der Ferne in Purpur aufflammte und auch Tabor, wo die dunklen Terebintenhaine und von prophetischen Stimmen erfüllte Eichenwälder rauschen, da kehrte mein Töchterchen vom Hügel zurück. Ein Schwarm von Pelikanen, rosig als ob sie in der Morgenröte gebadet hätten, begleitete

sie, über ihrem Haupte rauschend; durch die goldige Luft schwirrten blaue Mandelkrähen, kleinen Meteoren gleich. Ach, mein Kind riſs durch seine Schönheit so hin, daſs die Frauen, die auf den Schwellen saſsen, sich erhoben, ihre Tücher und Schleier schwenkten und wie David in seinem Psalme ihr zuriefen: „Du bist schöner als das Kind eines Sterblichen! So blühete sie vor Gott wie eine zarte Blume, die für den Himmel reift und der Sternenglanz ihrer Augen strahlte mit jedem Tage schöner, doch ihre Wangen wurden bleicher, und jeden Abend frug das Kind: „Wann kommt, o Mutter, die Zeit herbei?“ Ach, Grauen erfaſste mich, wenn ihre Stirne durch die Nacht leuchtete, und die Lilie, welche Dein Sohn ihr gab, ohne zu verwelken, von Tag zu Tag stärkern Duft verbreitete... Siehe, noch immer hält ihr kleines Händchen die Blume fest. (Sie lüftet den Mantel, und man sieht die kleine schlafende Rimoni.)

Magdalena: Sieh, das dämmerige Gemach füllt sich mit Licht, das der Stirne dieses wunderschönen Kindes entquillt, und ein süſserer Duft, als jener der Rosen in den Gärten von Saron verbreitet diese purpurne Anemone. (Alle knien rings um Rimoni nieder und sehen sie verwundert an.)

Jungfrau Maria (nimmt das Kind in ihre Arme): Mein teueres, schönes Kind!

Rimoni (erwachend): Die süſse Musik hat aufgehört, und die weiſsen Engel sind verschwunden!

Magdalena: Welch ein Glanz in ihrem dunkeln Auge. Er strahlt wie die heiligen Edel-

steine auf der Brust des Hohenpriesters im Tempel.

Jungfrau Maria: Von welcher Musik sprichst Du, blasse Knospe?

Thamar: Dein rätselhafter Blick entsetzt mich, mein Kind. Wie siehst Du mich an?

Rimoni: Mutter, ich gehe fort!

Thamar: Sprich deutlich, mein Kind; ich sehe Dich nurmehr durch eine Tränenwolke und mein Herz hämmert so vor Bangigkeit, dafs es mein Gehör hindert, Deine goldene Stimme zu vernehmen.

Rimoni: Die Zeit ist gekommen, Mutter; nimm Abschied von mir!

Thamar: Du sprichst im Fiebertraum und mein Herz bricht. O, ich unglückliche!

Rimoni: Ich war glücklich im Traume; ich sah das Königreich, von dem Er an jenem Abende sprach. Nun aber verdeckt alles ein finstrer Nebel, und Dein Weinen übertönt die süfse Musik der Engel, und ich fühle einen grofsen Schmerz. Mein Kopf schmerzt mich sehr, Mütterchen.

Thamar (lächelt durch Tränen): Du hast also den Himmel gesehen? Sage mir, wie es darin war.

Rimoni: So etwa, wie ich ihn damals in den Augen des goldlockigen Rabbi gesehen hatte, als ich auf seinem Schofse safs!

Jungfrau Maria: Sahest Du auch Ihn, theure Rimoni?

Rimoni: Ich sah Ihn und er sprach zu mir: „Schon ist die Zeit gekommen, Rimoni, Dein Platz ist Dir bereitet.“ (Sie steht auf.) Sei

glücklich, Mutter, komme mir bald nach. (Sie entfernt sich und winkt Thamar mit der Hand.)

Thamar (fährt empor): Kind, wohin gehst Du?

Rimoni: Zu Ihm, zu dem Menschensohne. Er hat für mich den Platz bereitet. Lebe wohl!

Thamar: Wie findest Du den Weg zu Ihm?

Rimoni: Er führt mich.

Thamar: O haltet sie doch zurück! Sie redet ja irre!

Jungfrau Maria: Weib, beruhige Dich. Aus Deiner Tochter spricht der Geist. Rimoni kann hier nicht bleiben, — der Engel des Todes hat mit seiner Lippe ihre bleiche Wange berührt. O heiliges Kind, segne uns. Er hat Dich auserwählt.

Rimoni: Friede sei mit Euch!

Judas (springt aus dem Gebüsch hervor und vertritt Rimoni den Weg): Sei gnädig, Rimoni, und bitte für mich bei Ihm!

Alle (aufser Rimoni und Thamar): Judas! Judas! Wehe! — Grauen! — Entsetzen!

Petrus: Fahre zur Hölle!

Judas: Die Hölle hat mich nicht aufgenommen..

Magdalena: Wirf Dich ins Meer, Du elendes Geschöpf.

Judas: Das Meer hat mich ausgespien.

Magdalena: Gehe, Wolf, und zerschelle Deinen Schädel an einem Felsen.

Judas: Der Felsen weicht vor mir zurück.

Magdalena: Befreie uns von Deinem unseligen Anblick. Was suchst Du hier? Willst Du Ihn ein zweites Mal verraten? Oder lechzest Du nach unserem Blute?

Judas (wendet sich zur Jungfrau Maria): Dich suche ich, Du Mutter des verratenen Meisters. O fluche mir doch! Sein unschuldiges Blut fällt ja auf mein Haupt.

Jungfrau Maria: Gehe, Judas — ich vermag nicht zu fluchen; in meiner Brust wohnt kein Hafs. Gehe, Judas, und Gott möge Dir verzeihen! Du bist ermüdet! Dann setze Dich auf meine Schwelle. Vorher aber tritt zur Seite, dafs ich mich entferne. Dein Anblick bringt den Schlag meines Herzens zum Stocken.

Judas (wirft sich zur Erde und schluchzt und heult).

Alle (aufser Rimoni): O Graus, o Graus, o Graus!

Rimoni (tritt zu Judas; die Blutstropfen, die aus der Wolke auf sie hinabfallen, verwandeln sich in weifse Blüten): Mensch, warum weinst Du?

Judas: O Kind, Deine kleine Vernunft kann die Gröfse meines Elends nicht ermessen. Du hast gehört, dafs mich das Meer, die Erde und die Hölle verschmäheten, dafs Menschen und Tiere vor mir fliehen. Wohin soll ich mich wenden?

Rimoni: Wohin? Zu Ihm!

Judas: Zu Ihm? Zu Ihm? Gott, welch grofses Wort haben Deine zarten Lippen gesprochen! Sein Anblick bringt mir Heil oder

den Tod. Doch, Kind, sprich, wie gelange ich zu Ihm?

Rimoni: Siehe, Du blasser Mann, wie lang mein Haar ist! Halte Dich an sein Ende und folge mir; ich führe Dich!

Judas (auf den Knien vor ihr, schluchzend): Und entsetzest Du Dich nicht vor Judas?

Rimoni (lächelt): Wie ist Dein Bart und Dein Haar zerzaust! Wir hatten einen zottigen Hund, er war bösartig, und man warf mit Steinen nach ihm. Mir tat er leid, und ich pflegte ihm mein Brot zu geben. Aber nun komme...

Jungfrau Maria: Grenzenlos ist Gottes Erbarmen. Mein Sohn ist der Liebe heiliges Zelt. (Alle knien nieder und blicken Rimoni nach, wie sie sich mit Judas entfernt, bis beide hinter den Palmen verschwinden.)

Thamar (steht auf und trocknet ihre Tränen): Wenn sie glücklich ist, warum soll ich weinen? Dein Sohn hat sie auserwählt. O lass mich immer bei Dir weilen, Du glückselige Mutter.

Jungfrau Maria: Dein Platz ist an meinem Herzen, Thamar (umarmt sie).

Magdalena: Lasst uns jetzt nach der Stadt eilen und dort verkünden, dass Er von den Toten auferstanden ist, dass Er lebt. (Alle erheben sich. Voran die Mutter Gottes, auf Thamar gestützt, dann folgt Magdalena, zuletzt die Apostel. In der Ferne sieht man Rimoni und Judas, wie sie durch die Wüste ziehen und einen hohen Berg besteigen. Die Musik in dem Stockwerke, welches den Himmel vorstellt, ertönt immer stärker, und die weisse Rauchwolke

teilt sich langsam, bis das Innere des Himmels sichtbar wird. Judas und Rimoni haben das Himmelstor erreicht.)

Rimoni: Mann, Du zitterst! Was ist Dir?

Judas: Ich bin geblendet, und die Angst wälzt sich auf mich wie ein Felsen. Sprich, Kind, was siehst Du?

Rimoni: Auf dem Sternenthrone sitzt der gütige Rabbi, und sein Kleid ist blendend weiſs wie Schnee. Eine Strahlenkrone leuchtet auf seiner Stirne, und der Himmel ist von Engeln erfüllt bis zur Wölbung, die aus bunten Regenbogen gewebt ist.

Judas: Warum gehst Du nicht weiter, mein Kind?

Rimoni: Das Himmelstor ist verschlossen und dahinter sitzt ein Engel, in tiefen Schlummer versenkt.

Judas: Ich will ihn wecken. (Er hebt einen groſsen Chrysolith und schlägt mit voller Macht an das demantne Tor, welches mächtig erdröhnt und aus dem Blitze hervorschlagen. Doch der Engel erwacht nicht.)

Rimoni: Warte, ich werde anklopfen. (Sie berührt mit der Lilie das Tor.)

Engel (aus dem Schlafe auffahrend): Süſser leiser Klang durchströmt den Himmel. Das ist die Seele eines Kindes, das in die Heimat zurückkehrt. (Er steht auf und öffnet das Tor.)

Judas: O ich zittre! Ich werde diese Schwelle nicht überschreiten.

Rimoni: Halte Dich fest an meinem Haar.

Engel (lächelt dem Kinde zu): Sei willkommen, Rimoni! Tritt ein, mein süfses Kind.

Rimoni (die Schwelle überschreitend): Wie lieblich ist es doch hier! Wo ist der goldlockige Rabbi?

Engel (zu Judas): Hinweg, hinweg! Du erkühnst Dich, elender Wurm! Du erzitterst nicht, dafs ich Dich zertrete? (Er droht ihm mit dem Schwerte.)

Judas (hält sich krampfhaft an den Haaren Rimoni's fest): O furchtbare Stunde!

Der Engel: Hilfe, Hilfe, Gefährten! Die Hölle drängt sich in den Himmel! Judas steht an der Schwelle!

(Von allen Seiten fliegen Engel herbei.)

Die Engel: Schliefse rasch das Tor!

Der Engel beim Tore: Das geht nicht. Er hält sich fest an den Haaren dieses Kindes. Schliefse ich das Tor, so werde ich diese dunkle duftende Seide, von Strahlen erfüllt, zerreifsen!

(Die Engel stürmen mit flammenden Schwertern auf Judas ein.)

Die Engel: Hinweg von hier, Du blasser Höllenschatten! Hinweg, Du Auswurf.

Judas: Wehe, Rimoni! Hilf mir, habe Erbarmen mit mir, wie mit jenem Hunde, den man mit Steinen warf.

Rimoni (verteidigt ihn mit der Lilie). Lasset ihn! Auf der Erde flucht man ihm: Wohin soll er sich flüchten, wenn nicht zu dem gütigen Rabbi? Er wird sich seiner erbarmen, dessen seid gewifs.

Christus (erhebt sich von dem Throne dem Mägdlein entgegen): Ei siehe, dieses Kind kennt mich besser, als die Heerscharen der Engel. Du bist klug, meine Tochter. O tritt ein in mein Königreich.

Rimoni: Wie schön ist es hier, o Herr! Werde ich ewig bei Dir sein? Du hast es versprochen. (Sie küſst den Heiland und Christus streichelt ihr Antlitz.)

Christus: Schlinge Deine kleinen Arme um meinen ermüdeten Nacken, Rimoni. Mein Herz blutet über die Niedrigkeit dieser Welt, die ich erlöset habe. Deine Augen aber, Kind, sind wie der Morgentau; meine Seele erfrischt sich daran.

Judas (liegt dem Erlöser zu Füſsen und weint): O Meister, gebiete Deinen Engeln, daſs sie Feuer auf mich streuen. Das wäre eine Erleichterung in meinen glühenden Qualen.

Christus: Stehe auf, Judas!

Judas: O laſs mich hier liegen! O Meister, Meister! Du bist allmächtig. Vermagst Du aber auch das, was einzig und allein mich erlösen kann — vergessen, verzeihen?

Christus: Beruhige Dich, zermarterte Seele! Ich weinte über Dich und verzieh Dir Deinen Verrat, bevor Du ihn noch begangen hattest.

Judas: O Meister, mein Meister, jetzt hast Du mich erlöset! Ich fühle, daſs ich an dieser Wonne sterbe!

(Er fällt zu Boden und bleibt regungslos liegen. Die Engel erfassen ihn und tragen ihn auf die Erde hinab, wo sie ihn im Sande der Wüste vergraben.)

Rimoni: Du hast ihn hinweggejagt, o Herr?

Christus: Sei unbesorgt, Kind. Er wird wiederkehren, bis seine Bahn vollbracht ist, bis seine Seele gereinigt erglänzen wird wie die Deinige.

Rimoni: Ich bin vom Wege müde, Herr.

Christus (setzt sich auf den Thron): Ruhe aus, Rimoni.

Rimoni (setzt sich auf seinen Schofs und legt ihren Kopf an seine Brust): Jetzt ist mir wohl, Rabbi. Was macht wohl meine Mutter? (Es ertönt sanfte einschläfernde Musik und Rimoni entschlummert mit einem wonnigen Blicke auf den lächelnden Christus.)

Seraph (neben dem Throne): O sehet, ihr Himmel, die unendliche Anmut, das süfseste Geheimnis! — Auf dem Throne des Weltalls sitzt Gott und ein Kind!

(Alle Engel knien um den Thron nieder. Der Weihrauchduft verdichtet sich allmählich, bis er endlich wieder den ganzen Himmel erfüllt. Mit einem langgezogenen, langsam ersterbenden Tone endet das Spiel.)

VI.

Cernunnos.

Langsam wendete Amil sein Gesicht von der Schaubühne zu dem goldenen Baldachin, wo Jolante safs. Die sanfte Musik klang ihm wie ein süfser Wiederhall ihres teuern Namens, der seine Seele wie ein mystischer Duft erfüllte. Die Schicksale des nach dem Himmelreich sich sehnenden Kindes hatten den azurnen Tiefen der Augen Jolantes eine Träne entlockt und der laue Glanz des Gestirnes unterhalb ihrer Stirne begeisterte Amil derart, dafs er von der holden Demut dieses Mädchenantlitzes hingerissen, die Hände wie vor einer Heiligen faltete und im Geiste also inbrünstig rief: „Du Blüte himmlischer Schönheit! Wer Dich schauen darf, der dankt Gott dafür! Meine Herrin, der Anblick Deines Auges ist ein Segen!...“

Jolante erhob sich und schritt an der Seite ihres Vaters gesenkten Hauptes dahin. Was war der königliche Stolz, was der goldene Glanz des Hofes gegen die Krone ihrer Schönheit,

welche auf ihrer Stirne strahlte, gegen die mädchenhafte Bescheidenheit, die ihr Wesen wie mit einer Engelsglorie umgab! Als sie an Amil vorbeikam, erhob sie ihr tränenfeuchtes Auge zu ihm, und ihm war, als blickte er durch den blauen Himmel eines Maimorgens in Gottes Paradies und als fielen alle Sonnenstrahlen gleich einem Gufsregen von Sternen in sein Herz. Als Jolante vorüber war, sank sein Haupt auf die Brust.

„Wie jenes Kind in dem Schauspiele," seufzte er, „so vergehe auch ich vor Sehnsucht. Auch ich schauete so tief in den Himmel, dafs die Erde für mich keinen Reiz mehr hat." Wie im Traume schritt er mit den Übrigen zum stolzen Palast. Sein Geist schwebte wie die Lerche zum sonnigen Firmamente auf, voll Hoffnung und Glück, und sank dann unter der Schwere der Wirklichkeit wieder zur Erde. Am liebsten hätte er sich in die Einsamkeit geflüchtet, doch die Hofetikette rief ihn zum Feste und es hiefs sich derselben zu fügen.

Der König versammelte diesmal seine Gäste um einen Tisch aus Krystall, der mit silbernen Weinreben verziert war, die goldene Trauben trugen. Die Bedienung bei der Tafel besorgten Pagen, welche auf weifsen Rossen die lange, nach dem Garten zu offene Speisehalle von einem Ende zum andern durchritten. Auf den Köpfen trugen einige goldene Becher, andere Tabletts von Ebenholz im Perlmuttermosaik, auf denen sich die Schüsseln mit den Speisen befanden.

Inmitten der lauten Lustbarkeit des Gastmahls erschienen plötzlich drei dunkle Gestalten

bei den Säulen, welche den Baldachin aus flandrischen Teppichen trugen, unter dem der König safs. Es waren drei Mönche, in lange dunkle Kutten mit Kapuzen gekleidet. Sie verneigten sich tief vor dem Könige, und der älteste von ihnen kniete nieder und reichte ihm ein mit einem rotseidenen Bande umwundenes Pergament, woran zwei grofse Siegel aus weifsem wohlriechenden Wachs herabhingen.

„Wer seid Ihr und was bringt Ihr mir?“ frug der König verwundert.

„Wir sind die Boten des Abtes Hyvarnion, Deines Dieners, o Herr,“ antwortete der kniende Mönch.

Das Pergament entgegen nehmend, nickte der König freundlich mit dem Haupte. Er übergab die Schrift dem Marschall des Palastes, damit dieser den Inhalt laut vorlese. Zwei Herolde, auf ihre langen Elfenbeinstäbe gestützt, liefsen ihre hellklingenden Trompeten ertönen. Während der hierauf eingetretenen Stille verlas der Marschall folgende Botschaft:

„Seinem gütigen Herrn, dem Könige von Frankreich, Hyvarnion, der Diener des Herrn, Abt des Klosters unter der Burg Ardhuin.

Mein gnädiger Herr und glorreicher König!

Es kam mir die Nachricht zu, dafs Du in der Mitte heldenhafter Ritter und schöner Frauen Feste feierst, und ich erhebe die Bitte zu Dir, o Herr, und zu Deinen Getreuen, dafs Ihr Eure Schritte hierher wenden wollet nach Nor-

den, in die feuchten Wälder, in die Schatten der alten dunkeln Forste, wo Dein altersgraues Schlofs Ardhuin steht, dieses einst ruhmreiche Erbstück nach Deinen Ahnen. Die gelehrten Mönche, welche vor mir in den geheiligten Hallen meines Klosters gelebt haben, schrieben in die gebundenen Bücher ein, dafs der Name dieses Schlosses von einer uralten, längst vergessenen Göttin herstamme, welche unsre Vorfahren in ihrem heidnischen Wahne einst angebetet hatten, wenn sie sich zur Jagd rüsteten. Die Verblendeten, so heifst es, riefen beim Glanze des Mondes Ardhuin an und errichteten ihr zu Ehren in dunkeln Wäldern ungeheure Götzenbilder, welche weibliche Gestalt und einen Hirschkopf hatten. Dein ruhmreicher Grofsvater, o König, liefs das letzte dieser Götzenbilder unter der Burg Ardhuin mit dem Eifer eines wahren Christen durch fromme Menschen zertrümmern, wofür Gott ihn belohnen möge. Seit Menschengedenken sind Deine Ahnen, o König, wenigstens einmal in ihrem Leben zur festlichen Jagd in die Wälder von Ardhuin eingekehrt, und die Haut des gröfsten Hirsches, den ihre Hand erlegte, pflegten sie mit sich zu nehmen, damit sie ihnen als Decke dienen möge, wenn man sie zum letzten Schlummer in jene dunkle Halle einbettete, wo sie die feierliche Auferstehung erwarten. Nach Dir aber, mein gütiger Herr, sehnt sich Dein Diener Hyvarnion vergebens. Du kommst weder zur Jagd in die Wälder dieser Gegend, noch zum Kusse der heiligen Reliquien, welche das Kloster in goldenem Kästchen aufbewahrt. Vergebens erwarte ich, dafs der Tag erscheine,

wo es mir vergönnt sein würde, Dich zu segnen mit der vor Alter zitternden Hand. Nun aber rufe ich zu Dir: o König, komme! Wisse, aus den schwarzen Schatten der unterirdischen Höhlen ist unlängst ein entsetzliches Ungetüm hervorgebrochen, ein riesiger Auerochse, weifs wie Schnee, mit wild funkelnden Augen. Wo immer er erscheint, folgt ihm das Verderben auf dem Fufse. Alles flieht vor ihm, und ohne Widerstand zerstampft er die Früchte unsrer Felder. O mein König, sende Deine tapfern Ritter und erlöse uns von dieser Plage. Ruhm sei Dir und der Segen des allerhöchsten Gottes. Amen."

„Auf nach Ardhuin!" rief der König, nachdem er die Botschaft des greisen Abtes angehört, „auf zur Jagd!" Hundert goldene Becher erblinkten in der Sonne; die Damen weheten mit den seidenen Schleiern und die Lüfte erzitterten von den begeisterten Zurufen: „Auf zur Jagd auf den Auerochsen! Zum Siege!"

Das Festmahl war rasch beendet; der König entfernte sich aus der Halle und die Ritterschaft zerstreuete sich in der Stadt. Schleunige Vorbereitungen zum Aufbruch wurden getroffen. Auf schnellen Rossen durchflogen Boten die Gegend; die einen ritten nach Ardhuin mit der Meldung, dafs der König kommen werde, andere wurden ausgesandt, um Gäste einzuladen, und wieder andere hatten den Auftrag, die Hunde, Pferde und Jagdgeräte des königlichen Gefolges herbeizuschaffen.

Zwei Tage nach der Ankunft der Mönche im Hoflager, als die Sonnenglut erloschen war und der Abend sich über die Fluren zu breiten

begann, ritt der König mit seinem Gefolge aus dem Palaste. Am Stadttore verabschiedete er sich von den dort versammelten Bürgern, welche den Abziehenden von den hohen Bastionen noch lange nachblickten.

An der Spitze des zahlreichen Zuges ritt eine Abteilung Ritter in stählernen Rüstungen; die himmelblauen, mit den silbernen Lilien Frankreichs durchwirkten Fahnen flatterten lustig und rauschten mächtig über ihren Häuptern. Dann folgte ein von sechs milchweifsen Stuten gezogener Wagen, und unter einem Baldachin von rosafarbenem Atlas, dessen lang befranste Vorhänge bis auf die vergoldeten Räder herabflossen und mit silbernen Halbmonden bestickt waren, safs die Königin mit ihrer lieblichen Tochter. Zu beiden Seiten des Wagens ritten Damen auf stolzen Rossen, und die Ritter, den König umgebend, wie die Sterne den Mond, schlossen den Zug. Etwas weiter zurück folgten gepanzerte Söldner. So zogen sie durch eine stille Gegend wie der strahlende Komet durch den Himmel zieht, und ihr lustiges Lachen weckte die Fluren aus dem Schlummer.

Amil wünschte sich, dafs diese Reise ins Unendliche währen möchte; obwohl er Jolante selten sprechen konnte, sah er sie doch beständig: bald streifte ihre weifse Hand die rosigen Vorhänge zurück und ihre Blicke suchten ihn, bald hielt wieder der Wagen unter Bäumen und Jolante lustwandelte, von ihren Gefährtinnen begleitet, an den Ufern eines klaren Baches, um sich dadurch zu erfrischen. Doch tauchte ihr süfses Antlitz aus dem nächtlichen

Dunkel des Waldes, wenn man die rötlichen Feuer angemacht hatte, dann war dieses Antlitz in dem flackernden Scheine der durch den Wind bewegten Lohen doppelt schön und ihr Auge erhellt von dem langen Mondstrahle, der sich stille durch die schwarzen Baumkronen in die mystischen Tiefen des Forstes stahl, erstrahlte dann von überirdischem Zauber.

Wenn der Zug in die Nähe eines Städtchens oder Dorfes kam, setzte sich der König unter einen Baum, und für die Damen wurden auf dem Grase Teppiche ausgebreitet. Die Bewohner des Orts kamen heraus und begrüſsten den König, und er schlichtete ihre Streitigkeiten.

Jolante war dann wie die Taube des Friedens und sie mischte, ihr holdes Antlitz mit einem blühenden Zweige beschattend, ihre Stimme, die süſser war denn Nachtigallenschlag, in die rauhen Stimmen der streitenden Männer, und sie schieden dann mit feuchtem Auge, glücklich wie Kinder, und segneten sie ...

Amils Seele war wie von Manna gestättigt; diese Bilder, voll Frieden und Schönheit, lieſsen ihn alle Sorgen vergessen; er lebte in einer neuen, glückseligen und bis dahin nie geahnten Welt; seine Seele fühlte sich eins mit dem Gesang der Vögel, dem Duft der Blumen, mit der Himmelsbläue und dem goldigen Sonnenlicht, es schien ihm, als ob er näher an Gott herangetreten wäre, von seinem reinsten Seraph geführt. Er erwachte aus diesem süſsen Rausch nicht früher, als bis sie sich dem Reiseziel genähert hatten und die Burg Ardhuin am dun-

kelnden Horizonte über den rauschenden Wäldern, in denen eine feuchte Luft wehete, während über ihren Gipfeln im Winde schwere Regenwolken wie die Wellen der unruhigen See dahinwogten. Am Rande des Dickichts im Schatten riesiger Eichen bewegten sich unbestimmte Gestalten wie weiſse Dämpfe; als der königliche Zug näher kam, wurde die Stimme eines Greises hörbar, welcher das folgende uralte Gebet des heiligen Herveus vor sich hinsang: „O Gott, beschütze mich vor Nachstellungen und Bedrückungen und vor dem Übel; vor dem Fuchse schütze mich und vor dem Dämon!"

Gleich darauf ertönten Glocken, schimmerten Lichter, und der Abt Hyvarnion und seine Mönche ritten aus dem Walde dem König entgegen. Der Greis saſs auf einem schwarzen Maultiere, das mit einer weiſsen, mit silbernen Glöcklein besetzten Schabracke bedeckt war. Ein langes weiſses Schleppgewand aus reichem Wollstoffe hüllte seine Gestalt ein und floſs bis zu den nackten, mit schwarzen Sandalen bekleideten Füſsen herab. Ein breiter Streifen schwarzer Seide, reich mit Perlen und blau emaillierten Platten geziert, auf welcher die Köpfe der Apostel mit glänzenden Farben gemalt waren, schlang sich über dem Ordensgewand um die Schultern. Vom Gürtel herab hing ihm ein langer Rosenkranz von syrischem Harze, und auf jedem der beiden weiſsen Seidenhandschuhe glänzte ein groſser Edelstein, Ceraunia genannt, durchsichtig wie Krystall, mit blauen Äderchen durchwachsen, und leuchtend wie Flammen.

Dem Abte zur Seite ritt ein junger Mönch, ein grofses goldenes Kreuz tragend, das mit kostbaren Kameen besetzt war, deren mittelste auf schwarzem Grunde die mit Perlen und Smaragden eingefafste weifse Gestalt der Jungfrau Maria zeigte. Die übrigen Mönche trugen silberne Laternen, in welche Scheiben von dem allerdünnsten Horn eingesetzt waren; einige von ihnen hatten vergoldete, an Ketten hängende Lampen, in denen cyprische Wohlgerüche brannten.

Als der König und der Abt sich begrüfst hatten, ritten sie zusammen an der Spitze des Zuges, der bald auf der Burg Ardhuin anlangte. Auf den Bastionen brannten zum Willkommen ungeheure Feuer; aus den Fenstern der Türme hingen riesige Kupferpfannen an starken Eisenketten, gefüllt mit brennendem Pech, und ihr Schein leuchtete wie eine Feuersbrunst ringsum in die dunkeln Wälder hinein. Unter der Burg brauste ein wilder Flufs, und grofse Stücke brennenden Pechs fielen zeitweise wie feurige Tränen in die schäumenden Wellen, wo sie mit Schlangengezisch erloschen. Die herabgelassenen Fallbrücken dröhnten unter den Hufen der zahlreichen Pferde und die geöffneten Tore gähnten den Reitern entgegen, als ob sie dieselben verschlingen wollten.

Das finstre Aussehen der Burg erweckte in Jolante eine unbestimmte Furcht. Sie neigte sich aus dem Wagen und sah sich ängstlich nach Amil um. Er lächelte ihr zu und, gestärkt durch seinen freundlichen Anblick, fühlte sie sich beruhigt und dankte ihm durch einen Blick. Darauf verschwand sie in dem Dunkel

der riesigen Durchfahrt, die die flackernden Fackeln nur ungenügend zu beleuchten vermochten.

Amil wartete, bis an ihn die Reihe kommen würde, in die Burg einzuziehen, aber in seinem Innern herrschte nicht die Ruhe, die Jolante aus seinem Antlitz herausgelesen hatte. Während er mit der Mähne seines Pferdes spielte und den glänzenden Hals des treuen Tieres streichelte, bewegten düstere Gedanken sein Herz. Wie finster und drohend ragte die Burg in die Nacht hinein, mit den Blitzen ihrer Feuerlohen bis an jenes Gewölbe schlagend, wo zwischen den Wolken bleiche Sterne flimmerten! Diese starr ragende Masse war nicht tot, sondern im Gegenteil, von einem feindlichen, dämonischen Geiste belebt, schien sie Amil ein rätselhaftes, verhängnisvolles und düsteres Wesen zu sein, das sich ihm plötzlich in den Weg stellte, um mit seinen granitenen Tritten erbarmungslos die Blüten zu vernichten, die unter Jolantes Füfsen emporgeblüt waren und um mit eisiger Hand die Sterne in den Kot zu zerren, die aufgegangen waren, als das Mädchen die von Liebe träumenden Augen auf das Firmament heftete. Was bedeutete diese plötzliche Finsternis, die sich Mittags auf die sonnige Flur der Liebe herabsenkte?

„Euch fehlt die Lust, in die Burg einzutreten, mein Herr?“ erklang plötzlich hinter Amil eine Stimme, und als er sich umsah, erkannte er Florestan, den Grafen von Brabant. Ein bösartiges Lächeln umspielte seine Lippen, und wie durch eine unselige Ahnung erschreckt,

gab Amil seinem Pferde die Sporen und sprengte in die Burg. Er sprang vom Sattel, und indem er den Zaum einem Trofsknechte zuwarf, bemerkte er, dafs er sich unter einer Linde befand, deren aufsergewöhnliche Gröfse ihn mit Verwunderung erfüllte. Unter dem Baume, der Jahrhunderten getrotzt hatte, stand ein breiter, aus Stein gemeifselter Thron, und diesem gegenüber befand sich eine mit Moos überwachsene Granitsäule, die fast turmhoch war. Von der Säule hing eine riesige Glocke herab, von so aufsergewöhnlicher Gestalt, dafs sie Amils Aufmerksamkeit in ungewöhnlichem Mafse fesselte. Die Glocke glich einer menschlichen Gestalt, deren abscheulich grinsender Kopf in einem Hirschgeweih endete. Bei dem unzureichenden Lichte der Pechfackeln glänzte dieser halbmenschliche Kopf durch die tiefen Schatten der Nacht so gespenstisch wie die Fratze eines im Dunkeln lauernden Teufels.

Amil blickte sich um, wer ihm wohl über dieses seltsame Gebilde Auskunft geben könnte. Da sah er unter der Linde auf dem steinernen Throne einen so häfslichen, unbeweglich dasitzenden Zwerg, dafs er für einen Augenblick glaubte, es sei eines der steinernen Ungestüme, welche diesem uralten Königssitze als wunderliche Zier dienten. Doch nach kurzer Weile begann der Zwerg seinen blassen grofsen Kopf von einer Schulter zur anderen zu wiegen, und indem er den unbehaglichen Eindruck wahrnahm, den er auf Amil hervorbrachte, erglänzten seine Augen voll Hafs und ein bösartiges Lachen enthüllte eine Reihe grofser gelber Zähne in seinem widerwärtigen Munde.

„Was bedeutet diese Glocke?“ frug Amil den Zwerg.

Der Gefragte schwieg eine Weile, während er auf die Glocke und dann auf den Ritter blickte. Endlich stiefs er mit heiserer Stimme das Wort „Cernunnos“ hervor.

„Das verstehe ich nicht,“ entgegnete Amil.

„Wehe Euch, wenn ihr ihn je sprechen hören solltet!“ zischte der Zwerg und erhob drohend sein verkrüppeltes Händchen.

Unwillkürlich schauete Amil die Glocke an. Der Zwerg brach in krampfhaftes Lachen aus, wobei er sich schüttelte, sodafs die Schellen, womit er ein um den Kopf gebundenes schwarzes Stück Seide geschmückt hatte, gleichfalls wie ein dünnes Lachen erklangen. Als Amil seinen verwunderten Blick wieder dem kichernden Zwerge zuwenden wollte, war der Platz auf dem steinernen Throne leer und das rätselhafte Wesen verschwunden . . .

Vom frühen Morgen des andern Tags an stellten sich unausgesetzt neue Gäste in Ardhuin ein und fortwährend schmetterte das Horn des Wächters auf dem Turme Willkommengrüfse in die rauschenden Wälder. Jeder der Ankömmlinge betrachtete die alte Burg mit neugierigem Interesse, und um den Abt Hyvarnion versammelten sich beständig dichte Gruppen von Zuhörern, denn der ehrwürdige Greis kannte aus alten Büchern und Pergamenten die Geschichte der Burg bis in alle Einzelnheiten und wufste eine gründliche Erklärung für jede Runzel, welche der Griffel der wandelbaren Zeiten dem denkwürdigen alten Bauwerk ins Antlitz gegraben hatte.

Unter allen Zuhörern aber war niemand, der mit solcher Aufmerksamkeit und Begeisterung zugehört hätte, wie die helläugige Jolante. Sie heftete ihr verwundertes Auge unverwandt auf den Erzähler neben dem Herde, welcher anstatt mit Holz mit grünem Reisig und bunten Blüten gefüllt war, und ihre Rosenlippen pflegten ihn mit so anmutigem Lächeln zu lohnen, dafs der Greis in seinem vom Alter abgekühlten Herzen etwas wie einen warmen Sommerstrahl fühlte. Als sie einmal, hingerissen von dem Strome seiner Beredsamkeit in tiefes Nachsinnen versunken, die Hofetikette so weit vergafs, dafs sie mit der Zutraulichkeit eines Kindes, welches den Märchen der Mutter lauscht, ihren goldigen Kopf auf seinen Schofs lehnte, da erfafste den Greis eine so tiefe innige Rührung, dafs er unwillkürlich ihr Seidenhaar an seine welken Lippen drückte.

„Meine Tochter,“ sagte er lächelnd, als Jolante, wie aus einem Traume erwacht, auffuhr und von Schamröte übergossen wurde, „meine Tochter, in diesem finsteren Schlosse befindet sich, wie ich mich eben erinnere, ein Gemach, welches für ein so goldiges Vöglein, wie Ihr, einen angenehmeren Aufenthalt bietet als der traurige Käfig, den Ihr bewohnt.“

Hierauf lud der Abt den König und die übrigen Zuhörer ein, ihm zu folgen. Über dunkle Treppen, durch hochgewölbte Korridore und leere, verstaubte Räume führte er sie in ein ödes Gemach zu einer eisernen, stark vergoldeten kleinen Türe, auf welcher eine weifse Rose gemalt war. In dem Kelche safs eine goldene Fliege, und auf diese drückte der Abt

mit aller Kraft, worauf zur Verwunderung seiner Begleiter die Türe weit aufsprang und ein mit königlicher Pracht eingerichtetes Zimmer sichtbar wurde. Das geblendete Auge erblickte seidene Tapeten, kostbare Schreine, die mit Gold und Elfenbein ausgelegt waren, und mit Purpur überzogene Lehnsessel. Alles war vom auserlesensten Geschmack und strömte süfse Düfte aus. Der Türe gegenüber stand ein kleiner Thronsessel von Ebenholz, auf welchem eine aus weifsem Stein gemeifselte Frauengestalt safs, in der Hand ein Herz haltend. Der Abt näherte sich der Figur, und kaum hatte er mit seinem Fufse die erste Stufe des Thronsessels berührt, als unter einem leisen hellen Klange sich das Herz in der Hand der Statue öffnete und darin ein kleiner goldener Schlüssel sichtbar wurde. Der Abt reichte ihn Jolante dar und streifte neben der Statue einen Vorhang zur Seite, der eine Türe verdeckt hatte. Diese wurde von Jolante's zitternder Hand mittelst des goldenen Schlüssels geöffnet. Ein Aufschrei der Überraschung entfuhr allen Anwesenden. Zwischen starrenden Felsen lag hier ein zauberhaft schöner Garten, grün und schattig, wie ein Paradies. Eine azurfarbene Mauer, auf welcher schwebende Engel mit goldenen Fittichen und Sternenkronen gemalt waren, umfafste diese blühende Anlage. Auf den Zinnen der Mauer safsen metallene Vögel, aus deren hohlen, inwendig mit Saiten durchzogenen Körperchen jedes leise Lüftchen eine süfse Musik hervorlockte. Die mit Blüten bedeckten rauschenden Bäume spiegelten sich in einer krystallklaren Fontäne, die inmitten einer im

Sonnenlicht lächelnden Aue glitzerte, deren sämtliche Pfade mit vergoldeten Kieseln bestreut waren.

Voll Dankbarkeit umarmte Jolante den greisen Abt, als ihr auf dessen Befürwortung der König den Garten und das Gemach als Aufenthalt angewiesen hatte. Wie ein Schmetterling schwebte sie von Blume zu Blume, und glückselig lächelte sie in dem blauen Spiegel der Fontäne sich selbst zu. Sie hatte nun einen Ort gefunden, wo sie von der Wonne ihrer Liebe und von dem teuern Manne träumen konnte, den ihre junge Seele sich für alle Ewigkeit auserkoren. Nur ungern trennte sie sich von ihrem neuen Paradiese, doch kündigten die schmetternden Hörner neue Gäste an, und der Abt Hyvarion führte den König und sein Gefolge auf dem kürzesten, nur ihm bekannten Wege auf den grofsen Burghof. Dort liefs sich der König für einige Augenblicke auf dem steinernen Throne nieder und versank bald in das Anschauen der seltsamen Glocke, welche schon in so hohem Grade die Aufmerksamkeit Amils erregt hatte.

„Für Euch gibt es keine Geheimnisse in dieser Burg, hochwürdiger Vater," wandte sich der König lächelnd an den Abt, „und gewifs wisset Ihr auch aus irgend einem vergilbten Pergamente, weshalb man diese wunderliche Glocke ‚Cernunnos' nennt."

„Mein königlicher Herr," antwortete der Abt, „nicht einem alten Pergamente oder Buche, sondern nur einem Zufalle verdanke ich es, dafs ich Euch über diesen auffallenden Namen einige Aufklärung zu geben vermag. Ich be-

fürchte nur, Euch zu ermüden, denn ich werde eine ganze Geschichte erzählen müssen, welche in meiner Erinnerung, so schwach diese auch ist, eine tiefe Spur hinterlassen hat."

„O sprecht, sprecht!" rief der König. „Ehe unsre neuen Gäste die Burg erreichen, wird noch eine halbe Stunde vergehen, und wenn Ihr erzählt, wird uns diese wie ein Augenblick vorkommen."

Der König liefs den Abt neben sich und der Königin Platz nehmen, und die Übrigen lagerten sich auf einem über das Gras gebreiteten Teppich. Abt Hyvarnion begann hierauf zu erzählen:

„Vor vielen, vielen Jahren, als noch die Jugendkraft meinen jetzt hinfälligen Körper durchströmte, da geschah es, dafs der damalige Abt unsres Klosters mich hierher auf die Burg schickte, mit dem Auftrage, eine gewisse hier aufbewahrte kostbare Handschrift abzuschreiben und nach dem Originalpergamente mit weifsen, goldenen und himmelblauen Blumen zu verzieren. Ich erfreute mich damals unter den Mönchen eines grofsen Rufes wegen der grofsen Geschicklichkeit in solchen Arbeiten, an welche meine jetzt zitternde Hand sich nicht mehr heranwagen kann. Freudig ging ich an die Ausführung dieser so ehrenvollen Aufgabe, und weil die finstre Burg damals fast unbewohnt hoch über den Wäldern trauerte, teilte man mir zur Bedienung einen Novizen zu, der erst kurze Zeit vorher ins Kloster getreten war. Es war dies ein schwermütiger, mürrischer, manchmal aber geradezu wilder Mensch, der längst das gewöhnliche Alter der Novizen

überschritten hatte. Niemand wufste, was ihn vermocht hatte, der Welt zu entsagen und in unsern Orden einzutreten. Scheu wich er den Brüdern aus; stundenlang pflegte er in Gedanken versunken im Garten unter den Bäumen zu sitzen und träumerisch dem Rauschen ihres Laubes zu lauschen, als ob er diese geheimnisvollen Töne verstände gleich der menschlichen Sprache. Obwohl mir an seiner Gesellschaft nichts lag, war er mir doch aus einem bestimmten Grunde lieber als die anderen Brüder: er stammte nämlich, wie ich, aus der Bretagne, und das verband uns gewissermafsen. Hier auf der Burg, wo wir keine andere Gesellschaft hatten, näherten wir uns noch mehr, und wenn ich nach der Arbeit ausruhete, sah ich ihm mit Interesse zu, wie er mit geschickter Hand aus weifsem Wachs kleine Heiligenfiguren formte und diese mit glänzenden Farben bemalte.

Als ich eines Tags in seine enge Werkstätte trat, bemerkte ich, dafs er etwas rasch vor mir verbergen wollte. Halb scherzend, halb neugierig griff ich nach dem Gegenstande, und zu meinem Erstaunen erkannte ich auf den ersten Blick die treue Nachbildung der Glocke Cernunnos bis in die kleinsten Einzelnheiten ausgeführt. ‚Kann denn diese häfsliche Glocke Dich interessieren?‘ frug ich verwundert.

‚Gewifs,‘ entgegnete er, während sein Gesicht sich mit Schamröte bedeckte und seine Augen wunderlich erglänzten. ‚Und was Wunder,‘ fügte er mit schmachtendem Lächeln hinzu, ‚ist es doch eine Erinnerung an die Zeit der Jugend und Freiheit.‘

‚Aber,' wandte ich ein, ‚Du warst doch früher niemals auf dieser Burg und kannst also den Cernunnos vorher nie gesehen haben.'

‚Liegt denn nicht das zweite Bild des Cernunnos von grünem Rost überzogen, tief in den hellen Gewässern, bei welchen Rivanona zu sitzen pflegte, schön wie die wilde Rose, vom Tau gebadet? Schauete ich nicht täglich in sein dräuendes Gesicht, welches gespensterhaft durch die hellen Wellen grinst?'

Ich schüttelte ihn, als ob ich ihn aus einem Traume wecken müsse, und wirklich schien er aus einem solchen zu erwachen. Er blickte wild um sich, befreiete sich aus meinen Händen und entfloh. Den ganzen Tag sah ich ihn nicht mehr. Am Abend verliess ich die Burg, um mich im Dufte des Waldes zu erfrischen. Der Mond leuchtete hell und spann seine silbernen Netze über die ganze schlummernde Gegend. Ich sprach eben mein Abendgebet still vor mich hin, als plötzlich eine gedämpfte Stimme an mein Ohr schlug. Ich näherte mich dem Orte, von dem die Töne kamen, schlug das Gesträuch auseinander und sah einen Waldschlag vor mir, dessen vom Nachttau durchtränktes Gras sich im Scheine des Mondes wie ein See von Irrlichtern hin- und herbewegte. Inmitten dieser Waldwiese stand der Novize, die Hände hielt er zum Monde erhoben, sein blasses Antlitz war gen Himmel gerichtet und seine bebenden Lippen sprachen die folgenden, überaus wunderlichen Worte: ‚Du geheimnisvolles Wesen, das Du silberglänzend über den Gipfeln der Wälder dahinschwimmst wie die weisse Ceridwen, als

sie in der Gestalt eines kreisenden Schwanes über dem finstern Chaos des unermeſslichen Urmeeres schwebte, in dessen Schoſse die noch unerschaffene Welt schlummerte, sei gebenedeit! Du herrschest mächtig über die Geister der Verstorbenen, welche wie weiſse Nebel um die Scheitel der Gebirge umherirren, und Deinem Willen sind die ruhelosen Schatten unterworfen, die in den zerrissenen Sturmwolken vor Deinem Angesichte die Gespenster der wilden Eber jagen. Durch die nächtliche Stille höre ich die Stimme der Toten, die auf durchsichtigen Wolken reiten und durch den Zauberglanz Deines Schimmers ihre unvergängliche Sehnsucht nach Licht stillen, welche sie in den Gräbern verzehrt. Gib, o heilige Luna, daſs die Stimme Rivanona's wie das stille Wehen eines Lüftchens mir durch das Dunkel zuflüstert; o laſs mir ihren goldenen Schatten erscheinen. Der rauschende Wald lockt mich zum Morde, mein Blut schäumt wild in meinen Adern, sei mir daher gnädig, Du silberne Luna! Möge Rivanona, mein Heil, mir zu Hilfe eilen. Höre, Rivanona, — höre, Cernunnos ruft.‘

Länger konnte ich nicht an mich halten. Aus dem Gebüsch hervorspringend, faſste ich den Novizen mit fester Hand. ‚Ketzer! Heide!‘ rief ich mit vor Entsetzen heiserer Stimme, ‚knie nieder und rufe den wahren Gott an, — Gott den Vater, den Erlöser der Menschheit, das Licht der Wahrheit und die Quelle des Lebens!‘

‚Dank Dir, Bruder,‘ antwortete nach einer Weile ziemlich ruhig der Novize und, den

Kopf senkend, fügte er hinzu: ‚Du hast mich aus den Händen des Dämons gerissen!‘

‚Was soll das alles bedeuten, was Du hier gesprochen hast?‘ frug ich ruhiger, da ich seine Demut sah, ‚was sprachst Du von Cernunnos und andern Teufeln?‘

Der Novize seufzte, setzte sich in das taufeuchte Gras, mich zu sich herabziehend, und begann also zu sprechen: ‚Denke nicht, dafs ich ein Heide bin, mein Bruder; ich bin nur ein Unglücklicher, denn mein Geist verirrt sich, die Grenzen der Vernunft überspringend, oft in die finstere und blutdurchtränkte Wüste alter Irrtümer. Es kommt mir vor, als ob eine zweifache Welt in meinem Herzen kämpfte. Ich bin wild und finster, wie mein Vater zu sein pflegte; es treibt mich in den dunkeln Wald hinaus zum Mord an den Tieren, bis das lichte Bild meiner Schwester, der weifsen Rivanona, mich aus der Betäubung meiner heidnischen Wut erlöst. Ach meine teuere Schwester, Rivanona! Ich sehe sie an der Schwelle der öden, halb verfallenen Burg meiner Väter sitzen, wie sie traumhaft dem Rauschen des Waldes zuhört, dem Wimmern des Windes in den verlassenen Hallen und dem Tosen des fernen Meeres.

Dort auf der Schwelle unter dem dunklen Torgewölbe pflegte sie den ganzen Sommer hindurch spinnend und singend zu sitzen, und die Vögel kamen zu ihr herbeigeflogen und lauschten der Musik ihrer Stimme, und die Bienen, betäubt von dem Dufte der Waldblumen, brachten ihr goldgelben Honig und weifses Wachs. Aus dem Wachse formte Rivanona

eine weifsglänzende Kerze; bei dieser pflegte sie im Winter zu spinnen und zu beten, wenn in der dunkeln Nacht die Schneeflocken leise herabfielen und das Meer traurig gegen die Ufer schluchzte.

Wie geheimnisvoll brannte das Licht dieser weifsen Kerze! Es waren dies die Strahlen der sommerlichen Sonne, welche die Bienen aus den Blüten gesogen hatten, und ihr Wohlgeruch verbreitete sich zugleich mit dem Lichte wie eine reizende Vision des Frühlings durch unser ödes Gemach ... O Rivanona! warum war ich taub gegen Deine warnende Stimme und gegen Deine prophetischen Lieder? Weshalb unterlag ich dem wilden Zauber, der in den Worten meines Vaters ruhete? Warum ging ich mit ihm in die finstern Wälder, stets bereit zum Blutvergiefsen? Die dunkeln Sagen von den wilden Jägern zogen mich jederzeit mehr an als die engelhaften Gesänge meiner armen Schwester.

Das Geschlecht, von dem ich abstamme, war einstmals berühmt, aber im unaufhörlichen Kampfe mit allen Nachbarn sank es herab, und meinem Vater verblieb nur die halbzerstörte Feste und ein alter Knappe. Unserm Hause wich jedermann aus, und in allen Gemächern der Burg fanden sich an den Wänden dunkle Blutflecken. Aus dem Munde meines Vaters hörte ich die alten Überlieferungen, welche sich in unsrer Familie von Geschlecht zu Geschlecht erhalten hatten. Danach stammten wir von einem alten heidnischen Priestergeschlecht ab, und die Eichenwälder, wo die geheiligte Mistel inmitten des geheimnisvoll

schimmernden Schnees wuchs, zogen meinen Vater mehr an, als alle Kathedralen der gesamten Christenheit. Wie leuchteten doch seine Blicke so wild, wenn er von den blutigen Opfern sprach, die man in den dunkeln Wäldern ehemals den Göttern darzubringen pflegte; von der Zaubermacht der falbhaarigen Priesterinnen, welche mit goldener Sichel die geheimnisvolle Mistel bei Mondenschein sammelten, aber auch die Hälse der menschlichen Opfer mit denselben Sicheln durchschnitten ... Jetzt irren sie, so sagt man, verdammt für diese Taten, als weiſse Wölfinnen um jene Orte herum, wo sie ehemals Blut vergossen hatten ... Denke aber darum nicht, daſs mein Vater wegen dieser alten Erinnerungen ein ungläubiger Heide war. Jeden Sonntag ritten wir nach dem Dorfe, wo vor der Kirche der alte Knappe unsre Waffen bewahrte; nach der Messe freilich flogen wir in den Wald hinaus, und wehe dem Wilde, dem wir begegneten: in seinem Blute herumzuwaten war unsre unbezähmbare Lust, und mein Vater gab mir den Namen Cernunnos, denn so habe, erklärte er mir, einer der alten Götter geheiſsen, den unsre Vorfahren anriefen, wenn sie auf die Jagd zogen, und dem sie blutige Opfer brachten. Sie heiligten ihm alte Bäume, auf welche sie die Köpfe der Hirsche und Eber, die Füſse des kleineren Wildes und die Flügel der Raubvögel nagelten. Cernunnos wohnte in den Tiefen des Waldes, sein Kopf endete in ein Hirschgeweih, und die Glocke in Ardhuin ist zweifellos das Überbleibsel irgend eines seiner Götzenbilder.

Ach, wie viele Tränen hat die weifse goldhaarige Rivanona über unsern Blutdurst vergossen! Ihre Seele umfafste mit Liebe alle Geschöpfe und war von den ergreifenden, gefühlvollen Gesängen der alten Barden erfüllt, von denen die Sage erzählte, dafs sobald ihre Harfen erklangen, goldene Früchte von den Bäumen regneten. Oft pflegte sie mich an der Hand zu nehmen und sich mit mir bei dem klaren Wasser niederzulassen, wo der Sage nach beim Lichte des Neumonds die Nymphen ihre Tänze aufführen, bekränzt mit zaubermächtigen Blumen, aus denen bläuliches Licht erstrahlt. Dort sprach sie Worte des Friedens und Erbarmens. „Ist denn noch nicht genug des Blutes geflossen und kommt denn nie das Ende dieses Mordens,“ frug sie mich einst unter Tränen, „ist denn nicht ein jedes Leben ein Tropfen von jenem Urquell, den wir Gott nennen? Warum vernichtest Du, was Er schafft, warum hassest Du, was Er liebt? Weshalb besudelst Du den Wald durch endloses Morden? Hörst Du denn nicht in der Nacht die Wälder wimmern und dem Himmel ihr tiefes Leid klagen? O schwöre bei der süfsen Jungfrau Maria, bei der Heiligen, welche unter den Auserwählten Gottes wie das weifse Täubchen unter den Vögeln, wie die duftige Rose unter den Blumen ist, dafs Du von dem Hinmorden der Tiere abstehen willst.“

Ich sah in die Flut hinab, wo der abgeschlagene Kopf des Götzenbildes Cernunnos lag — die süfse Stimme meiner Schwester war diesmal mächtiger als das wilde, zum Mord aneifernde Grinsen des Cernunnos, ich schwur...

Die Zeit verstrich mir langsam in der alten Burg, und fortwährend lockte es mich zur Jagd, aber ich hielt mein Versprechen.

Eines Tags fand ich Rivanona auf dem höchsten Turme der Burg, von wo das Meer zu sehen war, welches sich im blauen Nebel verlor. „Was schaust Du so traurig in die Ferne?“ frug ich die Schwester. „Warum ist Dein sehnsuchterfülltes Auge von Tränen feucht, wenn die weiſsen Segel am Horizonte verschwinden?“

Da wandte sie ihr blasses durchsichtiges, mit dem goldenen Haar umsäumtes Antlitz zu mir, und mit einer Stimme voll unaussprechlicher Sehnsucht, träumerisch wie die Dämmerung eines Sommerabends, sprach sie: „Ermüdet von einem Leben, das nicht erhebt, entsetzt von Fehde und Blutvergieſsen, weine ich über die Grausamkeit der Zeit. Mit schmerzlicher Sehnsucht warte ich, ob mir nicht zu meinem Troste eine goldene Frucht zukommen werde oder eine duftige Blüte oder doch wenigstens ein trocknes Blatt aus jenem anmutigen Garten, wo unsre Voreltern zu einer glücklicheren Zeit gewohnt haben sollen ...“ Ich erbebte und fühlte im Herzen tiefen Schmerz. Aus ihrer schwärmerischen Rede erkannte ich, was ihr fieberglänzendes Auge und ihre flammenden Wangen verkündeten: daſs ihre glühende Seele die Kräfte ihres Körpers langsam aufgezehrt hatte, wie die Flamme das Öl der Lampe verzehrt. Für eine so zarte Blüte war der Schatten unsres Hauses viel zu kühl. Ich überwand meine Tränen und antwortete der Schwester: „Ich verstehe Dich nicht.“

Sie lehnte den Kopf an die feuchte Mauer und entgegnete mit einem leisen Seufzer: „Man sagt, dafs der Barde Mürdhinn mit seinen neun Genossen sich eingeschifft habe, um an den Gestaden der grünen Insel zu landen, wo die goldenen Äpfel wachsen und eine ewige Morgenröte strahlt. Diese Insel blieb zurück von der Welt, welche die Sündflut verschlungen hatte, und den Barden ward vergönnt, dafs sie wenigstens aus der Ferne die Ufer der Glückseligen sahen, an denen das azurne Meer mit Seufzen erstirbt. Ihre Augen ersahen das den Heiligen verheifsene Land, wo aus dem Himmel herabgestiegene Engel mit den Vögeln in krystallenen Kathedralen, welche durch nie erlöschende Sterne erleuchtet sind, um die Wette singen ... Ich sehne mich nach jener Insel, denn die Welt ist traurig, und die goldenen Saiten der Barden sind zerrissen ...“

Ich führte die Schwester zu Bett und wachte bei ihr die ganze Nacht. Gegen Morgen erstrahlte sie vor Freude ... „Ich sah im Traume die Insel der Seligen,“ rief sie lächelnd, „und als ich weinte, dafs dies ein blofser Traum sei, da versprach mir einer der stillen Schatten ein Zeichen, damit ich Gewifsheit in meinen Zweifeln erlangen möchte. O mein Bruder, gehe an des Meeres Strand; dort findest Du einen vom Fluge ermatteten Vogel. Er kommt von meiner Insel. Gehe und bringe mir ihn, damit ich seinen Gesang höre und gesünde.“

Ich ging. Über dem alten Herde aus grauen Steinen hing der Bogen meines Vaters. Gewohnheitsmäfsig nahm ich die verhängnisvolle Waffe und eilte zum Meere. Seine Wellen

bäumten sich und die Morgensonne kämpfte mit den Wolken. Ein langer goldener Strahl drang durch eine der finstern Wolken und der breite Rücken des Meeres war wie mit Sternen besäet. Über den glanzerfüllten Wassern erblickte ich einen fliegenden Vogel, wie ich einen ähnlichen nie vorher gesehen hatte. Weiſs, wie frisch gefallener Schnee, schwebte er auf goldenen Flügeln, und ein lang gezogener süſser Klang zog mit ihm. Als er dem Ufer zuflog, sank er bereits vor Ermattung; doch noch einmal nahm er seine Kräfte zusammen und schwang sich, einer Lerche gleich, hoch in die Lüfte, als ob er die Sonne begrüſsen wollte. Da schäumte mein wildes Blut auf und ich griff nach dem Bogen. Der Pfeil schwirrte in die Luft und still wie eine Schneeflocke fiel das getroffene Vöglein zwischen das Gestein. Entsetzen ergriff mich über meine Tat. Das Herz wollte mir brechen, als ich zu meiner Schwester in die Kammer trat und reuevoll vor ihr niederkniete. Sie war bleich wie der Tod.

„Mein Vöglein?“ frug sie leise.

Ich öffnete meinen Mantel. Der tote Vogel fiel zu Boden, sein weiſses Gefieder war mit Blut befleckt, sein goldenes Flügelpaar gebrochen, und in seinem glänzenden Körperchen stak mein Pfeil. Rivanona erzitterte wie eine junge Birke, wenn der Herbstwind sie erfaſst. Eine einzige Träne brach aus ihrem blauen Auge hervor; wie mit einem Schleier verhüllte sie mit ihrem Goldhaare ihr Antlitz; dann sanken ihre Arme schlaff herab. Ich erfaſste sie und preſste sie an mein Herz — sie war tot! Ich floh in die Wälder; als ich in dunkler Nacht

mir an einem Felsen den Kopf zu zerschmettern versuchte, erschien ihr weifser Schatten, abmahnend und mich beruhigend. Lange irrte ich umher. Der Wind bewohnt das leere Haus meiner Väter und sein verwittertes Gestein bröckelt ab und fällt in das Moos wie die Tränen steingewordener Riesen. Möge es zerfallen, da Rivanona nicht mehr mit der Spindel unter dem dunkeln Gewölbebogen sitzt. Ich suche Frieden unter Euch. Ob ich ihn wohl jemals finde?‘

Der Novize schwieg, und ein Strom von Tränen erleichterte seine gequälte Brust. Seit jener Nacht erzählte er mir nichts weiter. Nur ein einzigesmal noch erwähnte er wieder seiner Schwester. ‚Ich habe hier auf Burg Ardhuin einen verborgenen Garten entdeckt,‘ vertrauete er mir einst an, ‚und Tag und Nacht schaffen meine Hände daran, ihn zu schmücken. Es ist mir so süfs zu Mute bei dem Gedanken, dafs Rivanona von der Insel der Seligen zuweilen dorthin kommt, um in meiner Nähe zu weilen.‘ Hierauf führte er mich in jenen Garten, wo Ihr, meine Tochter Jolante, jetzt wohnen werdet, und als ich ihm bemerkte, dafs unsre heilige Kirche von jener Insel der Seligen nichts weifs, sondern dafs dies ein Fantasiegebilde der alten Barden war, da antwortete er mit schlichter Einfalt: ‚Ist denn Gott nicht allmächtig, und kann er denn nicht eine solche Insel schaffen, um einen Wunsch seiner Heiligen zu erfüllen?‘ Ich lächelte und widersprach ihm nicht. Auf seine Bitte bemalte ich dann die Mauern seines Gärtchens, wie Ihr sie noch heute seht.“

„Und was ist aus dem Novizen geworden?" frug Jolante, welche mit ganzer Seele ihm gelauscht hatte.

„Das weifs nur Gott allein," antwortete der Abt. „Als wir um die Herbstzeit in das Kloster zurückkehren sollten, wurde er von Tag zu Tag finsterer, und auf meine Frage, was ihn betrübe, entgegnete er: ‚Vergebens wehre ich meiner Leidenschaft. So oft der Mond leuchtet, gedenke ich des mit dem Blute des Wildes besudelten Cernunnos, und der rauschende Wald zieht mich an, die Bäume winken mir und der Wind ruft mich. Ich will kein Blut vergiefsen; aber mich dünkt, dafs der Wald meine eigentliche Heimat ist. Dorthin treibt es mich, dort möchte ich mit den Wölfen wie mit Brüdern leben und den Bären liebevoll in ihre Augen blicken ...‘

Solch wunderbare Reden führte der Novize. Ich besänftigte ihn und brachte ihn ins Kloster zurück, wo er erkrankte. In seiner Krankheit fantasierte er beständig von seiner Liebe zu den Tieren und Bäumen des Waldes, von der Liebe, in die sich sein einstiger Hafs gegen sie und sein Blutdurst verwandelt hatte, und als eines Nachts der Mond über dem ersten Schnee leuchtete, der zwischen dem welken Laube in blendender Weifse erglänzte, schlich sich Cernunnos unbemerkt aus seiner Zelle, wo der ihn pflegende Bruder fest eingeschlafen war. Als ich nach Beendigung meines Gebets ans Fenster trat, sah ich ihn gegen den Wald zu laufen. Sein Gesicht war nach dem Monde gerichtet und seine Hände hoben sich gen Himmel, wie damals, als ich ihn auf der

Waldwiese bei seiner Schwärmerei überrascht hatte. Eine Weile blieb er an dem Rande des Waldes stehen, als zöge es ihn nach dem Kloster zurück, dann aber schüttelte er das Haupt und verschwand in den Schatten der Bäume ... Er kehrte nie wieder zurück."

So schloſs der Abt Hyvarnion seine Erzählung.

„Was der Name dieser seltsamen Glocke bedeutet, wissen wir nun, hochwürdiger Vater," ergriff der König das Wort, „aber ihre Bedeutung an diesem Orte ist uns noch unbekannt. Vermögt Ihr uns auch hierüber aufzuklären, so empfangt unsern doppelten Dank."

„Von uralten Zeiten her heiſst diese Glocke auch die Glocke des Gerichts," antwortete der Abt. „Es ist die geheiligte Pflicht eines jeden Königs von Frankreich, sobald der geisterhafte Ton des Cernunnos durch die Burg hallt, sich auf den Hof zu begeben, wenn es auch mitten in der Nacht wäre, und der König im süſsesten Schlummer läge, und hier auf dem steinernen Throne unter dem Baume zu Gericht zu sitzen. Ein Zwerg öffnet dann die Käfige der Vögel, welche er die Worte „Cernunnos ruft" zu sprechen gelehrt hat, worin die einzige Aufgabe seines Lebens besteht. Die gefiederten Boten fliegen dann durch alle Gänge, und jedermann, der ihren Ruf hört, ist ebenfalls verpflichtet, in den Burghof hinab zu kommen. In dem Zimmer, welches Dir als Schlafgemach dient, gnädigster König, befindet sich ein groſser, mit Jaspis und Gold ausgelegter Schrein, in welchem ein prächtiger Mantel hängt. Das Gewebe ist von einer mächtigen Zauberin ange-

fertigt, später aber von einem römischen Bischof geweiht worden, sodafs all der hineingewebte Zauber einem guten Zwecke gehorchen mufs. Ehe der König sich unter dieser alten Linde hier niederläfst, hüllt er sich in dieses Gewand. Er setzt eine altertümliche Krone von wunderbarer Arbeit auf und nimmt ein goldenes Scepter in die Hand; beide befinden sich ebenfalls in jenem Schreine und heifsen von uralten Zeiten her die ‚Kleinodien des königlichen Gerichts'. Aber es ist, bei Verlust des Lebens, niemandem erlaubt, mit der Glocke Cernunnos den König von Frankreich zu dem feierlichen Gerichte zu rufen, aufser demjenigen, der einen geheimen Verrat entdeckt hätte, wodurch der König oder sein Reich bedroht wird. Dies, o Herr, ist die Bedeutung dieser Glocke."

Der Abt hatte in sehr feierlichem Tone gesprochen, und seine Mitteilung übte auf Alle einen solchen Eindruck, dafs eine allgemeine Stille eintrat. Am tiefsten aber fühlte sich Amil davon berührt. Im Geiste sah er wieder jenen Zwerg vor sich, wie dieser ihm mit seiner welken Hand gedroht hatte und unwillkürlich suchten seine umherspähenden Augen nach der häfslichen Gestalt, aber sein Blick fiel auf das Gesicht des stolzen Florestan, und es erschien ihm wie das Gesicht eines verräterisch lauernden Raubtieres.

„Ei, siehe da, unsre Gäste!" rief der König, die noch herrschende Stille unterbrechend, und Alle eilten den Ankömmlingen entgegen . . .

Der nächste Tag war zur Jagd bestimmt. Lange vor der Morgendämmerung ward es

schon auf der Burg Ardhuin lebendig. Das über der schlummernden Erde hervorbrechende Morgenlicht, bisher nur an die Musik der vom fernen Gebirge herwehenden Winde und an das Brausen kühler vom silbernen Scheine des erblassenden Mondes besprengter Gewässer gewöhnt, wurde heute von den süfsesten Klängen begrüfst, denn auf den Zinnen der vier Haupttürme der Burg standen vier aus weiter Ferne gekommene Minstrels und liefsen aus ihren silbernen Trompeten liebliche Weisen in den Burghof hinabtönen, so dafs es schien als ob die Stimmen der Himmelsbewohner die Schläfer zur königlichen Jagd riefen. Es währte nicht lange da wimmelte es auf dem weiten Raume des Burghofs von bunten Gestalten. Unter der Linde standen in langen Reihen die Pagen mit den Falken, rechts diejenigen, welche auf ihren Fäusten die Habichte, Sperber und isländischen Falken hielten. Stolz blickten sie um sich, denn sie hatten als Falkoniere die Höhe ihrer Kunst erreicht: auf eine Gebärde, einen Pfiff, einen Ruf von ihnen kehrten die Vögel aus den weifsen Wolken, wo sie ihre Beute suchten, zu ihnen zurück. Auf dem linken Flügel standen Zwerge, welche grofse und kleine Würg- und Baumfalken trugen; jedem der Zwerge hing vom Gürtel ein künstlich aus rotem Tuch verfertigter Vogel herab, es war der Köder, womit sie ihre Falken zurücklockten, nachdem sie dieselben auf ihre Opfer zugeschleudert hatten. Unweit von den Falknern versammelten sich die Trompetenbläser nach den Gegenden gruppiert, von wo sie stammten und wetteiferten in der Kunst,

aus den Hörnern und den Feldtrompeten und Tuben liebliche Töne hervorzulocken. Am andern Ende des Hofes zog man aus Schuppen künstliche Kühe hervor, hinter welchen sich die Jäger unbemerkt dem Wilde nähern konnten, um es um so sicherer zu treffen, ohne es vorher abzuschrecken. Rührige Hände bedeckten die Wagen und Pferde mit Reisig; es waren dies die Gefährte, auf denen die Bogenschützen sich zu verstecken pflegten, um die ahnungslosen Rehe aus diesem Hinterhalt um so unfehlbarer zu töten.

Der ganze Raum wiederhallte von der Musik der Hörner, dem Krächzen der Falken, dem Gebell der Meute und dem Gewieher der Pferde. Unter dem Wirbel der Pauken erschien der König und gab das Zeichen zum Aufbruch. Wie alle Übrigen, die sich an der Hirschjagd zu beteiligen gedachten, war er in grüne Seide gekleidet.

Er führte die Königin zu ihrem in der Farbe von Smaragden glänzenden Wagen, dessen breiter Sitz an mit Chrysoprasen besetzen Riemen hing und sich luftig zwischen den ihn tragenden schlanken Säulen wiegte. Die grünsammetnen, bis auf die Räder herabfallenden Teppiche waren mit silbernen Fransen dicht umsäumt. Drei Rappen, einer hinter den andern gespannt, zogen das leichte Gefährt, zu dessen beiden Seiten sechs Pagen schritten, Windhunde an seidenen Leinen führend. Hinter dem Wagen ritten die Ritter und die Damen, von denen jede ihren Falken auf der mit einem starken, silbergestickten Handschuhe wohlverwahrten Hand hielt. Unter ihnen ritt auch Jolante, schön

wie der Morgen. Grüner, reich mit Silber gestickter Sammet umfaſste ihren zarten Leib; die goldenen Haarwellen verbarg ein weiſser Schleier, und ein Diadem aus indischen Smaragden und Edelopalen, welche in der Gruft einer orientalischen Kaiserin gefunden worden waren, spielte in der Sonne in allen Farben des Regenbogens. Auf ihrer Hand, die in einen von Gold und Perlen funkelnden Handschuh gezwängt war, saſs ein weiſser Falke, die Augen mit einer weiſsen Lederkappe, die mit dreifarbigen Turmalinen besetzt war, bedeckt, und an seinem Fuſse glänzte ein goldener Reif, worin die Worte eingraviert waren: „Ich gehöre Jolante, der Tochter des Königs.“

Die Jäger versammelten sich auf einer groſsen Waldwiese, welche sich bis zum Flusse hinzog; hier wurden Zelte aus flandrischen Teppichen errichtet, in welchen die Jäger nach der Jagd ausruhen konnten. Inmitten dieses Lagers stellte man einen tragbaren Altar aus Cypressenholz auf, der mit blauem Lasurstein, Silber und Kupfer ausgelegt war. Das groſse Bild auf einer vergoldeten Platte, den heiligen Hubertus mit dem Hirsche darstellend, hing man an einen Baum über dem Altare und am letztern las der Abt Hyvarnion die heilige Messe.

Nach beendeter Andacht bliesen die vier Minstrels auf ihren silbernen Trompeten und die Jagdgesellschaft teilte sich in drei Gruppen. Der König und die Königin, mit goldenen Speeren bewehrt, jagten mit zahlreichen Rittern und Damen in das dunkle Dickicht, um dort mit Hilfe der Meute die Spuren von Hir-

schen zu suchen. Jolante und ihre Damen zogen in Gesellschaft der Falkner auf einem in die Felder führenden Pfade zum Vogelfang. Florestan ritt an der Spitze junger Ritter zu der Furt des Flusses, um auf dem andern Ufer in dem dichtesten Forste die Spuren des wilden Auerochsen zu finden. Ein goldener Helm mit einem Rubin, welcher wie die Sonne strahlte, geschmückt, und mit einem Helmbusch aus weissen, mit kleinen Saphiren besäeten Reiherfedern war dem Tapfern als Preis bestimmt, der das Ungetüm erlegte und dessen Kopf dem König brachte.

Die Pferde stampften mit stolzen Tritten den gelben Sand der Furt, und die schimmernden Tropfen der aufspritzenden Wellen stäubten wie ein Diamantregen in die Luft. Am Ufer aber weilte, entfernt von den andern, nachdenklich noch ein Ritter und blickte starr der reizenden Königstochter nach, welche wie ein holdes Phantom dahinschwebte. Amil war es, der der schönen Jolante nachblickte. Jetzt bog sie hinter die Bäume ein und verschwand. Amil gab seinem Pferde die Sporen und eilte durch das aufschäumende Wasser seinen Genossen nach, welche er am jenseitigen Ufer bald eingeholt hatte.

Der alte Forst rauschte sein einförmiges melancholisches Lied über den Köpfen der kühnen Jäger, und die geheimnisvolle Dämmerung voll Moosduft und Geflüster blauete unter der hohen, ewig beweglichen Decke, die sich aus den Kronen der Bäume über ihnen wölbte, und aus dem feuchten Boden stiegen Dämpfe

auf wie der Weihrauchqualm aus der Rauchpfanne . . .

Amil kam es vor, als ob er unter die Gewölbebogen eines heiligen Domes getreten wäre. So feierlich war ihm ums Herz wie damals, als er zum ersten Male in der Kathedrale seine Blicke in die sternengleichen Augen der schönen Jolante versenkt hatte. Er seufzte tief auf.

In diesem Augenblicke hielt Florestan sein Pferd an und erhob die Hand zum Zeichen, dafs alle stehen bleiben möchten. Durch die Stille des Morgens tönten dumpf Schritte im Moose, und deutlich vernahm man das Brechen dünner Äste. Immer näher kam es und näher. Jetzt tauchte aus dem Gebüsch ein Pferd hervor, und darauf safs einer der Zwerge, auf seiner Faust den weifsen Falken Jolantes haltend; mit der andern Hand streifte er die herabhängenden Zweige auseinander, und Jolante selbst, lieblich wie eine Rose, ward den überraschten Blicken der Jäger auf ihrem Zelter sitzend sichtbar. Die Edelsteine ihres Diadems leuchteten wie Morgentau in der Sonne; ihre Augen waren gesenkt und glühende Röte flammte auf ihrem schönen Antlitz. Im Augenblicke waren Florestan und Amil an ihrer Seite.

„O meine Ritter," sagte sie, „verzeiht meiner Torheit; ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mich Euch anzuschliefsen. Es lockt mich, Zeuge eines Kampfes mit einem Auerochsen zu werden. Mein Vater hätte mir diesen Wunsch nimmer bewilligt. Ich liefs im Felde meinen Falken steigen, kehrte aber

heimlich durch den Wald zu der Furt zurück und begebe mich nun in Euern Schutz, Ihr edlen Herren.“

Sie wurde mit Jubel willkommen geheifsen und der Wald erdröhnte von den Stimmen. Errötend ritt Jolante neben Amil, denn Florestan war wieder an die Spitze des Zugs getrabt und träumte von dem Siege über das Ungetüm und von dem Lobe, welches dem Sieger von Jolantes Lippen zuteil werden würde.

Als der Weg so eng ward, dafs das Mädchen sich dicht an Amils Seite halten mufste, neigte sie sich zu ihm, und während eine Träne ihr Auge feuchtete, flüsterte sie ihm zu: „Ich habe gelogen, Ritter; nicht der Wunsch, dem Kampfe zuzusehen, sondern die Furcht um Euch führte mich hierher.“

Amil konnte nur mit einem Blicke flammender Begeisterung danken, denn eben hatte sich der Reiterschar eine Waldwiese geöffnet, und Florestan gesellte sich den beiden zur Seite. Sein Blick war so beredt, dafs Jolante die Augen wieder senkte und schweigend weiterritt.

Je tiefer man in den Wald eindrang, desto finsterer wurde er und desto beschwerlicher war der Weg. Aber Amil war diesem Umstande dankbar. Derselbe machte es unmöglich, in gröfseren Gruppen zu reiten, und so war er fast beständig mit dem holden Mädchen allein, welches ihn mit ihren feuchten dunkelblauen Augen hilfeflehend anblickte, wenn ihr die krummen schwarzen Äste den Weg ver-

sperrten und mit ihrem langen grauem Haar ähnlichen Moose ihre rosigen Wangen peitschten. Amils scharfes Schwert bahnte ihr den Weg, die Äste fielen krachend zu Boden und das zudringliche Gesträuch, welches mit seinen Stacheln und Dornen ihr Gewand bedrohete, fiel ebenfalls erbarmungslos unter dem Blitze seines Stahls.

Amil fühlte sich wohl ums Herz wie niemals zuvor, er dachte weder an den Auerochsen, noch an Sieg und Ruhm; diese öde Einsamkeit rings umher trennte ihn so vollkommen von der Welt und deren kleinlichem Treiben, wie das groſse wogende Meer ein einsames Schiff von dem Gestade trennt, wo die Menschen mit ihrer Niedrigkeit wohnen. Amil sonnte sich in den lächelnden Blicken Jolantes und wünschte in der Tiefe seines Herzens, daſs es aus dieser Einöde keinen Ausweg geben möchte. Zuweilen freilich störte das finstre, haſserfüllte Auge Florestans die beiden Liebenden aus ihrer Wonne auf und mahnte sie an die uralte Wahrheit, daſs es kein Paradies ohne Schlange gibt.

Florestan hätte sich gern gänzlich in Jolantes Dienst gestellt und den Platz seines Nebenbuhlers eingenommen, aber sein glühendes Verlangen, Sieger in dem Kampfe mit dem Auerochsen zu werden, seine Spur aufzufinden und den ersten Angriff auf ihn machen zu können, überwog seine Eifersucht. Er wollte vor allem jenen Makel von sich abwaschen, der seit seiner Niederlage im Turniere auf ihm haftete. Daher begnügte er sich damit, daſs er zeitweilig die Liebenden mit seinem

giftigen Blicke stach, bemerkte aber nicht, dafs er sie dadurch einander nur noch näher brachte, denn dann schlofs Amil sich jedesmal noch enger an die erbleichende Jolante, als wollte er sie vor dem Bisse einer Natter schützen, und sie lohnte ihm dafür mit einem Lächeln voll Liebe. Weder Jolante noch Amil bemerkten, wie rasch die Zeit schwand, ohne dafs sich die so eifrig gesuchte Spur des Auerochsen gefunden hätte; sie bemerkten nicht, dafs der strahlende Mittag mit seiner Fackel die blaue Kuppel des Himmels so sehr erhitzt hatte, dafs diese vor Glut erblafste; sie bemerkten nicht, wie finster drohende Gewitterwolken sich gegen die Wipfel der Bäume herabsenkten, wie das Rauschen des Waldes allmählich verstummte, bis der Wald sich über ihren Häuptern schwarz bedeckt hatte, wie eine geschlossene Gruft. Plötzlich erbrauste es durch den Wald und der Sturm kam herangestürzt wie göttlicher Zorn, der Forst stöhnte und wurde wild wie ein sturmgepeitschtes Meer; ein Ast schlug gegen den andern; es war wie ein ungeheurer Kampf der Waldesriesen. Dazwischen dröhnten die Schläge des Donners, der Himmel öffnete sich und es schien, als ob die Sonne und alle Sterne zu einem einzigen Flammensee geschmolzen wären, der sich nun in wilden Sturzbächen in das Dunkel des Waldes ergofs; Fluten rauschenden Wassers folgten dem Feuer, als ob sie es löschen und dadurch die mit dem Untergange bedrohte Welt retten wollten. Nach dem jähen fahlen Aufleuchten der Blitze trat plötzlich um so tiefere Finsternis ein, in welcher die sich beugenden Bäume mit einander kämpf-

ten, bis ihr Rauschen und Stöhnen von einem neuen Donnerschlage verschlungen wurde. Betäubt und geblendet hielten die Jäger lange still unter den hin und her schwankenden Eichen. Plötzlich jedoch wiederhallte der Wald vom wildesten Freudengeschrei, dem Gebell der Meute und dem Schmettern der Hörner. Bei dem fahlen Lichte eines Blitzes, der die Gewitterwolken wie eine gelbe Schlange durchfurchte, erschien der Riesenleib des durch das Unwetter aufgescheuchten Auerochsen. Er tauchte, grofsmächtig wie Behemoth, aus der gespenstischen Finsternis auf, erhob ein furchtbares Gebrüll und, mit wuchtigem Tritt junge Bäumchen und prasselndes Gesträuch brechend, flüchtete er durch das Dickicht. Eine ganze Wolke von Pfeilen flog wirkungslos hinter ihm her. Florestan aber zog das Schwert und verschwand im Walde wie ein Schatten.

„Der Auerochs, der Auerochs! Sieg!" tönte es aus allen Kehlen, und der Schall der Jagdhörner mischte sich in das Brausen des Sturmes, in das Rauschen des Regens und verband sich mit dem Gebell und Geheule der tollen Meute, bis all das Getöse von einem neuerlichen Donnerschlag übertäubt wurde . . .

Bei der Erscheinung des wilden Ungetüms war Jolante erblafst; ihre Augen droheten zu erlöschen und ihr Haupt sank auf Amils Brust.

„Bleibe bei mir!" bat sie mit bebenden Lippen, und ihre zarten Hände klammerten sich krampfhaft an ihn.

Als sie die Augen wieder aufschlug, sah sie sich mit Amil allein. Schwach schallte das

Getümmel der den Auerochsen verfolgenden Jäger zu den Liebenden. Amil erhob die Hand und deutete Jolante die Richtung an, die sie einschlagen müſsten, um die Jagdgesellschaft wieder zu erreichen. Jolantes Wangen erblaſsten von neuem und die Augen umschleierten sich. Doch plötzlich sammelte sie sich, sprang von ihrem Pferde herab und vertrat Amil den Weg mit ausgebreiteten Armen.

„Steh' still!" rief sie, während Schamröte ihre Wangen färbte, „steh' still und bleibe, wenn Dir mein Leben teurer ist als der hinfällige Schatten des Ruhms und der leere Schall des Lobes."

Amil schwang sich aus dem Sattel. Unweit von dem Orte, wo die Liebenden sich befanden, wölbte eine Rieseneiche ihre breite Krone in die Höhe; ihr bemooster Stamm glich einem Felsen; ihre Zweige breiteten sich bis zur Erde herab, auf diese Weise eine grüne schattige Laube bildend. Langes graues Moos hing wie ein Vorhang in das üppige Gras herunter und glänzte von dem Regen wie mit Diamanten besäet; die dunkeln Wurzeln, von gelben Flechten wie mit Brokat überzogen, glichen prächtigen unter der dichten Baumkrone, die durch ihr dunkles Laub nicht einen Regentropfen durchlieſs, untergebrachten Ruheplätzen.

Unter diesen majestätischen Baum flüchtete sich Jolante, vor dem Wetter Schutz suchend. Sie sank auf eine der Wurzeln und schloſs, von den Blitzen geblendet, für einen Augenblick die Augen. Ihr langes goldenes Haar floſs fessellos in das Gras herab; glänzende Tropfen, grüne Blättchen und blasse

Waldblüten waren während des Rittes darin hängen geblieben. Wie durch Zaubermacht angezogen, näherte sich Amil ihr mehr und mehr; ihre unaussprechliche Schönheit betäubte ihn; er sog von ihren Lippen den duftigen Atem, wie die Biene den Honig aus der Frühlingsblume saugt. Da erglänzte bei einem Blitze das Diadem auf ihrer reinen Stirne wie eine feurige Schlange. Amil trat einen Schritt zurück, Jolante aber bat: „Setze Dich neben mich, mein Ritter. Ich fürchte mich vor dem Wetter.“

Er that, was sie verlangte, aber sein Herz pochte gewaltig, als ob es ihm die Brust sprengen wollte, er wurde schüchtern wie ein Mädchen und wandte sein Angesicht von ihr ab, um ihr seine Schamröte zu verbergen.

Aber Jolante legte vertrauensvoll ihren Kopf auf seine Schulter und suchte seinen Blick. So saſsen sie lange regungslos. Endlich aber sank Jolantes Kopf langsam herab, wie unter süſsen Träumen, bis er schlieſslich an Amils Herzen ruhete. Jeder Schlag desselben verkündete eine unendliche unnennbare Liebe zu ihr, aber kein Wort kam über Amils festgeschlossene Lippen, denn wie ein unverletzbares Siegel lag auf ihnen das seinem Freunde Amis gegebene heilige Gelöbnis, niemals mit der Königstochter von seiner Liebe zu reden.

„Warum bist Du so schweigsam, mein Ritter?“ flüsterte Jolante. „Mir ist so bange!“

Er antwortete nicht, denn er hätte nichts andres sagen können, als daſs er sie liebe. Er starrte ihr Diadem an, welches ihn daran erinnerte, daſs dieses holde Mädchen die Tochter des Königs von Frankreich war.

„Zürnst Du mir, dafs ich Dich von der Jagd abgehalten habe?“ begann Jolante von neuem.

Er schüttelte den Kopf und schob ihr goldenes Haupt von seinem Herzen wieder auf seine Schulter; er tat dies zart, aber fest, da er die Befürchtung hegte, sein pochendes Herz könne zum Verräter seines süfsen Geheimnisses werden. Jolante aber erbebte, tiefe Röte ergofs sich über ihr Antlitz und wich eben so rasch wieder daraus zurück. Es war ihr, als ob er sie verschmähe, — der Gedanke schmetterte sie nieder.

„Du willst, dafs ich sterbe?“ frug sie, und eine Träne stahl sich über ihre Wange. „Du hörtest, um was ich in der Kathedrale die heilige Jungfrau bat. Wozu soll ich vor Dir verbergen, was Du weifst? Aber da Du mich verschmähst, wünsche ich zu sterben!“

Sie verhüllte ihr Angesicht. In demselben Augenblicke erzitterte der Wald von einem neuen Donnerschlage von solcher Stärke, dafs es schien, als ob der Himmel auf die Erde herabstürzte. Amil umfafste schützend das Mädchen, doch hatte Jolante nicht einmal gezittert.

„Fürchtest Du Dich denn nicht?“ frug Amil verwundert.

„Wovor denn?“ entgegnete sie ruhig. „Deine Liebe ist mein Schild, und liebst Du mich nicht, — so ist mir der Tod willkommen.“

Er wollte sie an sein Herz reifsen, er wollte ihr bekennen, wie unaussprechlich er sie liebe, aber sein Gelöbnis verschlofs ihm,

eisernen Fesseln gleich, den Mund. Schweigend kniete er vor ihr nieder und neigte seine Stirne bis in das Moos hinab.

Das Mädchen wurde plötzlich nachdenklich. Sie verstand sein Benehmen nicht. „O heilige Jungfrau," betete sie aus der Tiefe ihrer Seele, „ist es denn möglich, dafs ich mich getäuscht habe? Oder hast Du im Zorne mir das Geschenk seiner Liebe wieder entzogen? O gib mir ein Zeichen, dafs Du mir noch gnädig bist!"

Sie erhob die Augen gen Himmel und tat einen freudigen Aufschrei. Nach dem letzten Donnerschlage hatte sich das Gewitter verzogen und der Himmel erhellte sich schnell. Feierlich prangte ein Regenbogen zwischen den fliehenden Wolken. Ein wonniger Friede breitete sich in Jolantes Herzen aus, wie wenn ein Stern in der Dämmerung auffunkelt. Eine Ahnung dessen, was in der Seele dieses Mannes vorging, blitzte wie eine Eingebung durch ihren Geist. Langsam griff sie mit der Hand nach ihrem Diadem und legte es in das Gras; hirauf legte sie die Hand auf Amils gesenktes Haupt und sagte: „Fürchte Dich vor nichts; siehe, der Himmel segnet unsere Liebe."

Der Nachklang dieser leisen süfsen Worte wurde plötzlich durch ein starkes Rauschen des Laubes unterbrochen, und aus dem Gebüsch tauchte zuerst der Kopf und dann die ganze Gestalt eines rätselhaft geheimnisvollen Wesens auf. Es war ein von hohem Alter gebeugter Greis; sein Antlitz war braun wie die Rinde der Bäume; sein weifses Haar wallte, in Silber glänzend, auf die Schultern herab;

ein schneeweifser Bart reichte fast bis zu den Knien und unter lang herabhängenden Augenbrauen leuchteten seine eingesunkenen Augen wie Irrlichter aus der Tiefe dunkler Höhlen. Sein Körper, eingehüllt in ein Gewand von Laub und Gräsern, stützte sich schwerfällig auf einen langen Stock. Von seiner runzelvollen Schläfe rann ein breiter Blutstrom herab. Es hatte den Anschein, als ob eine der Bildsäulen der heiligen Märtyrer lebendig geworden wäre und ihre schattige Nische im Dome verlassen hätte. Bei seiner Erscheinung flüchtete sich die erschreckte Jolante unter Amils Schutz.

„Wer bist Du, geheimnisvolles Wesen?“ frug Amil. Die nachdenkliche Stirne des Greises hellte sich auf wie eine düstere Gegend, wenn die Sonne sie vergoldet, und sein halberloschener Blick leuchtete vor innerer Bewegung auf.

„Menschenstimme und menschliche Rede?“ flüsterte er, indem er schwärmerisch gen Himmel und dann auf die beiden Liebenden schauete und diesen um einen Schritt näher trat.

„Wer bist Du und woher kommst Du?“ frug Jolante jetzt furchtlos und näherte sich dem Greise, von dem sie sich wie durch einen Zauber angezogen fühlte.

„Ich bin Euer Wirt,“ entgegnete der Alte mit zitternder Stimme, „denn diese Eiche ist meine Burg, mein Haus; aber sprich, schönes Kind, bist Du nicht ein Schatten? Wirst Du nicht in Nebel zerfliefsen, wenn meine Hand Dein goldenes Haar berührt? Bist Du nicht eine Vision, welche mich unter der Krone

meines teuern Baumes erwartet, zu dem ich komme, um meine Seele auszuhauchen?"

„O Gott, es ist wahr!" sprach Jolante schmerzlich ergriffen, „Euer Blut fliefst, Ihr sterbt!"

Mit Amils Hilfe führte sie ihn unter die rauschenden Zweige der Eiche; sie rifs ihren Schleier herab und wollte damit die Wunde auf der Schläfe des Greises verbinden.

„Ich bedarf dessen nicht," sagte dieser abwehrend, „meine Stunde ist da, und ich heifse den grofsen Augenblick willkommen, wo ich meinem Gott um einen Schritt näher treten werde. Ein fallender Baum, vom Blitze zerschmettert, hat mir diesen grofsen Dienst erwiesen. Ich schleppte mich bis zu diesem mir so lieben Orte, um mich von meinen Freunden zu verabschieden, welche mich täglich um diese Stunde hier zu besuchen pflegen."

Er legte den Finger auf den Mund und Jolante und Amil setzten sich still zu seinen Füfsen auf eine schwarze Wurzel der Eiche, wohin er ihnen gewinkt hatte. Bei der nun entstandenen Stille hörten sie das leise Murmeln einer Quelle, welches das Wüten des Wetters vorher erstickt hatte. Neben dem beweglichen Silber ihrer Wellen wiegten die blühenden Gräser ihre schlanken Halme hin und her, und die hohe Eiche schüttete rauschend all den Glanz auf sie herab, den die Sonne auf ihr Laub fallen liefs. Es war so friedlich, so traumhaft unter diesem alten Baume beim Murmeln des Quells, dafs Jolante und Amil unwillkürlich die Hände in einander schlan-

gen, denn es schien ihnen, dafs sie vor einem Altare knien . . .

Jetzt wurde ein Geräusch im Moose vernehmbar wie von den Tritten einer Herde; das Gesträuch knisterte und rauschte und am Rande der Quelle erschien ein Rudel falber Rehe. Furchtlos stillten sie zuerst ihren Durst, dann schritten sie auf den Greis zu, legten ihm ihre schönen Köpfe in den Schofs und blickten ihn mit ihren braunen klaren Augen zutraulich an. Von ihren Blicken, welche eine unfafsbare Trauer verrieten, wurde Jolante so ergriffen, dafs sich ihre Augen mit Tränen füllten. Er streichelte lächelnd ihr glänzendes Fell, wobei er ihnen etwas zuflüsterte; endlich winkte er ihnen mit der Hand, und leise, wie sie gekommen, verschwanden sie wieder. Gleich darauf erschien ein Rudel Wölfe; ihre Augen glüheten unheimlich durch das Dickicht, aber demütig wie treue Hunde krochen sie zu den Füfsen des Greises; nach ihnen kamen die listigen Füchse und die muntern Eichhörnchen. Allen flüsterte er unter Liebkosungen etwas zu, worauf sie sich wie Schatten im Walde verloren . . .

Wieder war es still und feierlich unter der Eiche. Jolante hielt Amils Hand in der ihrigen, ihre Augen blickten treu wie die Augen der Rehe. Mit einer Stimme, gleich der eines Waldvögleins, redete sie den Greis an: „Du bist gewifs ein grofser Heiliger; wie die Tiere des Waldes Deine Liebe suchen, so nimmt mein Herz seine Zuflucht zu Dir. Segne mich, wie Du jene gesegnet hast!“

„Ich bin kein Heiliger," antwortete der Greis, „ich bin ein sündiger Mensch, der das Unrecht büſst, was er vormals begangen, der durch Liebe sühnt, was sein Haſs gefrevelt hat. Daſs Du aber hier inmitten der Waldeseinsamkeit unter diesem Baume erschienen bist, wo ich unter bitteren Tränen der Reue aus tiefster Seele Gott um Frieden angefleht habe, — das betrachte ich als ein Zeichen, daſs er in seiner Gnade mir verziehen hat. Du bist kein flüchtiger Schatten, Du bist nicht das bleiche Phantom meiner teuern Schwester Rivanona; Du bist ein liebliches Geschöpf mit pulsierendem Herzen, Du lebst, Du atmest, Du lächelst mich an und hältst meine einst vom Blut besudelte Hand. Für dieses Lächeln, für diesen Blick, in dem ich Gottes Gnade lese, sei tausend- und tausendmal gesegnet und unvergänglicher Dank sei dem, der Dich in diese Einöde geführt hat, damit Deine Gegenwart meine letzten Augenblicke versüſse!"

Nach diesen Worten wankte der Greis und taumelte zu Boden. Jolante und Amil stützten ihn; bald jedoch kehrten seine fliehenden Kräfte wieder, und er lächelte den beiden Liebenden glückselig zu.

„Bist Du nicht jener Cernunnos, der Bruder Rivanonas, der ehemalige Novize in dem Kloster unter der Burg Ardhuin?" frug Amil. „Wir hörten von Dir erzählen."

„Ist denn mein Name in der Erinnerung der Menschen noch nicht erloschen?" entgegnete Cernunnos. „Wohlan denn, ich bin es. Was ich in der engen Klosterzelle vergebens suchte, habe ich hier in der grenzenlosen Na-

tur gefunden. Hingerissen von der Erhabenheit dieser Wildnis, erhob sich meine Seele zu dem Urquell der ewigen Wahrheit. Die Klosterzelle war mir zum Kerker geworden, dort dachte ich nur über meine Schuld nach, die Freiheit aber wurde mir der Fittich, der mich näher zu Gott trug. Wie lange aber dauerte dieser Kampf! O schreckliche, trübsalschwere Erinnerungen! O Abgrund, an dessen Rande ich umherirrte! Ich fand keine Ruhe im Kloster, keinen Frieden im Gebete. Wie soll ich erzählen, was ich gelitten habe? Wie soll ich den Wahnsinn schildern, der sich meiner bemächtigt hatte? Ich wurde den Geruch vergossenen Bluts nicht los und lechzte nach neuem. Während mein Körper im Fieber mit dem Tode kämpfte, wurde mein Geist zu jenen Geschöpfen hinabgezogen, die ich ehedem erbarmungslos verfolgt und hingemordet hatte. In einem schreckensvollen Traume erschien mir ein rätselhaftes Wesen, welches die Gestalt des Wildes hatte und mich mit Blicken ansah, die von der Trauer der Ohnmacht, der schmerzlichen Duldung umschleiert waren. Ich erbebte vor Grausen, denn ich fühlte die unwiderstehliche Sehnsucht, selbst ein Tier zu werden. Meine entsetzlichen Aufschreie schreckten die Brüder, und während sie um mein Krankenlager auf den Knien lagen, bestand meine Seele einen furchtbaren Kampf mit einer Vision — und unterlag. Wie ein Wassertropfen mit einem zweiten in eins zusammenrinnt, so verschmolz sich meine Seele mit dem Phantom — ich wurde zum Tiere! Wie der wilde Wolf irrte ich durch den Wald, die Einöde

mit meinem verzweiflungsvollen Geheul erfüllend; erst gegen Morgen, als der Mond erblaſste und die Sterne erloschen, kehrte mein zermarterter Geist in den ermüdeten Leib zurück ... Ihr werdet sagen, meine Kinder, daſs dies nur eine Fieberfantasie gewesen sei. Ich aber sage Euch, daſs unsere Träume Wirklichkeit zu sein pflegen, mehr vielleicht als das wache Leben!"

Cernunnos versank in Schweigen.

„Und was hat Dich geheilt und erlöst?" frug Amil.

Das Auge des Greises erstrahlte in einem geheimnisvollen Glanze, während er fortfuhr: „Ohne Aufhören lockte es mich in den Wald, irgend ein Etwas sagte mir, dort, ferne den Wohnungen der Menschen, ferne ihren Vorurteilen und Irrtümern, werde ich Erleichterung finden, und dieses stille Flüstern meines Herzens hat mich nicht getäuscht. Ich floh aus dem Kloster und lebte in der Einöde. Mit Liebe schloſs ich mich den Geschöpfen an, welche ich früher grausam verfolgt hatte, und das erhob mich wieder auf die Stufe der menschlichen Würde, von der ich herabgesunken war. Ich hatte nie mehr mit jener Vision zu kämpfen. Noch jetzt pflege ich nachts in Gesellschaft des Wildes im Walde umher zu streifen, aber nicht ihm gleich, es ist mir in Liebe untertänig wie das Kind dem ältern Bruder folgt. Meine Hand streichelt es, während mein Auge sich am Glanze der Sterne berauscht. Die mächtige Stimme des Weltalls spricht zu mir durch Vogelgesang und Blätterrauschen, und jetzt erst begreife ich in voller Klarheit die Worte des Barden, die meine

ahnungsvolle Schwester Rivanona so oft sang: „Meine Seele wohnte im Gesteine, im Sterne, in der Blume und im Wilde.“ Ich sehe nicht einzelne Erscheinungen, sondern das grofse Ganze. Mir erscheint diese Welt wie ein unermefslicher Strudel, in dessen Mitte ein helles Licht strahlt. Alle Gattungen der Geschöpfe sind Ringe, welche um den Mittelpunkt dieses Strudels kreisen. Je weiter ein Kreis von dem Mittelpunkte, desto dunkler ist er; je näher aber, desto mehr Licht ist in ihm. Die Tiere bewegen sich freilich in einem Kreise, der weit hinter dem unsrigen zurück liegt, ihr Kreis ist dunkel, ja finster, aber dennoch dringt ein Strahl zu ihnen, der sie der Mitte näher führt, und dieser Strahl heifst Liebe, denn auch die Tiere lieben und stellen sich dadurch an unsre Seite. Ihr selbst habt den stummen Beweis ihrer Liebe zu mir gesehen. Die Liebe verbindet alles zu einem grofsen Ganzen; die Liebe ist der Schatz des Weltalls; die Liebe führt zusammen, was durch Abgründe getrennt ist; ohne Liebe gäbe es keine Welt. Je mehr Liebe in einem Geschöpfe wohnt, desto höher steht dieses Geschöpf, denn jenes strahlende Licht, welches den Mittelpunkt der dunkeln Kreise bildet, ist eben die allerhöchste Liebe, — ist Gott!“

Der Greis schwieg eine kleine Weile. Dann erhob er seine Stimme zum Gesange. Das von seinen zitternden Lippen quellende Lied war erhaben und hinreifsend. Wie schön, wie rein war die Welt, die es pries! Wie sank der kleinliche Menschenstolz in den Staub! Das ganze Gebäude peinlich ausgeklügelter Verhältnisse,

welches die Menschheit sich wie ein Joch auf den Nacken geladen, zerfiel in Trümmer bei dem gewaltigen Gesange des erhabenen Greises, und nur der Mensch in jener majestätischen Einfalt, in welcher er aus der Hand des Schöpfers hervorging, stand mit erhobenem Haupte inmitten der lächelnden Natur, und am Himmel strahlte wie ein Stern die Liebe, welche an ihrer Stirn das Siegel ihres göttlichen Ursprungs trug ...

Vor Amils begeistertem Blicke schwand die Wirklichkeit wie ein vom Winde verjagter Dunst. Er fühlte sich als ein andres Wesen in einer andern Welt. In die Nacht der Vergessenheit sank das seinem Freunde gegebene Versprechen mit allem, was ihn schwerfällig zur Erde herabzog. Enger und enger zog er das geliebte Mädchen an sich, seine Lippen näherten sich den ihrigen, und in einem glühenden Kusse verschmolzen beider Seelen zu einem unauflöslichen Bunde für die Ewigkeit ...

Und das Lied des Greises fand kein Ende und berauschte sie immer mehr und mehr; seine Hände ruheten segnend auf den Häuptern der Liebenden, und ein dreifacher Regenbogen strahlte jetzt durch die Gipfel des Forstes, als ob der Himmel ihre Verlobung feiern wollte. Ein kleines Vöglein kam dahergeflogen, setzte sich auf einen Zweig, und wetteifernd mischte sich sein Gesang mit dem des Greises. Dann ergoſs das Vöglein alle seine Sehnsucht in einen einzigen Ton der Freude und flog in die blaue Luft hinauf, immer höher und höher erhob es sich, und schwächer und schwä-

cher tönte seine Silberstimme, bis sie verklungen und der kleine Sänger in den bunten Strahlen der Regenbogen verschwunden war, wohin ihm das Auge der Liebenden folgte.

Grabesstille entstand, nicht ein Blättchen bewegte sich, die segnenden Hände des Greises sanken herab, sein Lächeln erlosch, sein Auge war glanzlos, gläsern und gespensterhaft; Amils und Jolantes Liebe segnend, war er bei dem Gesange des Vögleins, bei dem Glanze des dreifachen Regenbogens verschieden ...

„Jolante," sagte Amil, „Gott hat uns in dem letzten Atemzuge dieses Gerechten verbunden. Wir kehren in den Kampf des Lebens zurück. Was auch geschehen mag, niemand soll Dein Bild aus meinem Herzen reifsen, in welches Gott selbst es gelegt hat."

„Auf ewig bin ich Dein!" antwortete schlicht das Mädchen.

Sie küfste den Greis auf die kalte Stirne, darauf pflückte sie Blumen, und überschüttete damit den Toten, zerbrach ihr kostbares Diadem und streuete die glänzenden Steine rings um ihn in das Gras. Das war das Begräbnis Cernunnos'.

Mittlerweile ertönten die Jagdhörner und der Schall näherte sich der alten Eiche. Jolante fuhr auf. „Komm," sagte sie, „gehen wir ihnen entgegen, damit sie die heilige Stille dieses Ortes nicht stören. Den Toten überlassen wir den Winden und der Sonne; sein Grab sei der unendliche Raum. Lebe wohl, Cernunnos, schlummre süfs im Rauschen des Waldes."

Sie eilten beide nach der Stelle, wo sie ihre Pferde zurückgelassen hatten, und bald

trafen sie mit den Jägern zusammen, an deren Spitze Florestan ritt. Er hob den abgeschlagenen Kopf des Auerochsen empor, dunkles Blut tropfte daraus auf sein Roſs herab, und die durch den Tod nicht gebändigten Augen des Ungetüms leuchteten wild und unheimlich.

„Gott hat mir den Sieg vergönnt!“ rief stolz Florestan, als er Amil und Jolante erblickte. „Während Ihr Euch vor dem Regen verborgen hieltet, Ritter, habe ich den Kampf unternommen, und es erübrigt für Euch nichts, als Zeuge zu sein, wie mich der König belohnen wird.“

Amil nickte schweigend, und sein glückseliger Blick suchte das Antlitz Jolantes. Ein Blitz des Hasses durchzuckte das Herz Florestans; er ward totenblaſs, und die blutige Trophäe in seiner Hand sank auf den Hals des Pferdes. Er hörte den Jubel der Jagdgesellschaft nicht mehr; sein Herz war ihm schwer wie ein Stein, das Blut sauste ihm in den Ohren und vor seinen Augen tanzten Funken. „Heute noch wird dieses Mädchen mein!“ knirschte er durch die Zähne und stieſs dem Pferde die Sporen in die Weichen. Als er und sein Gefolge den Fluſs wieder überschritten hatten und in der Ferne den goldenen Helm durch das Geäste der dunkeln Fichten glänzen sahen, stieſsen alle freudig in ihre Jagdhörner, und wenige Augenblicke darauf erreichten sie die Zelte aus flandrischen Teppichen.

Freudig schrie die Königin bei dem Anblick ihrer Tochter auf. Sie hatte Ritter und Pagen nach ihr ausgesandt, um sie zu suchen.

und bedeckte sie nun mit Küſsen, während sie ihr wegen der ausgestandenen Besorgnis sanfte Vorwürfe machte.

„Deine Hände sind heiſs wie im Fieber!" rief die Königin besorgt und legte in die hohle Hand ihrer Tochter einen Apfel aus durchsichtigem Krystall, wie man ihn Kranken zur Kühlung der Hände zu reichen pflegte. Jolante lieſs den Apfel in das Gras fallen und drückte ihr mit süſsen Tränen betauetes Antlitz an die Brust der Mutter.

„Was ist dir, mein Kind?" frug die Königin betroffen. „Wohl merke ich, daſs diese Aufregung eine andere Ursache hat, als eine augenblickliche Erkrankung."

„Ach, ich bin so glücklich," entgegnete Jolante und küſste die weiſse Hand der Königin.

Diese nahm den Kopf der holden Tochter zwischen ihre beiden Hände und schauete ihr lächelnd in die Augen. Sie ahnte, was in der Seele des schönen Kindes vorgehe, und ihre Blicke richteten sich durch das offene Zelt auf die Wiese nach den glänzenden Rittern und suchten dort denjenigen, dem die wonnigen Tränen wohl gelten mochten.

In eben diesem Augenblicke setzte der König den goldenen Helm auf das stolze Haupt Florestans. Nicht enden wollender Jubel wiederhallte auf der Wiese. Florestan schwang das Schwert über seinem Haupte und schüttelte mit der anderen Hand den blutigen Kopf des Auerochsen gegen den Wald zu. Sein Gesicht strahlte siegesfreudig und sein Helm funkelte in der Sonne.

„Diesen also hat ihr Herz erwählt," flüsterte die Königin vor sich hin, irregeführt durch Jolantes Blick, welcher zufällig Florestans Antlitz streifte. Sie umarmte ihre Tochter und trat mit ihr auf die Wiese hinaus unter die Jäger.

Dort breitete man die erlegten Hirsche aus, wies den Damen ihren Anteil an und legte eben dem Könige den Kopf jenes Tieres vor, welches er selbst mit seinem Speere durchbohrt hatte. Alle bewunderten das mächtige Geweih und die Stärke des Schädels. Darauf erhielten die Hunde ihren Anteil und endlich ergofs sich der Schall der den Rückzug nach der Burg verkündenden Hörner durch die durch den Sturm abgekühlte Luft. Florestan ritt an der Seite des Königs, und vor ihnen her trug man den Kopf des Auerochsen.

Die Königin hatte mit Jolante in ihrem Wagen Platz genommen und bewunderte heimlich die Heldengestalt Florestans, und ihre Tochter an sich schmiegend, flüsterte sie ihr lächelnd zu: „Du hast klug gewählt, mein Kind!"

Jolante glich der Morgenröte und sann in der Tiefe ihrer unschuldigen Seele nach. „Wie mag nur die Mutter meine Liebe zu Amil erraten haben? Vielleicht offenbarte ihr das ein Engel."

Ihren träumerischen Blick nach der weiten Wolkenwand richtend, welche von dem Golde der sinkenden Sonne durchwebt war, faltete sie die Hände und konnte vor Wonne kein Wort sprechen...

Als die Sonne gänzlich versunken war und der Abend sich still auf die Fluren herabsenkte, füllte sich der groſse Saal auf der Burg Ardhuin mit Gästen. Auf dem Hofe brannten groſse Scheiterhaufen, über denen die Köche ganze Hirschkühe brieten, und der Schein dieser gewaltigen Feuer fiel durch die geöffneten Fenster in den Saal, welcher mittelst Eichenzweigen und Reisig in einen duftenden Hain verwandelt war. Eine heitere Musik erhöhete die Freuden der Tafel. Die Damen, welche die Jagdtracht mit buntseidenen Gewändern vertauscht hatten und im Glanze der Edelsteine strahlten, hörten mit Begeisterung den verschiedenen Jagdabenteurn zu, womit die Ritter sie unterhielten. Einzig Jolante beteiligte sich nicht an dem Festmahle. Sie war ermüdet und bat, in ihrem Gemache bleiben zu dürfen. Ohne ihre Gegenwart erschien Amil der mit Menschen angefüllte Saal wie eine öde Wüste. Er nahm weder an den Gesprächen noch an dem fröhlichen Gelächter teil. Nachdenklich sah er durch das offene Fenster, wie hinter den Gebirgen der verblaſste Tag erstarb, wie über die Wälder die Dunkelheit herabsank und sich in Finsternis verwandelte, wie auf dem grauen Himmel der groſse blaſse, träumerische Mond über den schwarzen Wällen der Wälder auftauchte und ruhig und majestätisch durch den unbegrenzten Raum dahin schwebte.

Bei dem Anblick dieses schönen Naturbildes erzitterte in Amils Seele etwas wie ein trauriger Ton, und ohne eine bestimmte Veranlassung bemächtigte sich seiner eine seltsame Bangigkeit. Gewaltsam riſs er sich von seinen

Gedanken los und wandte seine Blicke wieder dem Saale zu.

Einer der Minstrels sang eben von dem Könige Arthus, wie er in Kardigan glänzende Feste feierte und diese damit krönte, dafs er die Jagd auf weifse Hirsche einführte. Er sang, wie derjenige, der einen weifsen Hirsch erlegt hatte, als Belohnung das Recht erhielt, sich aus den Schönheiten der Hofes diejenige zu erwählen, die ihm als die begehrenswerteste erschien, um sie zu küssen. Er sang ferner von den Streitigkeiten, die hieraus entstanden, von den Tränen, die deshalb flossen, und von dem Blute, das durch die Eifersüchtigen vergossen ward ...

In dem Augenblicke, als allgemeiner Beifall den Sänger lohnte, bemerkte Amil, wie Florestan sich erhob und sich dem Könige näherte. Siegeszuversicht strahlte aus seinen Augen, und nachdem er mit dem Könige einige Worte gesprochen hatte, umarmte ihn derselbe und führte ihn in eine Fensternische, wo er eifrig mit ihm weitersprach. Amil wufste nicht weshalb, aber seines Herzens bemächtigte sich eine grofse Bitterkeit. Seine Augen mit der Hand bedeckend, um nichts mehr zu sehen, wandte er seine Aufmerksamkeit den Gesängen zu, welche von neuem erklangen. Diesmal handelte sich's um das Lob des edeln Waidwerks. Der eine pries die Falken und die Vogeljagd, der andere feierte die Hunde, indem er von einem treuen Hunde sang, der den Mörder seines Herrn verraten und seine Schuld in einem denkwürdigen Zweikampfe vor der Notre-Damekirche in Paris in Gegenwart des

Königs von Frankreich bewiesen hatte, ein dritter nahm sich der Hirschjagd, ein vierter des Ebers an, und jeder der Sänger fand seine Zuhörer, die ihm Beifall spendeten. Amil horchte, aber er wufste nicht, was er hörte. Langsam wandte er den Blick wieder nach der Fensternische. Der König und Florestan waren nicht mehr dort. In diesem Augenblicke schmetterte eine Fanfare durch den Saal. Während der lautlosen Stille, die hierauf eintrat, blickten Aller Augen nach dem Throne, welcher zwischen zwei prächtig gemalten Fenstern stand. Dort sah man den König und die Königin; neben dem Throne lehnte sich Florestan an einen Pfeiler und schauete stolz um sich; seine Finger zupften unruhig an der goldenen Kette, die ihm um den Hals hing. Das Zucken der schön gewölbten Augenbrauen und der geschlossenen Lippen verriet Ungeduld. Der König warf ihm noch einen liebevollen Blick zu und sprach dann mit erhobener Stimme:

„Ihr holden Damen, deren Schönheit und Jugend meinen Hof ziert, dafs sein Glanz wie die Sonne durch die gesamte Christenheit leuchtet, und Ihr, meine Ritter, deren Tapferkeit das Lilienbanner Frankreichs auf die höchste Zinne des Ruhmes erhoben hat — o, höret, welche Freude mein Herz erfüllt! Der Himmel gab mir eine einzige Tochter, schön wie eine Rose in einem Zaubergarten des Orients, demütig wie ein weifses Lamm, das im stillen Tale weidet. Sie glücklich zusehen, war der innigste Wunsch meines Herzens, das heifseste Gebet, welches Tag für Tag zu den

goldenen Sternen hinauf strebte, wo in seiner Herrlichkeit der König der Könige thront. Und siehe da, jetzt hat Gott die beständige Bitte meiner Lippen erhört. Aus Brabant, das durch Ruhmestaten wie durch Reichtum ausgezeichnet ist, aus Brabant, wo die Ritterschaft in höchster Blüte steht, aus Brabant kommt zu uns ein schöner Bräutigam, der Graf Florestan, dessen Namen die gesamte Christenheit preist. Sehet, ich drücke denjenigen an mein Herz, den sich meine Tochter erkoren hat, und küsse die Lippen, welche reine Worte der Liebe, gleich dem lieblichen Wehen des Frühlings, in die Seele meines Kindes hauchten."

Der König umarmte den glücklichen Grafen und dieser kniete zu den Füssen der Königin nieder, welche ihn segnete und Tränen der Rührung vergoss.

Ein endloser Jubel erfüllte den Saal. Amil war es zu Mute, als öffne sich vor ihm ein weites schwarzes Grab, das ihn und seine Hoffnungen verschlang. Jetzt klangen die von schäumendem Weine überfliessenden goldenen Becher zusammen — in Amils Ohren tönten sie wie Sterbeglocken. Das Licht ward für ihn zur Finsternis; er tappte durch den strahlenden Saal wie ein Blinder und wankte durch die Gänge. Wie ein Mondsüchtiger irrte er durch die von Jubel erfüllte Burg und suchte jenen vereinsamten Turm, wo seine Kammer lag. Die verbleichenden Gestalten auf den Tapeten schaueten ihn gespenstisch wie die Schatten der Toten an; das Licht, das matt in einem Lampenbecken brannte, flammte bläulich in

das Dunkel wie ein Irrwisch, der in finstrer Herbstnacht seinen Tanz auf dem Grabe eines Selbstmörders aufführt, und das Ebenholzbett, welches mit einem Bärenfelle bedeckt war, erschien ihm wie ein schwarzer Sarg.

Er sank auf das Bett hin und lag lange, lange wie tot da, jedes Gedankens unfähig. Als er aber die Augen wieder öffnete und die Sterne durch das Fenster ihr träumerisches Licht zu ihm entsandten, wurde ihm plötzlich leicht und wohl ums Herz! Wufste er ja doch, dafs Jolante ihn liebte; er fürchtete nichts mehr; das Blut strömte mit frischer Kraft durch seinen Körper, und er fühlte sich wie ein Sieger im Kampfe mit dem Schicksale. Er beugte sich aus dem Fenster heraus in die feierliche sternenhelle Nacht, und ein Liebeslied flofs wie ein Seufzer aus seiner von Sehnsucht geschwellten Seele.

Niemand hatte das Verschwinden Amils beachtet, selbst Florestan hatte seines Nebenbuhlers nicht gedacht, und noch lange erklang der Saal von Musik und rauschender Freude. Als die Wachskerzen tief in die goldenen Leuchter herabgebrannt waren und das Gelage sich seinem Ende näherte, stand die Königin in aller Stille auf, winkte ihrem Pagen und entfernte sich unbemerkt. Sie entliefs den Pagen, nahm ihm das aus Alabaster verfertigte und mit einem Emailreif verzierte Lampenbecken aus der Hand und eilte allein zu der Tür, auf welcher die gemalte Rose prangte. Schnellen Schritts mafs sie das Gemach und blieb vor Jolantes Bett stehen. Es war leer. Die Königin

begab sich in den duftenden Garten, wo die Engel auf den azurnen Wänden im Mondenlichte lächelten.

Amils Lied hatte Jolante aus dem Traume erweckt. Sie begab sich in den Garten, wo die Fontäne mit ihrem krystallklaren Wasser sie zu einem Bade lockte. Dort safs sie nun, ihre weifsen Glieder in das bewegliche Silber tauchend, und warf ganze Hände voll Wasser dem Monde zu, welcher es in Diamanten und Perlen verwandelte, und diese fielen auf ihr von seligen Träumen erfülltes Haupt zurück. So sehr waren ihre Gedanken mit Amil beschäftigt, dafs sie die Ankunft der Mutter gar nicht bemerkte, und als die flackernde Flamme des Lampenbeckens sich auf der Fläche des Wassers wiederspiegelte, griff sie danach wie nach einem Irrlicht oder wie nach einem Schmetterlinge mit feurigen Flügeln.

Die Königin stellte die Leuchte auf die Marmoreinfassung des Springbrunnens, und indem sie sich zu ihrem Kinde herabneigte, umfafste sie dessen Schwanenhals und küfste die reine Stirne.

„Gott hat Deinen Wunsch erhört," flüsterte sie, ihre Hand auf Jolantes Rosenlippen legend, von welchen ein leiser Schrei der Überraschung ertönte, „Du bist glücklich, meine Tochter, denn Du darfst ihn lieben. Dein Vater gab ihm sein königliches Wort, und ich segne Dich."

Da errötete Jolante vor Freude, stieg aus dem schimmernden Wasser und stand im Glanze des Mondes wie ein Wunder vollen-

deter Schönheit da. Sie kreuzte ihre Hände über dem schneeweifsen Busen, in welchem ihr das Herz hüpfte, wie ein Vöglein im engen Käfig, und erbebte wie eine junge Palme, wenn sie der erste Strahl der Sonne berührt.

„Gute Nacht, mein Kind," scherzte die Königin, „gute Nacht, Du junge Braut! Im Geiste höre ich ganz Brabant jubeln, wenn Florestan, dein schöner Bräutigam, Dich, meine weifse Lilie, nach Hause bringen wird."

Jolante erzitterte abermals, doch diesmal wie eine Traueresche, wenn der wütende Sturm sie erfafst, um ihr junges Leben zu brechen. Die Hände sanken ihr herab, und ihre Augen erweiterten sich wie vor Angst. Die Königin ergriff das silberne Lampenbecken und leuchtete ihr ins Gesicht. „Ist es denn möglich, dafs man auch vor Glück erblafst?" frug sie. „Oder fürchtest Du etwa, dafs sich das nicht verwirklicht, wonach dein Herz sich sehnt? Sei ruhig, Kind! öffentlich gab Dein Vater das Versprechen, dafs Du das Weib Florestans wirst, und ein Königswort darf nicht gebrochen werden."
Die Königin entfernte sich.

Jolante wufste nicht, was mit ihr vorging. War sie vielleicht im Bade eingeschlummert und schreckte sie nur ein böser Traum? War ihre Mutter wirklich hier gewesen und hatte sie brennendes Feuer ihr lächelnd in die Brust getropft? War Florestan ihr Bräutigam? O, Grauen, Entsetzen! Angsterfüllt schrie sie auf. — Und dann lachte sie. Es war ja unmöglich! Hatte doch erst heute morgen im Walde jener ehrwürdige Mann sie gesegnet,

als der Kufs sie mit Amil auf ewig verband. Der Gatte, den sie sich erwählt hatte, war Amil; Florestan aber war ein grausamer Feind, der ihr drohete. Die Mutter befahl ihr, diesem Manne zu folgen, und der Vater winkte mit dem goldenen Scepter, dafs sie diesem Manne die Hand reichen solle. Sie schrie von neuem auf und verhüllte ihr Gesicht mit dem langen Mantel ihres Goldhaars. Da erklang durch die laue Nacht Amils Stimme wieder, und die Worte seines Liedes fielen wie Tau in Jolantes betrübte Seele. „Du Stern," sang Amil, „ich weifs, weshalb Du in unerreichbarer Höhe schimmerst; Gott liebt Dich so sehr, dafs er Dich zu sich erhoben hat, damit Deine Schönheit nahe seinem Throne leuchte und die Welten mit ihrem Glanze beglücke. Ich möchte hinter Dir herfliegen und, wenn auch nur einen kurzen Augenblick, mich in Deiner Schönheit sonnen, möchte ich auch dann auf die Erde herabfallen und zu Staub zerschmettert werden."

Jolante lächelte, allen Kummer vergessend; träumerisch wie einer jener Sterne, die in der Himmelsbläue flammten, schritt sie durch den Garten, pflückte Blumen und schmückte damit ihr Haar, welches ihr lang herabwallte. Dann begab sie sich in ihr Gemach und hüllte ihren feuchten duftigen Leib in ein silberglänzendes Gewand, das wie der Reif auf den Bäumen glitzerte; um den Hals hing sie sich lange Perlenschnüre. So trat sie wieder in den schlummernden Garten zurück, reizender als die blaue Nacht mit all ihrem Sternen- und Mondeszauber. Eine kurze Weile verharrte sie an der Schwelle ihres Gemachs und schauete zum

Himmel empor, dann ging sie langsam den mit vergoldeten Kieseln bestreueten Weg in der Richtung, von wo Amils sehnsuchtsvolle Stimme ertönt war, brach junge Zweige und halb aufgeblühte Rosen ab und streute sie auf die Erde.

„So wandelt die Liebe durch das Leben." schwärmte Jolante, „und verteilt mit voller Hand Geschenke. O, Amil, Du wärest der mächtigsten Kaiserin der Welt würdig, und ich bin nur ein armes Kind; aber nimm mich, wie ich bin, mein Ritter."

Jetzt ging sie über die mit Sommerblumen bedeckte Wiese, und ihr silberglänzendes Gewand streifte den Tau von den Gräsern und liefs hinter ihr eine breite Spur zurück... Sie befand sich bei der azurblauen Wand, und wo diese sich mit dem Felsen verband, erblickte Jolante einen schmalen Pfad, welcher in das hinter dem Garten wachsende Gesträuch führte. Diesen Pfad hatte Cernunnos gebahnt, als er den schönen Ort für den Geist seiner toten Schwester herrichtete. Schmale, in den Felsen gemeiselte Stufen führten zu einer kleinen Türe in dem Turme, wo Amil sang. Diesen engen Weg wandelte jetzt das Mädchen; die Rosensträucher fingen sich an den Perlenschnüren und zerrissen sie; die Perlen fielen, eine nach der andern, wie schwere Regentropfen auf die Erde und auf die Stufen, welche hinter der Türe im Innern des Turmes emporführten.

Jolante erreichte einen dunkeln langen Korridor, an dessen Ende ein mattes Licht brannte. Ein tiefer Seufzer drang bis zu ihr.

Zwei grofse Tränen glänzten in ihren Augen; der wonnige Traum ihrer Liebe war verflogen. Ein unaussprechliches Weh schnürte ihr das Herz zusammen und ein glühender Hafs gegen Florestan erfüllte sie vom Scheitel bis zur Sohle. Sie wünschte sich Waffen, um sie gegen den zu schwingen, der zwischen sie und Amil getreten war; sie fühlte nicht mehr die Schüchternheit des Mädchens, nicht die Glut der Schamröte, die ihr Antlitz bedeckte; sie lief wie ein Reh, welches der Jäger verfolgt, und in einem Augenblicke stand sie auf der Schwelle von Amils Gemach. Ihre Arme ausbreitend, rief sie: „Mein Amil, man will uns trennen! Wölbte sich denn nicht der Regenbogen über dem Walde? Waren die Worte des gottbegeisterten Greises nur Dunst? Und ein Gebet, das die Himmelskönigin erhört, vermag nichts gegen Menschenwillen?"

Bei Jolantes Erscheinung wäre Amil vor Überraschung beinahe zu Stein geworden. Jetzt aber sprang er auf und kniete vor ihr nieder. Er küfste den taufeuchten Saum ihres schimmernden Gewandes. Sie aber legte ihren schneeigen Arm um seinen Nacken, und mit einer Stimme, wie wenn ein Täubchen in der Dämmerung girrt, flüsterte sie: „Ich liebe Dich! Dich liebe ich!" Dann richtete sie sich in ihrer vollen Höhe auf und ihre Wangen glüheten vor Begeisterung. „Die ganze Welt soll es wissen, dafs ich Dich erwählt habe. Ich bin frei wie der Wind des Himmels und verberge dasjenige nicht, was mich mit Stolz erfüllt."

„Nun, so komme denn, Du mir vom Himmel geschenkte Wonne!" rief Amil mit

gleicher Begeisterung und ergriff sein grofses Schwert. „So komme, ich entführe Dich, so wie ich davon träumte, ehe Du wie ein strahlender Engel in diese Kammer tratest. Mögen tausend Waffen auf meine Brust zielen, ich werde siegen! Mein ganzes Wesen ist von Gott erfüllt, und er befiehlt mir, um Dich zu kämpfen. Und wäre ich eine feige Memme und schwach wie ein Weib, ein Strahl aus Deinem Auge würde mich in einen Löwen verwandeln!"

Er zog Jolante sanft mit sich. Sie aber rifs sich los; ihre Wange war totenbleich, und mit beiden Händen umklammerte sie den Griff seines Schwertes.

„Stehe still!" rief sie. „Ich Unglückliche, was habe ich getan! Wehe! er wird Dich töten; sei gnädig, stehe! Auch ich sterbe!"

Ihre Finger zerrten krampfhaft an ihrem Gewande, sodafs sich ihr reizender Hals entblöfste; ihre Augen schlossen sich und sie sank auf das Lager, wie eine Feldlilie, welche von der Sense des Schnitters erfafst wurde. Amil fiel neben ihr in die Knie und von Leid übermannt, von ihrer Schönheit berauscht, neigte er seinen Kopf zu ihrem weifsen Nacken und drückte einen einzigen, langen, leidenschaftlichen Kufs darauf. In diesem Augenblicke stöhnte es in dem dunkeln Gange und heulte so unheimlich wild auf, dafs Amil aus seiner Schwärmerei und Jolante aus ihrer Ohnmacht erwachte. Beide stierten in die Finsternis, aus welcher das fahle Gesicht des stolzen Florestan auftauchte. Amil ergriff rasch sein Schwert und dumpf wie ein Gewitter stürzte er dem Späher

entgegen. Aber noch ehe er die Schwelle erreicht hatte, fiel die schwere Türe krachend zu; der Schlüssel kreischte in dem verrosteten Schlosse und draufsen verhallten die Schritte des sich schnell entfernenden Grafen.

Gespenstische Stille trat ein.

„Was hat er vor?“ frug endlich Jolante mit zitternder Stimme. Als Antwort auf diese Frage ertönte plötzlich der Klang einer grofsen Glocke, und nach kurzer Weile vernahm man durch die ganze aufgeschreckte Burg das Flattern zahlloser Flügel und hunderte von Vogelstimmen riefen: „Cernunnos ruft.“

Amil erbebte. Blitzschnell rifs er einen nahe der Türe hängenden Mantel herab, zerschnitt ihn in lange Streifen, knüpfte diese aneinander und befestigte diesen sonderbaren Strick über Jolantes Hüften.

„Rette Deine Ehre, meine weifse Lilie!“ bat er mit gefalteten Händen, und folgsam wie ein Kind liefs sich das Mädchen zum Fenster führen. Dort liefs er sie herab und ohne Unfall gelangte sie auf den Felsen unter dem Turme. Sie winkte mit der Hand hinauf und verschwand.

Amil setzte sich wieder auf das Lager, legte sein entblöfstes Schwert auf die Knie und erwartete so sein Schicksal.

Cernunnos Sturmgeläut tönte unaufhörlich durch die Nacht und wie bei einem Brande riefen von allen Seiten ängstliche Stimmen durcheinander. Endlich wurde die Türe seines Gemachs geöffnet, und in dem Gange schimmerten Waffen durch die Finsternis.

„Cernunnos ruft und der König wartet!" meldete eine heisere Stimme, die wie das Krächzen eines Raben klang.

Amil erblickte den Zwerg, der ihm mit der welken Hand winkte. Ohne Zögern stand er auf und folgte ihm.

Über hundert Fackeln brannten auf dem Burghofe. Rings um die alte rauschende Linde standen im Kreise die Ritter und Frauen mit verwunderten und erschreckten Gesichtern. Auf dem steinernen Throne safs der König; von seinen Schultern herab wallte ein Mantel von bewundernswürdigem Gespinste; in den goldenen Stoff waren überaus künstlich Pflanzen und Tiere aller Gattungen mit bunter Seide eingestickt, der Saum war hellblau wie der Himmel, und Sterne und Mond glänzten darauf. Die Schliefse des Mantels bildeten zwei Schlangenköpfe, aus dem Steine Albazahar geschnitten, welcher vor den Giften schützt; auf dem Kopfe trug der König eine Krone aus poliertem Stahl, mit Silber und Chrysolithen geziert, welche dem Herzen Mut und dem Kopfe Scharfsinn verleihen.

Als Amil in den Kreis der Ritter und Damen getreten war, hörte Florestan auf, an dem Glockenstrange zu ziehen, und bei der eingetretenen Stille begann er also zu sprechen: „Mein glorreicher König! Du wunderst Dich, weshalb ich die Schläfer dieser Burg von ihren Lagern aufscheuche, weshalb ich Dich auf den Richterstuhl rufe. Nun, so wisse denn, dafs Verrat unter Deinem Dache wachte, während Du auf Deinem Lager der Ruhe pflegtest, dafs

Deine Ehre gemordet wurde, während Du schliefst. Du glaubst mir nicht? Dein Blick sucht im Kreise den Verräter? Nun siehe, hier steht er!"

„Du irrst Dich," antwortete ruhig der König.

„Ich irre mich? Sahen meine Augen nicht deutlich, so wie ich Dich, o König, sehe, und wie Gott uns hier sieht? Ein Mädchen von erstaunlicher Schönheit ruhete auf dem Lager dieses Mannes, und seine wollüstigen Lippen küfsten ihren schimmernden Nacken, und dieses Mädchen — ach, übergrofses Weh! — war Jolante, Deine Tochter!"

Der König umklammerte mit beiden Händen den steinernen Thron; sein Haupt sank rückwärts gegen den Stamm der rauschenden Linde, und an dem goldenen Gewand sah man deutlich, dafs sein Körper darunter heftig zitterte.

„Bei dem lebendigen Gotte!" rief er, „ich lasse Dir Deinen Kopf zu Füfsen legen, Verwegener, wenn aus Dir der Wein oder Wahnsinn spricht."

„Weder Wein noch Wahnsinn, wohl aber die Wahrheit spricht aus mir," entgegnete Florestan. „Ermüdet ruhete ich auf meinem Lager, als zu mir der Zwerg eintrat und bei seinem Seelenheile schwur, dafs er diejenige, die Du, o König, mir verlobtest, in die Kammer dieses Mannes treten sah. Ich konnte es nicht glauben und irrte längs der Mauer, die Jolantes Garten umschliefst. Aufgeregt durch die vernommene Kunde, schwang ich mich hinauf

*

und sah in den Garten hinab. Er war leer, Stille herrschte, nur der Springquell weinte dort im Schatten der Bäume über die Schande des Mädchens, welches unzweifelhaft durch Zaubereien betört sein mufste. Das Herz erstarb mir in der Brust, als ich durch das geöffnete Fenster Jolantes Gemach leer sah, und jetzt schon an mein volles Unglück glaubend, sprang ich in den Garten hinab. Auf der blumigen Wiese sah ich die breite Spur ihrer Schleppe, welche den glänzenden Tau von den Gräsern gestreift hatte, und die Perlen auf dem felsigen Pfade und auf den Treppen des Turmes verrieten mir den Weg, den das Mädchen genommen hatte. Waffenlos stand ich an der Schwelle des Gemachs, als er sie küfste. Da verschlofs ich die Türe ... Wie das Mädchen verschwand, ist mir ein Rätsel."

Als Florestan zu sprechen aufgehört hatte, schallte es wie ein Sturm durch den Hof. Der König aber winkte mit der Hand, und tiefe Stille trat ein.

„Sprich, Amil!" sagte der König dumpf.

Dem Ritter war es, als riefe ihn ein Engel Gottes aus dem Grabe zum letzten Gericht. In seiner Brust weinte und stürmte es. Er wollte dem Könige zu Füfsen sinken; er wollte alles bekennen; er wollte ihm sagen, wie sehr er und Jolante einander lieben; er wollte erzählen, wie sich alles zugetragen habe, — aber wie sollte er das vor diesen Zeugen tun? Und würde er wohl Glauben finden? Was sollte er beginnen? Wie sollte er Jolantes Ehre retten, wo alles gegen sie zeugte?

Aller Augen hefteten sich auf sein blasses Angesicht, und er fand nicht ein einziges Wort.

In diesem Augenblicke teilte sich die Menge der Anwesenden und die Königin erschien neben dem Throne. Ihre hohe Gestalt war majestätisch aufgerichtet, ihre Augen schossen Blitze des Unwillens. Hinter ihr schritt der alte Abt Hyvarnion; in seinen schwachen Armen trug er etwas, das wie Mondeslicht erglänzte, wie der Reif auf den Bäumen am blassen Morgen, — es war Jolante in ihrem silberdurchwebten Gewand. Ihr ersterbender Blick suchte Amil, und ihre Hände waren wie zum Gebet gefaltet.

Die Königin erfaſste den Mantel ihres Gemahls.

„Das Blut stürmt mir durch die Adern," rief sie, bleich vor Aufregung, „Lüge und Verleumdung ist jedes Wort dieses Wahnwitzigen! Hier liegt unser Kind. Sehet es alle an! Wer wagt eine Schuld an ihm zu suchen?"

Sie erfaſste das Mädchen und zog es aus den Armen des Abtes in den von den Fackeln beleuchteten Kreis. So schön war Jolante in dem Scheine des rötlichen Lichtes wie ein Engel, der die goldene Himmelspforte öffnet, aus welcher die Morgenröte vor der Sonne hervorströmt, und ihr Schmerz war so ergreifend, daſs in Aller Augen Tränen erglänzten.

Der König verhüllte mit dem Mantel sein Gesicht. Dann wandte er sich wieder gegen Amil und rief mit starker Stimme: „Sprich!"

Da fiel alle Last von Amils Herzen und er warf nur noch einen einzigen Blick auf das sinkende Mädchen. Was war ihm das Heil

seiner Seele im Vergleich mit ihrem stummen Schmerz? Vor den König hintretend, erfaſste er eine Falte des Mantels und erhob die Rechte feierlich gegen den Himmel.

„Wenn dieses Mädchen die Schwelle meiner Kammer überschritten hat; wenn sie auf meinem Lager ruhete; wenn meine Lippen ihren Nacken berührten, — dann will ich nicht selig werden! Alles, was Florestan gesprochen, ist Lüge und nichtswürdige Verleumdung. So schwöre ich bei dem ewigen Angesichte Gottes!“

Seine Stimme klang fest, und er zitterte nicht ein einziges Mal. Vor dem Blicke seiner Seele stand Jolante in himmlischer Schönheit, und ohne Bedenken brachte er ihr das Heil seiner Seele zum Opfer . . .

„Gott selbst wird diesen schweren Streit entscheiden,“ sagte aufseufzend der König. „Wenn zum sechsten Male die Sonne aus der Finsternis emporsteigt und über den Zinnen der Burg Ardhuin aufflammt, dann stellt Ihr beide Euch hier unter der Linde, und demjenigen, welcher die Wahrheit gesprochen hat, wird Gott den Sieg im Kampfe zusprechen.“

Nach diesen Worten erhob sich der König vom Throne, die Ritter und Damen verneigten sich tief, und der Abt streckte seine zitternden Hände zum Himmel und sprach ein leises Gebet. Feierliche Stille breitete sich über den Burghof und wie Schatten verschwanden Alle in der Finsternis und suchten mit gesenktem Haupte den Weg in ihre Gemächer.

„So lange Gott nicht die Schuld oder Unschuld des Mädchens entschieden haben wird,“ befahl der König, „soll das Turmgemach ihr

als Gefängnis dienen. Ich will sie nicht früher sehen, bis ihr Geschick entschieden sein wird."

Man trug das ohnmächtig gewordene Mädchen fort. Mit verhülltem Haupte folgte die Königin.

„Mein Herr!" bat Amil den sich eben entfernenden König, „geruhe dem Bittenden eine Gnade zu gewähren. Erlaube, dafs ich mich entferne und erst am Tage des Zweikampfs zurückkehre. Mein Ritterwort möge Dir Bürgschaft sein."

Zustimmend nickte der König, und Amil blieb allein. Er sank in der Finsternis auf den steinernen Thron und stützte seinen Kopf an die traurig rauschende Linde. Die furchtbare Last seiner schweren Versündigung an Gott und der Wahrheit fiel wie ein Granitblock auf seine erregte Brust.

„Mein Amis, mein Amis!" flüsterten seine Lippen, „ob Du sie wohl errettest? Ob Du wohl unser Heil sein wirst?" In seinem Herzen tönte es deutlich: „Ich werde!"

Amil raffte sich auf und raschen Schrittes eilte er nach dem Pferdestall, zog sein Rofs heraus und ritt zu dem Burgtore. Man liefs ihm die Brücke herab. Als das Pferd aus dem Tore herausschritt, bäumte es sich plötzlich erschreckt auf. Auf einem Steine safs eine seltsame Gestalt. Es war der Zwerg; er wiegte seinen schweren Kopf hin und her und krächzte unter heiserm Kichern: „Cernunnos hat gesprochen!"

Amil wandte sich ab und flog durch die Nacht den dunkeln Wäldern zu. Von allen

Himmelslichtern war nur noch ein einziger bleicher Stern zu erblicken. Auf diesen heftete Amil seinen traurigen Blick. „Du bist wie Amis,“ sagte er leise, „ohne Dich wäre die Finsternis zum Verzweifeln!“

VII.

Bifrost.

 wie endlos erschien Amil der alte Forst dessen Wipfel über seinem gesenkten Haupte in tiefen Tönen rauschten! Grabesdunkel herrschte darin und das gedehnte Wimmern der Föhren klang wie Klagelaute. Amils Herz erstarb vor Angst um das Schicksal Jolantes, und die grosse Sünde, deren er sich ihr zu liebe schuldig gemacht hatte, brannte in seinem Herzen wie Feuer. Dennoch bereuete er sie nicht. Jolante zu retten, war seine erste und heiligste Pflicht. „Mein Amis, mein Amis!“ seufzte er beständig in tiefem Schmerz, denn er wagte nicht mehr Gott anzurufen, gegen den er sich so schwer vergangen hatte. Er ritt ohne Rast, das Haupt so tief gesenkt, dafs es fast die Mähne des Pferdes streifte, und wenn er es einmal erhob, so tat er es nur, um nach der Sonne oder nach den Sternen zu sehen, welche ihm die Richtung wiesen.

Endlich schien sich der Wald zu lichten. Amil ritt am Rande eines mäſsigen Abhangs hin, von welchem sich ein weiter Ausblick in die blühenden Fluren darbot. Einzelne Bäume rauschten dort in der Sonne, die Schatten der Wolken flogen über das hohe Gras dahin, aus welchem groſse moosbewachsene Felsblöcke wie die Trümmer eines Riesenbaues hervorstarrten, und ein harziger Wohlgeruch erfüllte die Luft. Die lautlose Stille dieses Orts wurde plötzlich durch einen tiefen Seufzer unterbrochen. Überrascht wandte sich Amil der Stelle zu, von wo dieser Ton kam. Ein Freudenschrei entrang sich seiner Brust. Unter einer mächtigen Buche, auf der eine vergoldete Platte mit dem Bilde des heiligen Klemens im bischöflichen Ornat hing, lag ein Mann, der eben aus einem Schlummer erwacht zu sein schien, und dieser Mann war sein teurer Freund, sein treuer Gefährte!

„Amis! Amis!" rief Amil, vom Pferde springend, und schon lagen sich beide in den Armen. Amil schluchzte auf, als sein Freund ihm die Wangen mit Küssen bedeckte und ihm dankte, daſs er zu ihm gekommen sei.

„O, laſs mich, weiche vor mir zurück!" rief Amil verzweiflungsvoll, „ich bin Deiner Freundschaft nicht würdig. Ich verdiene nicht, daſs über mir die Sonne lächelt, nur zu jammern geziemt mir, und mit Asche und Staub meinen Kopf zu bedecken."

Auf einen Felsblock unweit des Baumes hinsinkend, drückte er sein Gesicht in das feuchte Moos, und sein Stöhnen mischte sich

mit dem Rauschen der Bäume, das dem Murmeln fliefsender Wässer glich. Amil setzte sich neben den Freund, hob dessen Kopf in die Höhe und schauete ihm ernst und ruhig in die Augen. Auf die goldene Platte an der Buche hinweisend, sagte er: „Zum Andenken an jenen Schwur, welchen wir vor dem Altare des heiligen Klemens abgelegt haben, hing ich sein Bild auf diesen Baum, unter welchem ich von Jugend auf zu träumen pflege, zu dem es mich hinzieht, wie zu einem verwandten Wesen. Wie damals in dem Dämmerlichte des Gotteshauses, so schwöre ich Dir hier von neuem, dafs ich mein Leben, mein Blut und Alles, was dem Menschen lieb ist, für Dich, mein Teurer, hingebe. Also sprich, was ist geschehen?"

Amil zitterte wie ein Kind, und seinen Kopf an die Brust Amis' lehnend, sagte er ihm Alles, was geschehen war, und verbarg dann sein Gesicht in den hohlen Händen.

Lange safsen beide schweigend da, lange. Amis war blafs wie eine Leiche. Als er endlich zu sprechen begann, war seine Stimme so leise wie das Lüftchen, welches zu seinen Füfsen mit dem Grase spielte, aber fest, wie der Stamm der Buche, an der er lehnte. Seine Augen blickten träumerisch den Wolken nach, die eilig über die Flur dahinglitten.

„Ich segne unsre wunderbare Ähnlichkeit," begann er. „Ohne diese wäre Jolante verloren. Du wirst meine Kleidung anziehen. Unterhalb dieses Hügels weidet mein Pferd; es wird mich auf die Burg Ardhuin tragen. Du begibst

Dich an meiner Statt auf meine Burg. Niemand wird Dich dort erkennen. Lege schnell Deine Waffen und den Waffenrock ab. Die Zeit eilt." Er löste den Gürtel seines Jagdgewandes. Amil widerstrebte, doch schliefslich gehorchte er wie ein Kind.

„Aber der Fluch des Meineids wird dann auch auf Dich fallen," rief er schmezlich, als Amis zu Pferde stieg, und er hatte das Gefühl, als wolle ihm das Herz zerspringen. Der Himmel erschien ihm wie ein schwarzes Bahrtuch und die Sonne wie ein Blutflecken.

Amis drückte ihn noch einmal an die Brust und brach einen Zweig von der Buche, an welcher das Bild des heiligen Klemens hing, und ritt nach dem Walde.

„Jolante und Sieg!" rief er Amil zu, schwenkte den Zweig und verschwand im Walde.

Lange horchte Amil auf den schnellen Hufschlag des Pferdes. Dann führte er das treue Tier, welches ihn hierhergetragen hatte, nach einem murmelnden Bache, wo er ausruhete. Als die Dämmerung über die Flur hereinbrach, stieg er, eingehüllt in den Mantel seines Freundes, den Abhang hinab. Am Fufse desselben begegnete er einem Pagen.

„Lange schon suche ich Euch, Herr!" rief der Page, in der Meinung, Amis vor sich zu sehen. „War die Jagd glücklich? Und wo ist Euer Pferd?"

„Ich will ihm einige Tage die Freiheit auf den Wiesen und im Walde vergönnen," erwiderte Amil. „Leihe mir Deine Stute und führe sie. Hier ist mein Bogen."

Der Page sprang von der Stute, welche Amil bestieg, und faſste sie an der Mähne.

„Ihr seid blaſs und nachdenklich, Herr,“ begann der Page wieder.

„Eine böse Ahnung plagt mich,“ antwortete Amil, und schweigend zogen sie durch die Dämmerung zur Burg. Wie im Traume sah Amil die Bäume, welche melancholisch am Wege standen; wie durch einen Nebel sah er die Häuser des Städtchens, durch welches sie kamen; wie Geister und Schatten erschienen ihm die Menschen, die in den dunkelnden Gäſschen vor den Türen saſsen. Als die Lichter in den Fenstern der Burg in einer langen Reihe erstrahlten, war es ihm, wie wenn die feurigen Augen zahlreicher Dämone in die Tiefe seiner schuldbeladenen Seele glotzten.

Durch die Abendluft klang ein lang gezogener Trompetenton. Mit Rasseln senkte sich die Zugbrücke herab, und Amil ritt in die Burg seines Freundes ein.

In den Korridoren war es dunkel, trotz der brennenden Lampen, welche von den gewölbten Decken herabhingen. Der Page ergriff die bereit gehaltene Wachsfackel, leuchtete Amil und öffnete die schwere Eichentüre, welche mit Schnitzarbeit geziert war und von Gold glänzte.

Sie betraten die Schwelle eines groſsen prunkvollen Gemachs, dessen Wände mit Alabaster ausgelegt waren. Die bunt bemalten Fenster flammten wie Edelsteine in dem letzten Reste des ersterbenden Tages; über dem aus Marmor gemeiſselten Herde hing ein groſses,

aus Holz geschnitztes Bild, die „Verkündigung der Jungfrau Maria“ darstellend, die Hände der Mutter Gottes, sowie auch jene des Engels waren aus durchsichtigem Bernstein, die Vase mit den Lilien, die Krone der Jungfrau und die Fittiche des himmlischen Boten aus reinstem, weifsestem Silber.

In der gewölbten Fensternische safs auf einem vergoldeten Lehnstuhle ein Weib von erhabener Schönheit. Ihre hohe Gestalt war in ein Gewand von azurblauem Sammet gehüllt, mit Silberblumen geziert, welche bei der geringsten Bewegung zitterten und glänzten. Ihr goldenes Haar verbarg teilweise ein schneeweifser Schleier; ihre schlanken Finger, auf denen Diamanten wie Funken glitzerten, entlockten einer Laute traurige Töne, und dazu sang sie eine Art wilden Liedes in einer Amil fremden Sprache.

Amil erkannte Thorgerda.

Über ihr stand ein junges Mädchen und entnahm einem Kästchen, welches einem silbernen Käfige glich, einen sogenannten cyprischen Vogel, diesen süfsesten Wohlgeruch, der in Gestalt der befiederten Sänger aus den überseeischen Ländern kam. Das Mädchen trennte mit einem kleinen silbernen Messer den bunten Leib des nachgemachten Vogels auf, und der feine Staub fiel daraus auf die glühenden Kohlen, welche in goldenen Schüsseln aufgehäuft waren, die an dünnen Kettchen von einem schlanken Gestell herabhingen. Sogleich erhoben sich leichte, überaus süfs duftende Wölkchen, und durch diese schimmerte

das marmorweiſse Antlitz der schönen, stolzen Thorgerda nur um so wundersamer hindurch.

Durch eine unwillkürliche Gebärde verriet Amil seine Bewunderung. Als sie seiner ansichtig wurde, legte sie sofort die Laute zur Seite und bewillkommte ihn mit einer kühlen Neigung des Hauptes. Auf das Fenstergesims sich stützend, schauete sie eine Weile in den Burggraben hinab, wo Wasser durch die Dunkelheit schimmerte. Amil näherte sich ihr.

„Ihr kommt spät," sagte sie endlich und trat vom Fenster zurück.

Darauf gab sie dem an der Türe stehenden Seneschall des Schlosses ein Zeichen und lieſs sich unter dem purpurnen Baldachin nieder, unter dem sich der mit feinstem weiſsen Linnen und mit kostbarem Geräte bedeckte Tisch befand. Amil setzte sich in den Lehnstuhl zu Thorgerda, und sogleich begann eine heitere Musik. Die Musiker standen auf einem kleinen Balkon über einem zweiten, abseits stehenden Tische, wo Thorgerdas Frauen saſsen. Der Seneschall trat mit vier Pagen ein, die goldene Schüsseln trugen, und öffnete mit einem silbernen Schlüssel die Deckel der Gefäſse, welche in Gestalt von kleinen, reich mit Email verzierten Fäſschen auf Seidenbändern über dem Kredenztische hingen und wohlriechende Wässer, seltene Saucen und fein zubereitete Getränke enthielten.

Die Pagen wechselten die silbernen Teller und brachten die goldenen und krystallenen Becher, welche der Mundschenk aus einem goldenen Kruge mit Wein füllte.

Während des Speisens schlich sich ein weifser Windhund in den Saal und lief zu dem Lehnstuhle, wo Amis zu sitzen pflegte. Das schöne Tier suchte seinen Herrn. Zwar streichelte Amil seinen glänzenden Kopf, in welchem die Augen wie Edelsteine funkelten, aber der Hund liefs sich durch die wunderbare Änlichkeit nicht täuschen, wie die Menschen. Er nahm den Leckerbissen, den ihm Amil reichte, nicht, sondern zog sich, wie erschreckt, mit gesenktem Kopfe in einen dunkeln Winkel zurück. Dort streckte er sich auf dem künstlich mit gelben und dunkelroten Steinen ausgelegten Fufsboden nieder und blieb regungslos liegen. Seine Augen hefteten sich unverwandt auf Amil, und zuweilen heulte er traurig und leise auf.

„Was fehlt dem Tiere?" frug verwundert Thorgerda. Amil erbebte. Die Furcht, bei dem Weibe seines Freundes Verdacht zu erwecken, bemächtigte sich seiner plötzlich; er war bestürzt und suchte vergebens nach irgend einer gleichmütigen Antwort. Zum Glück war die Abendmahlzeit beendet. Der alte Kastellan trat in den Saal und frug seinen vermeintlichen Herrn, ob er, wie gewöhnlich, auch heute Schach mit ihm zu spielen wünsche.

„Gewifs!" rief Amil und eilte zum Schachbrett, welches in einer Fensternische stand.

Während er mit zitternder Hand die mit kleinen Perlen gezierten Figuren aus Aloeholz auf den Vierecken des krystallenen Schachbretts hin und herschob, flog sein Geist weit hinweg, seinem Freunde in die dunkeln Wälder nach,

wo dieser jetzt, bei Mondesschimer, wohl irren mochte, und schwere Seufzer entrangen sich seiner schmerzbewegten Brust.

„Wie wunderlich er doch heute ist!“ flüsterte Thorgerda nachdenklich für sich und setzte sich neben dem mit duftigen Gräsern und mannigfaltigen Blumen gefüllten Kamin. Man brachte ihr den Stickrahmen, und sie begann mit Goldfaden zu sticken. Zu ihren Füſsen saſs ein Mädchen, die dunkeläugige Blanche, welche sie sich zu ihrer Vertrauten erkoren hatte, und wickelte Seide zu einem Knäuel zusammen.

„Ihr seid nachdenklich und traurig, meine Herrin,“ sagte Blanche in dem leisen Flüstertone, in welchem sie immer mit Thorgerda sprach, wenn sie nicht allein waren. „Ihr denkt wohl an Eure Heimat, welche Euch Euer Lied wieder in Erinnerung gebracht hat?“

„Vielleicht,“ warf Thorgerda nachlässig hin.

„Ich könnte ohne Aufhören Eueren Erzählungen von diesem wunderbaren Lande lauschen,“ bemerkte Blanche, „es muſs märchenhaft sein. Aber da fällt mir gerade etwas Wunderliches ein, was ich Euch mitteilen wollte. Ich habe einen Gegenstand gefunden, der gewiſs Euch gehört, einen ganz seltsamen Gegenstand. Ihr habt zuweilen mit Zeichen der Aufregung von einem gewissen Gürtel gesprochen, den Ihr vermiſst — ich glaube, daſs er es ist.“

Thorgerda zuckte zusammen, der Goldfaden zerriſs ihr; sie erfaſste heftig beide Hände des Mädchens, Totenblässe bedeckte ihr Gesicht.

„Bifrost!“ entfuhr es leise ihren Lippen, indem sie einen dunklen Blick nach dem Schachbrette warf. „Wo ist er? Wo hast Du ihn gefunden? Wie sieht er aus?“

„Im Garten fand ich ihn,“ antwortete Blanche. „Ich grub das Fleckchen Erde um, welches Ihr mir als Beet für meine Rosen angewiesen habt. Wahrscheinlich hat der, welcher Euch den Gürtel genommen, ihn dort für einige Zeit verbergen wollen. Als ich das hölzerne Kästchen öffnete, worin er lag, schlug ich vor Überraschung die Hände zusammen, so schön ist dieser Gürtel. Er ist aus Löwenhaut, mit Gold bestickt und mit einer äusserst kostbaren Kamee verziert, welche eine weifse schwebende Gestalt auf rotem Felde vorstellt. Sagt, meine Herrin, ist das Euer Gürtel?“

„Ach, welche Täuschung!“ rief Thorgerda, die Hände des Mädchens loslassend. „Das ist nicht Bifrost ...“ Ihr Kopf senkte sich über den Stickrahmen und es trat wieder Stille ein.

„Bifrost, Bifrost,“ flüsterte Blanche. „Was für ein sonderbarer Name! Warum heifst Euer Gürtel so?“

„Nach dem alten Glauben meines Volkes,“ antwortete nach einer Weile Thorgerda träumerisch, „hatten die Götter eine wundervolle Brücke erbaut, welche den Himmel mit der Erde verband und worüber sie aus ihren himmlischen Burgen zu den Menschen hinabzusteigen pflegten. Diese Brücke hiefs Bifrost. Heimdall mit den goldenen Zähnen, der grofse, erhabene Heimdall, hütete die Brücke gegen die

Riesen, welche in den Burgen wohnten und die Brücke der Götter zu zerstören droheten. Die Menschen sahen von weitem ihren luftigen stolzen Bogen, der in dreierlei Farben glänzte, und nannten ihn Regenbogen... Weißt Du nun, was Bifrost ist?"

„Aber Euer Gürtel ist doch weder eine Brücke noch ein Regenbogen," wandte das Mädchen kopfschüttelnd ein.

„Meine Großmutter, die zaubermächtige Sigelinde, welcher Bifrost ehemals gehörte," erzählte Thorgerda weiter, „sprach zu mir also: „mein Gürtel ist von Gold, silberne und schwarze Runen sind darein gegraben, und er strahlt wie ein Regenbogen in den Farben dreier kostbaren Edelsteine. In jeden dieser Edelsteine sind Runen eingeätzt, welche die erhabensten Geheimnisse enthalten. Wie der Bifrost den Himmel mit der Erde verbindet, so verbindet mein Gürtel den Geist des Sterblichen, der seine Runen enträtselt, mit den Geistern, die nicht in menschlichen Leibern wohnen, die Wissenschaft der Dämone verbindet er mit der Wissenschaft der Menschen. Deshalb nenne ich meinen Gürtel Bifrost. Also belehrte mich meine Großmutter, die Walküre Sigelinde."

Blanche schwieg. Es wurde ihr bange, und unwillkürlich rückte sie ihren niedrigen Sitz ein wenig weiter weg von den Füßsen ihrer Herrin. Thorgerda bemerkte diese Wirkung ihrer Worte nicht; ihr Kopf ruhete auf dem Stickrahmen und ihre Augen waren geschlossen. Nach einer Weile düstern Nachsinnens erhob sie sich.

„Ich werde schlafen gehen," sagte sie, und Blanche begleitete sie in ihre Kammer.

Durch das Rauschen des schleppenden Gewands ward Amil aufgestört. Seine Augen erhoben sich langsam von den Emailblumen, welche unter den krystallnen Quadraten des Schachbretts wie die Vergiſsmeinnichtblüten im Bache blauten.

„Wollt Ihr, Herr, nicht Euern Jongleur hören?" frug der alte Kastellan. „Es scheint, daſs Euch heute das Spiel nicht unterhält." Amil nickte bejahend, und der Jongleur kam.

Er spielte und sang mannigfache Lieder, ernsten und heiteren Inhalts; doch blieb Amil gleichgültig. Seine tiefe Schwermut erfaſste endlich auch seine Gesellschafter. Es schien ihnen, als ob eine dunkle Wolke sich in das Gemach hereinwälze. Eine allgemeine Stille entstand, und die müden Augen Amils schlossen sich. Als nach einiger Zeit sich die Tür öffnete, fuhr er erschrocken aus dem Halbschlummer.

„Mein Schwert!" rief er. „Wer ist hier? Was wollt Ihr von mir?"

Die Anwesenden sahen verwundert erst ihn, dann sich gegenseitig an.

„Es ist Euer Page, o Herr," sagte der Jongleur, nach der Türe zeigend, wo der Page mit einem brennenden silbernen Lampenbecken in der Hand stand.

„Ist es meinem Herrn gefällig, sein Lager aufzusuchen?" frug der Page, dessen jugendliches Gesicht vor Schlaftrunkenheit blaſs war.

„Jawohl, jawohl. Leuchte!“ nickte Amil, indem er sich ermannte. Er winkte dem Kastellan zum Grufse mit der Hand und folgte dem voranleuchtenden Pagen. Am Ende eines Ganges blieben sie vor einer hohen Türe stehen, deren Schwelle der Page nicht überschreiten durfte. Es war das Schlafgemach Amis und Thorgerdas.

„Gute Nacht, Herr,“ sagte der Page, und schnell verloren sich seine leichten Schritte in dem dunkeln Gange.

Amil öffnete die Türe. Eine grofse Hängelampe ergofs ihr zitterndes Licht über die in Halbdunkel gehüllte Kammer, die Schatten der hohen Lehnstühle tanzten auf dem Fufsboden und das veränderliche Licht belebte die auf den ägyptischen Tapeten gestickten Gestalten und verlieh ihnen ein phantastisches, fast gespensterhaftes Aussehen. Eine ganze Wandfläche nahm ein riesiger Kredenztisch ein, der aus Ebenholz und mit überreichem Schnitzwerk verziert war; in seinen Fächern funkelten und glänzten wahre Wunder der Goldschmiedekunst in den mannigfaltigsten Formen. Es standen dort Becher aus Onyx und Chalzedon, goldene Vasen mit buntem Email geschmückt und mit Blumen gefüllt, silberne Gefäfse, schimmernd von Edelsteinen, die in ihre breiten Ränder gefafst waren; sie enthielten Leckerbissen aus Rosen, Honig, Zimmet und Gewürznelken; ferner standen da krystallene Humpen mit Hypokras, Kästchen aus Ebenholz und Perlmutter, mit kostbaren Wohlgerüchen gefüllt.

Der Fuſsboden des Gemachs, mit dunkeln Eichenfriesen getäfelt, war zum Teil mit Teppichen bedeckt, in welche der Fuſs wie in weiches Moos versank, und goldgestickte Polster und bequeme Lehnsessel lagen und standen überall umher. Das Fenster war halb geöffnet und in der tiefen Nische desselben saſs Thorgerda in einem hohen Lehnstuhle. Die Lampe ergoſs ihre Strahlen auf das stolze Weib, und ihre erhabene, fast überirdische Schönheit strahlte in vollem Zauber in dem gedämpften Lichte der Kammer. Ihr durchsichtiges weiſses Gewand verhüllte nur zur Hälfte ihre Schultern; ihr Schwanennacken ragte aus den weiſsen Falten desselben und aus den goldenen Wellen ihrer aufgelösten, bis zu den Füſsen herabfließsenden Haare hervor. Ihr zu Füſsen lag ein runder Spiegel aus poliertem Stahl, in einen zweifachen goldenen Rahmen gefaſst, zwischen dem sich ein azurner Saum hinzog. Sie hatte den Spiegel aus Blanches Händen empfangen, ihn aber, in Gedanken vertieft, zur Erde fallen lassen. Ihre Augen waren zu der reich geschnitzten eichenen Decke empor gerichtet und ihre schlanken Finger spielten unbewuſst mit den Bernsteinkügelchen eines Rosenkranzes, welche, durch ihre fieberhaft heiſse Hand erhitzt, einen schwachen, süſsen Duft ausströmten. Alle ihre Gedanken beschäftigten sich nur mit dem allmächtigen Bifrost.

Als sie Amils Schritt hörte, stand sie rasch auf; sie wollte nicht, daſs er sie im Nachdenken fand und die Richtung ihrer Gedanken erriete. An den Kredenztisch tretend, pflückte sie eine weiſse Blüte ab, deren reizendes Köpf-

chen aus einer der silbernen Vasen hervorschauete, und drückte sie an ihre Lippen.

„Das erinnert mich an den Schnee Islands," sprach sie leise und traurig, hüllte sich in ihr goldenes Haar wie in einen Mantel und streifte den purpurnen Vorhang zur Seite, hinter welchem sich in einer tiefen Wandnische ein grofses Bett zeigte. Drei Stufen, mit einem weifsen Teppich belegt, führten zu diesem Bette; ein Thronhimmel aus schwerem Stoff, in welchen höchst kunstvoll die „Flucht nach Ägypten" eingewebt war, spannte sich darüber aus; die seidenen Kissen waren mit einem süfsen Dufte gesättigt, der das grofse Gemach erfüllte. Dem Bette gegenüber hing ein riesiges Kruzifix aus Elfenbein, und an einer goldenen Kette wiegte sich ein krystallener Weihkessel mit silbernem Rande, der mit Ähren und Weintrauben vom feinsten Email geziert war. Thorgerda tauchte ihre weifsen Finger in das Weihwasser, schlug nachlässig das Kreuz und legte sich nieder. Ihr goldenes Haar bildete für sie das köstlichste Kissen, und ihr feines loses Gewand, welches sich an ihren Leib anschmiegte, liefs ihre herrlichen Formen erkennen. Ihre Augen waren geschlossen und ihre Lippen küfsten die Blüte, welche ihr ihre Heimat in Erinnerung gebracht hatte.

Amil schritt aufgeregt in der Kammer auf und ab. Es kam ihm vor, als ob er sich gegen seinen Freund versündige, indem er die Luft dieses der Liebe geweiheten Gemachs atmete.

„Ihr stört meinen Schlaf durch das Geräusch Eurer Schritte," liefs sich Thorgerda

mit einer Stimme vernehmen, welche verriet, dafs der Traum sich ihrer Seele nahe. „Weshalb legt Ihr Euch nicht nieder?"

„Ich komme schon," stiefs Amil hervor und verscheuchte mit dem rauhen Tone seiner Worte den Schlummer, welcher sich schon auf Thorgerdas Lider senkte. Ihre grofsen blauen Augen, kühl und glänzend wie Stahl, öffneten sich nun gänzlich und blickten verwundert auf Amil, welcher, seine Oberkleider abwerfend, an das Bett herantrat. Er wandte sein Gesicht von dem verlockend schönen Weibe ab, und als seine Hand die Kissen berührte, erbebte er. Mit plötzlichem Entschlufs trat er zurück, holte sein entblöfstes Schwert und näherte sich mit demselben dem Lager wieder.

„Was ist Euch? Was soll das Schwert bedeuten?" frug Thorgerda starr vor Verwunderung, doch keineswegs erschrocken. „Eure Augen funkeln wild. Ich erkenne Euch nicht!"

Amil warf sich auf das Kissen seines Freundes und legte sein blankes Schwert zwischen sich und das schöne Weib. „Gebt wohl acht, meine Herrin," sagte er mit gedämpfter Stimme, „dafs Ihr Euch dem Schwerte nicht zu sehr nähert; es ist scharf!"

Thorgerda setzte sich im Bett auf, streifte ihre goldenen Haare, welche ihr über die Augen wallten, auseinander, und ein Blitz beleidigten Stolzes zuckte unter der verfinsterten Stirne hervor. Ihre Lippen bebten, sie wollte sprechen; aber ein neuer Gedanke, welcher sich plötzlich ihrer sturmbewegten Seele bemächtigte, liefs sie wie mit einem Schlage die eben erfahrene Beleidigung vergessen. Amil

hatte nämlich die Augen geschlossen, in der Hoffnung, dadurch den Schlummer anzulocken; er drückte beide Hände auf die glühende Stirn und schwere Seufzer hoben seine Brust. Irgend etwas Fremdartiges lag auf diesem blassen Antlitze, was Thorgerda niemals vorher an ihm bemerkt hatte, und eine sonderbare, unbestimmte Frage zuckte wie ein Blitz durch ihr Gehirn. Sie war betroffen.

„Warum wollte sein Windspiel heute nicht zu ihm gehen?“ fragte sie sich zuletzt im Geiste. Schweigend liefs sie den Kopf wieder auf das Kissen zurücksinken, und still daliegend, dachte sie nach.

Amils Seufzer tönten seltener, die Ermüdung nach der langen anstrengenden Reise übermannte ihn gänzlich und bald hörte Thorgerda sein regelmäfsiges und tiefes Atmen, was darauf hindeutete, dafs er eingeschlafen war.

In der Kammer herrschte tiefe Stille, aber draufsen erhob sich ein Wind, welcher in den Schornsteinen wimmerte und durch das halbgeöffnete Fenster in die Kammer eindringend, die Hängelampe hin und her bewegte. Thorgerdas Herz begann ohne bestimmte Ursache heftig zu pochen; es zog sie hin zu diesem blassen Antlitz, auf welchem die flüchtigen Schatten und der silberne Schimmer der Lampe wie in einem Zaubertanze einander abwechselten. Sie setzte sich von neuem auf und des scharfen Schwertes nicht achtend, näherte sie sich dem Schlafenden und neigte ihr schönes Haupt über ihn, bis ihr langes weiches Haar seine

Wange berührte. Als er ihren Duft atmete, umspielte ein wonniges Lächeln seine Lippen und er lispelte: „Jolante!“

Thorgerda zuckte zusammen und erzitterte am ganzen Leibe. Ihr Atem ging so schwer und laut, dafs sie fürchtete, ihn damit aufzuwecken; ihre Augen funkelten sonderbar und ihre hoch gewölbten Brauen zogen sich drohend zusammen. Doch nach einer Weile ermannte sie sich und eben wollte sie ihr Antlitz wieder auf ihn herabneigen, als Amil verzweiflungsvoll aus dem Traume aufschrie: „Mein Amis! mein Amis! Rette, rette sie!“ Zugleich warf er sich unruhig im Bette hin und her.

Thorgerda schrie ebenfalls auf. Das Blut stockte ihr in den Adern; blafs wie eine Leiche safs sie auf ihrem Lager.

Himmel und Hölle! das war nicht ihr Gemahl; ein fremder Mann war es, der neben ihr lag! Ein Fremder hatte sie halbentblöfst gesehen, und ihr eigener Gatte war der Mitschuldige an diesem abscheulichen Verrat. Dieser hier war also Amil, von dessen wunderbarer Ähnlichkeit mit Amis sie schon gehört hatte. Aber war denn so etwas auch nur möglich? War es vielleicht nur ein trügerischer, peinlicher Traum? Sie heftete wiederholt ihre Blicke auf den Schläfer. Eine Flut des plötzlich aufflammenden Lichtes fiel auf seine Brust, welche in glänzender Weifse durch das geöffnete Gewand schimmerte.

„Das ist nicht Amis!“ schrie Thorgerda aus der Tiefe ihrer beleidigten Seele auf. „Die Brust dieses Mannes ist nicht durchfurcht von

den Narben, welche Amis auf dem Turnierplatze Islands sich geholt."

In ihrem Kopfe wirbelte es; sie erhob die Hände: „Rache, Rache!" wütete sie und ergriff das Schwert. Im Augenblicke stand sie auf dem Fufsboden neben Amil und bereits war sie im Begriff, den scharfen Stahl dem Verwegenen ins Herz zu stofsen, als sich ein plötzlicher Windstofs erhob, dafs die Lampe heftig schwankte und erlosch. Völlige Finsternis umfing das Gemach ... Thorgerda stand regungslos, aber Amil bewegte sich von neuem und dabei öffnete sich sein Gewand bis zum Halse. Irgend etwas erglänzte in dem Dunkel wie eine Reihe Sterne, es erstrahlte in drei Farben und feurig wie Meteore, herrlich wie ein Regenbogen ... Thorgerdas Herzschlag stockte vor wilder Freude und der Jubel ihrer Seele fand keine Grenzen.

„Bifrost! Bifrost! Endlich!" war Alles, was ihre Lippen flüsterten. Es schien ein Wunder, dafs ihr die Augen nicht aus den Höhlen fielen, so gierig hefteten sie sich auf den zaubermächtigen, mit Runenschrift bedeckten Gürtel, welcher magisch um den Hals des schlafenden Amil leuchtete. Dieser Gürtel, der ihr Zauberkraft verleihen wird, sobald sie seine Runen löst — dieser Gürtel also lag vor ihr, sie brauchte nur die Hand danach auszustrecken.

Alle ihre Fassung zusammennehmend, damit ihre Hand nicht zittere, legte sie das nackte Schwert leise wieder an den Platz, von dem sie es genommen, und neigte sich mit verhaltenem Atem über den ahnungslosen Schläfer. Ihre feinen Finger lösten den Gürtel,

vorsichtig zog sie ihn unter dem Nacken hervor, behutsam schlofs sie sein Gewand wieder und verbarg blitzschnell den Bifrost in ihrem Busen. Dann schlich sie aus der Kammer und eilte durch die dunkeln Korridore bis zu einem einsamen Turme. Hier stieg sie, trunken vor Hafs und Rache empor, wälzte einen schweren Stein zur Seite, verbarg dort ihren Schatz und kehrte dann auf ihr Lager zurück. Sie lag still und regungslos. Jetzt horchte sie nicht mehr auf Amils traumbefangenes Stöhnen und Flüstern, selbst den Sturm hörte sie nicht, der draufsen mit zunehmender Heftigkeit tobte, denn er war ein sanftes Säuseln im Vergleich mit dem Sturme, der in ihrem Innern wütete ...

Als die Morgenröte durch das Fenster in das Gemach leuchtete, stand Amil auf. Thorgerda hörte ihn sich entfernen; sie hörte, wie man ihm im Hofe ein Pferd vorführte und wie er über die herabgelassene Zugbrücke ritt. Sie erhob sich ebenfalls und ihm durch das Fenster nachblickend, sah sie Rofs und Reiter mit Windeseile dahin fliegen und in der Richtung des Waldes verschwinden. Hierauf rief sie Blanche herbei.

„Wenn mein Gemahl und Herr zurückkehrt," sprach sie zu dem Mädchen mit demütig gesenktem Haupte, „so sage ihm, mein Kind, dafs mich die Last meiner Sünden drückt und dafs ich mich deshalb auf unbestimmte Zeit in den Turm einschliefse und in meiner Bufse und meinen Betrachtungen von niemand gestört sein will. Ich nehme weder Speise

noch Trank zu mir, bis vier Tage vergangen sind."

Sie kniete unter dem Kruzifix nieder. Blanche verneigte sich tief und verliefs das Gemach. Als der Schall ihrer Schritte auf dem Gange verhallt war, stand Thorgerda auf und brach in wildes Gelächter aus. Sie jubelte auf und pfeilschnell eilte sie in den Turm, wo sie ihren Gürtel verborgen hatte. Dort schlofs sie hinter sich die schwere Türe, schob den Riegel vor, warf sich auf die Erde, und beim Lichte der Morgensonne machte sie sich daran, die Zauberrunen des Bifrost zu lösen . . .

Während Thorgerda an dem dunkeln Gewebe ihrer Rache spann und Amil unter der alten Buche träumend die Rückkehr seines Freundes erwartete, jagte Amis rastlos durch die finstern Wälder und hatte einen schweren Kampf mit seinem aufgeregten Gewissen zu bestehen.

„Grofser Gott! was beginnst Du?" frug eine Stimme in der Tiefe seiner Seele. „Du willst die Wahrheit in den Staub treten und Gott selbst in sein heiliges Angesicht schlagen."

Es schien ihm, als bewegten sich zwischen den Bäumen weifse gespenstische Gestalten und stellten sich dem scheuenden Pferde in den Weg. Er löste seinen Helm, der ihn drückte; kalter Schweifs stand auf seiner Stirne.

„Mein Amil!" seufzte Amis, „vielleicht verzeiht mir Gott, denn nur meine übergrofse Liebe zu Dir verführt mich zu dieser Sünde. Doch sei dem wie ihm wolle, die strafende Hand des gerechten Gottes falle auf mein Haupt; ich breche mein Versprechen nicht!"

Es wurde ihm leichter ums Herz; die mahnende Stimme des Gewissens war durch seine Entschlossenheit betäubt, die bleichen Schatten schwankten nicht mehr zwischen den Bäumen, und mit verdoppelter Eile flog er durch die Forste dahin ...

Die Nacht war dem Morgen gewichen, der Tag wich der Nacht; Amis achtete nicht mehr auf die Zeit, er zählte nicht die Stunden. Er wufste nicht, wie lange er geritten war, und liefs sein Rofs nicht langsamer gehen als bis die Türme der Burg Ardhuin in der Flut der Abendröte erglänzten. Dann erst vergönnte er seinem treuen Tiere die verdiente Rast. Er stieg aus dem Sattel, legte sich an dem rasch dahin strömenden Flusse in das hohe Ufergras und blickte im stummen Gebete zum Himmel empor, an welchem friedlich die Sterne aufgingen. Das Rauschen des Wassers und der Bäume beruhigte ihn und ein süfser Schlummer liefs sich auf seine ermüdeten Augenlider herab.

Gegen Morgen ertönten die Wälder von dem unheimlichen Schall der riesigen Glocke, einem Klange, wie Amis ihn vorher niemals gehört hatte. Es war Cernunnos, der zum Zweikampfe rief. Amis erbebte. Er kühlte sein Angesicht im Flusse, bestieg sein Rofs und ritt in gemessenem Schritte zur Burg. Auf der Zinne des höchsten Turmes stand die Königin, der Ankunft Amils heifse Wünsche entgegen sendend. Sie winkte dem sich nahenden Ritter mit ihrem Purpurschleier Willkommen zu. Auf ihrem Haupte glänzte eine Krone, ein schwarzer Mantel flofs ihr von den Schultern

zu den Füſsen herab. Amis spornte sein Roſs und im nächsten Augenblicke stürmte er durch das geöffnete Tor in den Burghof hinein, wo der König schon auf dem steinernen Throne unter der Linde saſs.

Feierliche Stille herrschte in dem Burghofe, denn die Glocke war plötzlich verstummt, als Amis erschien, und niemand von den Anwesenden sprach ein Wort, ja wagte nicht einmal den Blick zu heben.

Plötzlich erklang ein trauriger, weihevoller Gesang, und auf einer von Säulen getragenen Galerie erschien die Königin in Begleitung ihrer Frauen, welche in schwarze Schleier gehüllt waren. In der dunkeln Wölbung, mit welcher die Galerie endigte, schimmerten dunkelrote Lampen, die rund um eine Statue der schmerzhaften Mutter Gottes aufgehangen waren. Die Königin und ihre Frauen knieten nieder, und ihre gefalteten Hände erhebend, riefen sie die heilige Jungfrau an, daſs sie dem für die Ehre der unglücklichen Jolante kämpfenden Ritter zu Hilfe kommen möge.

Tiefes Weh erfaſste das Herz Amis'; er legte seine Waffen dem Könige zu Füſsen, und man führte ihn vor den Altar einer kleinen, in einen Felsen gehauenen Kapelle. Dort zog er ein weiſses Gewand an, und Amils Page reichte ihm die von der Königin ihm geschenkten Waffen. Bei dem abermaligen Anschlage der Glocke trat Amis wieder auf den Burghof hinaus, wo Florestan bereits wartete, lieſs sich vor dem König auf ein Knie nieder und schwur auf die heiligen Reliquien, daſs der Kampf, den er zu kämpfen im Begriff stehe,

ein gerechter Kampf sei. Er rief Gott zum Zeugen an, dafs er keine Zaubermittel bei sich führe und sich nur auf die Gerechtigkeit seiner Sache verlasse.

Hierauf leistete Florestan denselben Eid.

„Noch zum letzten Male fordre ich Euch auf, meine Ritter, Dich, Graf Florestan, und Dich, Ritter Amil," sprach der König, sich vom Throne erhebend, „es wohl zu überlegen, was Ihr beginnt. Welcher von Euch im Herzen fühlt, dafs er nicht die Wahrheit gesprochen, der möge zurücktreten und alles bekennen."

„Ich sprach die Wahrheit!" rief Florestan, „dies wird mein Schwert beweisen und Gott selbst wird es bezeugen."

„Du hast gelogen!" fiel ihm Amis in die Rede, „wenn jemals der Fufs der königlichen Jungfrau Jolante die Schwelle meiner Kammer überschritten hat, wenn jemals meine Lippen ihre zarte Gestalt berührt haben, so möge Gott mich strafen, so möge ich in diesem Augenblicke zu Staub zerfallen, getroffen von einem Blitzschlag oder von Deinem Schwerte."

„Genug," sagte in feierlichem Tone der König, hüllte sich eng in seinen Mantel und sank auf seinen Thron zurück.

Die Pauken wirbelten, die Trompeten schmetterten, die dumpfen Klänge des wieder in Schwung gesetzten Cernunnos erbrausten von neuem, und die Herzen Aller erbebten. Die Sonne verbarg sich hinter einer Wolke, als die Ritter den Kampfplatz betraten, und Aller Augen hingen mit der gröfsten Spannung an

ihnen. Die halbohnmächtige Königin hielt sich krampfhaft an dem Geländer der Galerie fest und ihre Frauen lagen stumm auf den Knien.

Die Ritter zogen die Schwerter, deren scharfe Schneiden pfeifend die Luft durchsausten, und rannten gegen einander; ihre Augen funkelten durch die Visiere. Die Zeugen dieses Kampfes sahen Angriff und Abwehr von beiden Seiten mit unerhörter Tapferkeit einander folgen; fast trauete sich niemand zu atmen, denn bald neigte sich der Sieg auf diese, bald auf jene Seite. Endlich aber fuhr wie ein Blitz das Schwert des Amis durch eine Spalte zwischen Helm und Panzer des Gegners und drang in dessen Hals.

Der Unglückliche sank in den Staub; sein Helm glitt ihm vom Haupte, das bleiche Angesicht kam zum Vorschein und sein vorwurfsvoller Blick wendete sich gegen den Himmel, als ob er diesen wegen seiner Ungerechtigkeit anklagen wolle. Dann stiefs er einen tiefen Seufzer aus, das Auge veränderte sich wie ein nebelbedeckter Krystall und das Antlitz, starr wie aus Marmor, verzog sich zu einem bittern Lächeln über die vernichtete Jugend, über das vernichtete Leben. Florestan war tot . . .

Die Luft erzitterte von dem Jubel derer, die Amil günstig gesinnt waren. Der König stieg von dem Throne herab und die Königin eilte zu dem Kämpfer ihrer Tochter. Jolante war gerettet, ihre Ehre war ohne Makel!

Aber Amis stand inmitten der allgemeinen Bewegung regungslos, den Blick starr auf das schöne, erkaltete Antlitz des getöteten Jüng-

lings geheftet. Sein Herz war schwer wie ein Stein und zwei grofse Tränen rannen ihm über die Wangen herab. Er hörte nicht den Jubel der Höflinge, wohl aber vernahm er eine grofse, mächtige Stimme, welche ihm mit der Kraft des Sturmes ins Ohr donnerte: „Wehe! Du hast einen Mord begangen, Du hast falsch geschworen.“ Seine Füfse wankten und Eisschauer durchrieselten seinen Körper.

„Amil!“ rief der König, „Du hast die Ehre meines Hauses gerettet, dank Dir! Nimm Jolante, ich gebe sie Dir zum Weibe, du bist mein Sohn.“

Amis schauete auf, als er den Namen seines Freundes hörte, und das Glück Amils liefs ihn die grofse Sünde vergessen, mit welcher er dieses Glück soeben bezahlt hatte. Er bereuete es nicht, sich selbst, seine Seele geopfert zu haben.

„Öffne Du selbst die Türe ihres Gefängnisses,“ jubelte die Königin und reichte ihm einen grofsen Schlüssel.

Man führte ihn zu dem Turme, wo Jolante trauerte und in Ungewifsheit ihres Schicksales und in Furcht um das Leben Amils erstarb. Der Schlüssel rasselte im Schlosse, der Strom des Morgenlichtes drang in den halbdunkeln Raum und Jolante, das weifse Täubchen, tauchte aus dem Schatten des Gefängnisses auf wie ein vereinsamter Stern aus einem Herbstnebel. Ihr Antlitz war in die zarten zitternden Hände vergraben; sie wagte nicht aufzublicken, schwere Seufzer schwellten ihre Brust und bittere Tränen rannen zwischen den weifsen Fingern hervor.

„Das ist nicht sein Schritt," flüsterte sie in halber Ohnmacht, als sie das Geräusch vor der Türe vernahm.

Amis stand auf der Schwelle, tief bewegt von ihrer Erscheinung; sie war gebrochen wie eine beiseite geworfene Blume. „Jolante!" rief er leise, als er die Schwelle überschritten hatte, und alle traten einen Schritt in den Gang zurück, um das Wiedersehen nicht zu stören, „Jolante, schau auf, süfse Maid."

„Das ist nicht Amils Stimme," lispelte sie traurig und ihr Kopf sank noch tiefer.

Amis trat zu ihr und zog ihr sanft die Hände vom Gesicht. Sie fühlte, dafs dies die Berührung eines Freundes war, und erhob das Antlitz. Sie öffnete die Augen und ein leiser Aufschrei der Überraschung entfloh ihren zitternden Lippen.

„Amil," frug sie, „Amil, bist Du es? Amil, bist Du es?" Dann schüttelte sie still und traurig den Kopf. „Das ist wohl das Antlitz meines Freundes," sagte sie sich mit einem halben Seufzer, „aber er selbst ist es nicht. Wenn ich meine Blicke in seine Augen tauche, suche ich vergebens Amils Seele darin, welche bebt, wenn meine Seele bebt, welche jubelt, wenn meine Seele jubelt, und welche mich zum Himmel emporreifst. Du bist nicht Amil, dein Gesicht lügt; verlasse mich!"

Da trat Amis noch näher zu ihr heran, zog sie an sein Herz und drückte einen leisen brüderlichen Kufs auf ihre Stirne. „Sieh noch einmal in meine Augen," sprach er, „und Du wirst die Tränen sehen, welche darin zittern,

denn bewegt ist meine Seele von dem grofsen heiligen Mysterium der Liebe, welche sich ebenso wenig täuschen läfst als Gott. Ja, Du hast es erraten, ich bin nicht Amil, sondern Amis, der treueste Freund Deines Freundes. Ich kämpfte und siegte für ihn, und niemand aufser Deiner Liebe hat unser sündiges und schweres Geheimnis erraten. Ich bin der Sieger, und der König, Dein Vater, hat Dich Amil zum Weibe gegeben."

Ein leiser Freudenruf entfuhr Jolantes Lippen und übermannt vor Freude und Schrekken, von Herzensjubel und Bangigkeit der Seele, sank sie in Ohnmacht.

Amis aber hielt sie fest in seinen Armen. Er trug sie aus dem Gefängnisse zur Königin und indem er sie in deren Arme legte, kniete er wor ihr nieder und sprach: „Meine Herrin, nimm Dein Kind und hege es an Deinem Mutterherzen, bis ich zurückkehre. Vor einem heiligen Bilde, welches in der Waldeinsamkeit auf einer schattigen Buche hängt, tat ich das Gelübde, dafs wenn ich im Kampfe siege, ich mir nicht früher Ruhe vergönnen und mich nicht eher der Freude hingeben wolle, bevor ich nicht vor dem Bilde meine Andacht verrichtet haben würde."

„Tut, was Ihr gelobt habt, Ritter," entgegnete die Königin, und indem sie ihn zum Abschied umarmte, fügte sie hinzu: „Sagt meinem Kinde Lebe wohl."

Während Amis sich von Jolante verabschiedete, welche ihren süfsen Blick verwirrt zu ihm erhob, flüsterte er ihr noch in das Ohr: „Jolante, beruhige Dich; ich allein habe die

Sünde begangen, und ich allein werde die Strafe tragen. Du sei glücklich, und mit Deiner Liebe zu dem, der uns beiden so teuer ist, wirst Du mich belohnen, wenn Du für mich ein Gefühl des Dankes hegst. Ich eile, denn bei jenem Bilde in der Waldeseinsamkeit wartet Amil mit bangem Herzen. Lebe wohl!"

Sie konnte nicht sprechen, aber er las die Antwort in ihrem Auge, und ehe er es hindern konnte, drückte sie ihre Lippen auf seine Hand. Verwirrt riss er sich von ihr los und ritt in den Burghof.

Die Glückwünsche Aller anwesenden tönten noch hinter ihm, als er schweigend davonritt.

Auf dem Burghofe lag noch immer der unglückselige Florestan; seine Mannen und Pagen umstanden ihn und mancher von ihnen weinte laut. Sie überzogen, so gut es in der Schnelligkeit ging, eine Bahre mit Purpur und spannten schwarze Pferde vor einen Wagen, der mit Trauerschleifen behangen und mit schwarzen Federn geschmückt wurde. Das bleiche Totenantlitz Florestans schauete vorwurfsvoll zum Himmel empor und seine fahlen Lippen schienen nach Rache zu rufen.

Als Amis, bevor er die Burg verliess, einen letzten Blick auf ihn geworfen hatte, fühlte er sich aufs neue zermalmt; sein Auge trübte sich und in seinen Ohren klang jener stumme Racheruf der bleichen, für immer verstummten Lippen gewaltig wie die Posaunentöne des jüngsten Gerichts. Auch sein Gesicht bedeckte sich mit Totenblässe, und kalter Angstschweiss trat ihm auf die Stirn.

Entsetzen verfolgte den Reiter und sein Rofs, sie flohen in den Forst wie in eine Zufluchtsstätte, aber die Schatten der Bäume deckten mit all ihrem Dunkel die Schuld nicht zu, und ihr Rauschen wiederholte den düstern Aufschrei der Rache, welcher unaufhörlich Amis' Herz durchbebte. Als er sich nach langem Ritte endlich wieder vor dem heiligen Bilde unter der Buche fand, wo Amil traurig seiner harrte, wufste er selbst kaum, wie er hierher gelangt war.

„Ach, endlich!" rief Amil. „Mein Amis, Du mein Heil! Du lebst, — Du hast gesiegt! Aber bleich bist Du wie der Tod selbst."

„Das ist nur die Folge des langen anstrengenden Rittes," entgegnete Amis, als erwachte er aus einem schweren Traume.

„Und Jotante?" frug Amil schwer atmend.

„Alles ist vollbracht!" antwortete Amis lächelnd und umarmte den Freund. „Florestan liegt tot auf der Bahre, und der König, glückselig über Jolante's Ehrenrettung, bereitet ihr die Hochzeit vor, und Du bist der erwählte Bräutigam."

„Amis, um Gotteswillen! Scherze nicht in diesem Augenblicke!" schrie Amil auf, sich an dem Baume festhaltend.

„Ich spreche die Wahrheit; ich schwöre es," beteuerte Amis und erhob die Hand zum Himmel. Erschrocken liefs er sie jedoch schnell wieder sinken. „Kann ich denn noch Gott zum Zeugen anrufen?" warf er sich vor, und wie von einem schweren Schlage getroffen sank er zu Boden, doch Amil bemerkte in seiner freudigen Erregung nichts.

„Gehe, eile, Amil, besteige Dein Pferd," rief er, seine Gefühle bekämpfend, und warf den weifsen Waffenrock von sich, an welchem Flecken von Florestans Blute klebten. Er fühlte sich leichter, als er sein eignes Gewand von Amil zurück empfing.

„Wie werde ich Dir jemals meine Schuld abzahlen können?" frug Amil, während er sein Pferd von dem Baum losband.

„Sprich nicht davon, sondern eile zu Deiner Braut," entgegnete Amis.

„Ich schweige, aber es wird die Zeit kommen, wo ich Dir alles vergelten werde," rief Amil, winkte mit der Hand und jagte davon. Bald kehrte er jedoch noch einmal zurück, bedeckte das Antlitz Amis' mit Küssen und schwur unter Tränen, dafs er ihm sein Freundesopfer vergelten werde. Endlich ritt er davon und verschwand im Walde.

Lange sah Amis ihm nach. Hierauf kniete er vor dem Bilde des heiligen Klemens nieder. Aber das Gebet quoll ihm nicht wie sonst aus seinem innersten Herzen; es war in seinem Busen versiegt, wie in der Sonnenglut die Quelle vertrocknet. Vergeblich mühete er sich, seinen Geist zu sammeln. Traurig stand er auf, nahm den Zaum seines erschöpften Pferdes und ihn über den Arm werfend, stieg er von dem treuen Tier begleitet, den Abhang hinab.

Langsam schritt er durch die Fluren; an einem Orte, von wo aus ihm in mäfsiger Entfernung seine Burg entgegenschaute, blieb er nachdenklich stehen. Ruhig strebten die Türme

in die blaue Höhe, die Sonne spiegelte sich in den Fenstern und die Schwalben kehrten in ihre Nester heim, welche sie sich unter den Gesimsen erbaut hatten. Dieses friedliche Bild beruhigte jedoch Amis' traurig bewegtes Herz nicht.

„Dort wartet Deiner die Rache," ertönte es in seinem Ohre und er erschrak vor diesen Worten. Wer hatte sie gesprochen? Er selbst oder eine andere Stimme? Aber wessen Stimme konnte das sein? Amis erzitterte, senkte sein Haupt unter der Last, welche eine unsichtbare Hand ihm auflegte, und sagte:

„Wie es Dir gefallen wird, mein Gott!" ... Darauf fühlte er sich etwas erleichtert. Er verfolgte seinen Weg weiter und bald ritt er über die herabgelassene Zugbrücke seiner Burg. Nachdem er das Pferd seinen Leuten übergeben, stieg er die Treppe empor in den Saal. Kaum war er eingetreten, so öffnete sich eine Tür und Thorgerda's Page erschien auf der Schwelle.

„Meine Herrin ist leidend," sagte er. „Sie schlief, und der Klang des Horns, das Euch, Herr, zum Willkommen ertönte, weckte sie. Sie fragt, warum Ihr, Herr, heute so zeitig von der Jagd zurückgekehrt seid."

„Ich fühle mich auch nicht wohl," antwortete Amis und sank in den Lehnstuhl. Seine bebende Stimme und sein blasses Antlitz bestätigten seine Worte.

„Ich eile meine Gebieterin davon zu benachrichtigen," sagte der Page und verschwand.

Bald erschien er von neuem, einen Krystallbecher in der Hand tragend.

„Meine Herrin sendet Euch hier eine Stärkung," sprach er, zu Amis herantretend. „Sie läfst Euch ein Bad anraten, welches sie Euch selbst bereitet."

Amis war von der Fürsorge seines sonst so kalten und gleichgültigen Weibes angenehm überrascht. Er nahm den Becher, mit den Worten:" „Ich danke Deiner Gebieterin und werde ihren Rat befolgen."

Er trank einige Tropfen des mit aromatischen Kräutern zubereiteten Weines und erhob sich von dem Lehnstuhle. Der Page ging ihm voran, die Türen öffnend und schliefsend. Amis betrat das in Halbdunkel gehüllte Badezimmer. Das Wasser in dem Basaltbassin schimmerte wie Silber und ein leichter aromatischer Dampf entstieg demselben. Neben dem Bassin stand Thorgerda. Ihr Haar hing über einem schwarzen Mantel, der ihre ganze Gestalt einhüllte, und ihre blafsen Arme, welche aus den schwarzen Falten hervortauchten und wie aus Marmor gebildet erschienen, hingen ihr an den Seiten herab. In einer Hand hielt sie ein kleines goldenes Gefäfs. Sie war blafs, ihre Augen leuchteten unheimlich und ihre Lippen logen ein Lächeln.

Amis erschrak.

„Du bist krank, Thorgerda?" frug er.

Sie schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich fühle mich wieder vollkommen gesund," antwortete sie. „Nur um Dich habe ich Sorge. Da ich in meinem Turme abgesperrt war, sah ich Dich so lange nicht. Du bist blafs und scheinst zu leiden. Ich habe hier ein kost-

bares, fast Wunder wirkendes Öl. Lafs mich Deine Brust in der Nähe des Herzens damit einreiben, und Du wirst sogleich gesund werden.“

Sie trat dicht an ihren Gatten heran und heftete ihre Augen starr auf ihn, als wollte sie in die Tiefen seiner Seele eindringen.

Amis fühlte etwas wie eine Zaubermacht, die von ihrem Blicke ausströmte. Es zog ihn zu ihr hin wie den Vogel in den Rachen der Schlange; es war ihm auch, als ob irgend ein Dunst ihm ins Gehirn stiege und seinen Willen lähmte. Unwillkürlich erinnerte er sich des Trankes, den ihm Thorgerda durch den Pagen in dem Krystallbecher gesandt hatte. Schweigend und fast unbewufst öffnete er sein Gewand, und seine Brust ward sichtbar, bedeckt mit den Narben jener Wunden, welche er auf Islands Turnierplatze davongetragen hatte.

„Diesmal ist es Amis selbst,“ sprach Thorgerda, warf das goldene Gefäfs weit von sich weg, trat um zwei Schritte zurück und richtete sich hoch auf. Ihr blafses Angesicht veränderte sich augenblicklich, das Blut trat ihr plötzlich in die erblafsten Wangen, und ein teuflischer Hafs durchflammte ihr grofses blaues Auge. Sie erhob die Hände über den Kopf, der schwarze Mantel fiel herab, und sie stand vor Amis schön und schrecklich wie eine Rachegöttin. Ein Scharlachgewand umwogte breit und frei ihren Leib und der goldene Gürtel, feurig in der dreifachen Farbe des Regenbogens strahlend, umschlofs schlangenartig ihre Hüften.

Bei dem Anblick dieses Gürtels fühlte Amis die ganze Schwere seines Unglücks; seine Hände sanken herab, regungslos wie eine Säule stand er vor ihr und seine Augen hefteten sich erlöschend auf ihr leidenschaftlich zuckendes Antlitz. Er fühlte, dafs es ihm unmöglich sei, um den Gürtel mit ihr zu ringen, wie einst auf Island am Krater des Vulkans, wo sie nach ihrem eigenen Geständnisse sich freiwillig bewältigen liefs.

„Endlich also bist Du in meine Hände geliefert!“ rief Thorgerda mit gewaltiger Stimme. „Wohlan, Elender, neige Dein Haupt vor Deinem Schicksale, welches Dich zermalmen, welches Dich vernichten wird. Öffne Deine Arme dem blassen Elend, an das ich Dich schmieden werde wie an eine giftatmende Sklavin, welche ich Dir zur Genossin gebe. Deshalb also hast Du mich von meiner stolzen Höhe herabgerissen, zu welcher mein Geist sich emporgeschwungen hatte, deshalb also sollte ich meiner Erbschaft entsagen und mich für immer von jenen Wegen abwenden, welche in das Reich der Dämone führen — damit Du mich entehrst, damit Du mich mit dem Fufse wegstöfst, wenn Deine durch meinen Widerstand entflammte Leidenschaft erloschen ist, wie das armselige Licht eines Irrwisches? Darum also hast Du mich zu Deinem Weibe gemacht, damit Du mich mit Schande bedeckst, welche nie mehr weggewaschen werden kann? Ein fremder Mann ruhete an meiner Seite auf Deinem Lager und Du — mein Gemahl, der Hüter meiner Ehre, Du selbst hast ihn in meine Kammer gewiesen! Und ich erwürgte

ihn nicht, diesen Mann, diesen seltenen Freund, dem Du meine unbefleckte Ehre zum Opfer ausgeliefert hast; ich durchbohrte sein Herz nicht mit dem Stahl! Aber wundere Dich nicht und danke mir nicht für meine Grofsmut! Du entsetzest Dich über meine Ruhe, über mein Lachen? Du tust es mit Recht! Du hast es erraten, dafs eine ähnliche Strafe mir viel zu leicht erschien, eine solche Rache viel zu mild! Ich safs in Asche und Erdenstaub, ohne Nahrung, ohne Trank, und in Trauer versunken über die Beleidigung, betäubt von Rachedurst, flocht ich jenes Netz, in welchem ich Euch beide fangen werde — Dich und Deinen Amil! Ihr werdet Thorgerda nimmer mehr vergessen — niemals, weder hier, noch im künftigen Leben! Ich safs und spann das Gespinst meiner blutigen Rache; wisse, dafs ich die geheimen Runen des Bifrost gelöst habe ... O dank Dir, mein teurer Amis, dafs Du mir dieses Geschenk durch Deinen lieben Freund gesendet hast; hier empfange ihn, diesen meinen Dank!"

Bei diesen Worten rifs sie ihren goldenen Gürtel herab, das Scharlachgewand umwogte sie in reichen Falten, sodafs es den Anschein hatte, als ob Thorgerda in Wellen von Blut schwämme. Sie schwenkte den Bifrost drei Mal über ihrem Haupte und sang dabei mit dumpfer Stimme unverständliche Worte, die wie Rabengekrächze klangen. Hierauf schlug sie ihren Gatten mit dieser ihrer zaubergewaltigen Waffe. Wie eine Natter zischte der leuchtende Gürtel und schlang sich eng um Amis' Leib. Der Bifrost endete mit einem goldenen Drachenkopf; dieser traf Amis gerade unter

dem Herzen und wühlte seinen scharfen Zahn in seine nackte Brust.

Thorgerda sprang zur Seite, riſs den Gürtel zurück und rollte ihn langsam zusammen, dabei mit Spannung ihren Gemahl betrachtend.

Seinen Lippen entrang sich ein dumpfer Aufschrei, und ein Blutstrom stürzte aus seinem Munde hervor. Er erzitterte am ganzen Leibe und sank zu Boden, auf welchem er sich krampfhaft umherwandt. Furchtbarer Schmerz durchwühlte seine Glieder; sein Blick verdunkelte sich, und wie Wahnsinn drang es mit scharfen Krallen in sein Gehirn ein. Seine Kraft war mit einem Schlage gebrochen; er fühlte sich schwach wie ein Greis und kleinmütig wie ein Kind.

Er erhob sich von der Erde und klammerte sich mit beiden Händen an einer Säule fest, um nicht wieder zu Boden zu stürzen. Seine schönen blonden Haare begannen ihm vom Haupte herabzufallen, sein Bart wurde weiſs, sein ganzer Leib bedeckte sich mit schwarzen Wunden und mit einer ekelhaften Fäulnis, unerträgliche Ausdünstungen entstiegen seinem Körper und erfüllten ihn mit Entsetzen vor sich selbst. Er knirschte mit den Zähnen, sie brachen ab wie Glas, und seine schwarz gewordene Zunge schwoll so an, daſs sie ihn zu ersticken drohete.

„Thorgerda!“ stammelte der Unglückliche und näherte sich dem grausamen Weibe um einen Schritt.

„Hinweg, Du ekelhaftes Geschöpf!“ rief sie, sich abwendend, „trage Deinen Aufsatz und

Deine Pestilenz hin zu Deinem Freunde und Gefährten."

Amis wankte. Er erfaſste wieder die Säule und sein faulendes Fleisch fiel von den Knochen ab. In dem klaren Wasser des Basalt-Bassins sein grauenvolles Bild erblickend, rief er Gott an, daſs er ihn doch lieber mit gänzlicher Blindheit schlagen möge. Vernichtet sank er abermals zu Boden und preſste sein Gesicht auf das kalte Pflaster.

Als er den Kopf wieder erhob, stand Thorgerda immer noch lächelnd über ihm, mit dem Ausdrucke wilden Triumphs in ihrem Antlitz.

„Du fragst nicht einmal, Amis," begann sie, „ob es denn kein Heilmittel, keine Genesung für Dich gebe?"

„Ach, Du bist barmherzig!" rief er aus, „und der Funken der Weiblichkeit ist in Deinem Busen nicht erloschen. Sprich, was soll ich tun?"

Sie schwieg eine geraume Weile und ihre Augen erglänzten von teuflischer Freude.

„Sogleich ist Dir nicht zu helfen," sprach sie ruhig, „aber mit der Zeit wird Dir Amil helfen, Dein Freund Amil! O gewiſs, er wird Dir helfen!"

„Und wie?" flüsterte Amis mit der schwachen Stimme eines Greises.

Ihren Abscheu vor seiner ekelhaften Fäulnis überwindend, trat sie dicht an ihn heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Entsetzen drückte sich in seinem Antlitz aus. Er nahm seine letzten Kräfte zusammen

und warf seine schwachen Hände in die Höhe. „Teufel! Teufel!“ brüllte er auf. „Fluch Dir und ewige Verdammnis!“

Thorgerda lachte dämonisch, dafs Amis das Blut in den Adern erstarrte. Dann verschwand sie.

„Teufel! Teufel!“ rief er ihr nach und seine Stimme wurde schwächer und schwächer. Er taumelte aus dem Badezimmer hinaus in den Gang. Dort erhob sich Jammer und Geschrei, als er erschien. Man floh vor ihm wie vor der Pest. Vergeblich rief der unglückliche Amil das Erbarmen an.

Auf dem Hofe stand noch immer sein Pferd. Bis zu diesem schlich er sich heran und stieg mit Aufbietung seiner letzten Kräfte hinauf. Das Pferd aber scheuete und lief wie toll im Hofe herum bis es seinen Herrn abwarf. Amis lag besinnungslos im Staube; unweit vor ihm standen seine Leute und beklagten ihn mit lautem Jammern, doch niemand reichte ihm die Hand, um ihm zu helfen. Ein alter Mann, welcher vor dem Burgtore zu betteln pflegte, warf ihm einen Stock zu, dafs er sich darauf stütze.

Plötzlich aber fühlte Amis eine zarte Berührung; es gab also noch ein Geschöpf, das nicht vor ihm zurückschreckte. Er erbebte vor Freude und erhob seinen Kopf aus dem Staube. Es war sein Windhund. Er umarmte das treue Tier, welches sich winselnd an ihn schmiegte, er küfste es ab und fast blind von den heifsen dankbaren Tränen, welche seinen Augen wie Bäche entströmten, suchte er, mit dem Stocke

tappend, seinen Weg und wankte wie ein Bettler aus der Burg seiner Väter hinaus in die weite Welt.

Vor dem Tore hielt er noch einmal an und blickte zurück nach dem Hause, welches die Schwalben umflogen, ihren Jungen süfs zuzwitschernd. Die Tränen übergossen sein Antlitz von neuem. Plötzlich aber öffnete sich die auf den steinernen Balkon führende Tür, und Thorgerda erschien dort in dem vollen Glanze ihrer königlichen Schönheit. Sie schwang den Bifrost über dem Kopfe und deutete mit der andern Hand nach Osten, wo Amils Burg lag.

„Dein Freund wird Dich heilen!" rief sie höhnisch.

„Fluch Dir!" antwortete Amis und erschauerte, indem er sich der Worte erinnerte, die sie ihm zugeflüstert hatte.

Hierauf wandte er seine Schritte gegen Westen und begleitet von seinem treuen Windhunde, verschwand er im nahen Walde. Lange noch klang in seinen Ohren das Rabenlied der grausamen auf dem Balkon stehenden Thorgerda.

VIII.

Sankt Patrick.

Fünf Jahre sind seit jenem Tage vergangen, wo Amis aus seiner Burg spurlos verschwunden war; fünf Jahre seit jenem Tage, an welchem der glückliche Amil vor dem Altare der Kapelle in der Burg Ardhuin unter dem Geläute der Glocken und unter dem Jubel der Gäste auf ewig mit der schönen Jolante verbunden worden war.

Am Tage der Hochzeit erschien der Page Thorgerdas vor der Burg Ardhuin. Er saſs auf einem weiſsen Rosse, das mit einer Schabracke von rosafarbigem Sammet behängt war; an einer goldenen Kette hing von seinem Halse ein kleines Kästchen herab, das aus wohlriechendem Sandel, rosigem Aloeholz und aus weiſsem matten Silber überaus kunstvoll zusammengefügt war.

Man führte den Pagen vor Jolante. Zu Füſsen der holden Braut niederkniend, reichte

er ihr einen silbernen Schlüssel, damit sie selbst das Kästchen öffne. Mit einem hellen vibrierenden Klange sprang der Deckel auf; gebettet auf einen Sammetpolster von der Farbe des Meerwassers, lag ein Halsband von wunderbarer Schönheit und unermeſslichem Werte. Es war ein Band aus Rubinen, von velchem der ganzen Länge nach zwanzig kleine Schwäne aus Perlen herabhingen, und zwischen je zwei derselben wiegte sich ein kleines goldenes Glöckchen, welches bei der geringsten Bewegung mit einem leisen Tone erklang.

Jolante nahm das Halsband und befestigte es um ihren Nacken. Hierauf überreichte ihr der Page ein vergoldetes Pergament, worauf zwischen smaragd- und rosenfarbigen Verzierungen Thorgerdas Glückwunsch geschrieben war.

„Euer Glück," so schloſs Thorgerda ihren Brief, „ist mein einziger Trost in dem tiefen Kummer meiner Vereinsamung. Verlassen sitze ich in der stillen verödeten Burg und gewähre meinen Tränen freien Lauf. Mein Gatte hat sich auf eine lange Wallfahrt begeben, um am Grabe irgend eines Heiligen Genesung von seiner schweren Krankheit zu suchen, welche ihn plötzlich wie eine Gottesstrafe erfaſst hat. Doch worin bestünde seine Schuld? Vergebens frage ich mich! Ich finde keine Sünde an ihm und hoffe daher, daſs Gott ihn nur prüfe und sich seiner erbarmen werde, sodaſs Amis bald wieder gesund und glücklich mir zurückgegeben wird. Dann will ich zu Euch kommen, um diejenige an mein Herz zu drücken, welche

der treueste Freund meines Gatten sich auserkoren hat. Bis dahin lebt wohl!"

So schrieb das böse, hinterlistige Weib, und die Nachricht von Amis Krankheit verbitterte den Liebenden den süſsesten Tag ihres Lebens.

Bangigkeit und unaussprechliche Trauer bemächtigten sich Jolantes von dem Augenblicke an, wo sie Thorgerdas Halsband um ihren Nacken geschlungen und ihre heuchlerische Zuschrift gelesen hatte.

„Ach, mein Amil," sagte sie, als er sie zum Altare führte, „eine Ahnung verkündet mir Unglück. Wir haben gesündigt, und schwer wird Gott uns strafen. Seine mahnende Hand hat schon das Haupt Deines Freundes erreicht."

„Gott ist gnädig," entgegnete Amil; aber auch in seiner Seele stiegen schlimme Befürchtungen auf, wie schwarze, Sturm verkündende Wolken.

Nach der Hochzeit begaben sich die Neuvermählten, dem Wunsche der Königin gemäſs, für einige Zeit an den Hof in Paris. Doch wurde ihre innere Unruhe inmitten des Stadtgetöses und der Pracht und des Glanzes, die am Hofe herrschten, nur immer mächtiger, und Amil entschloſs sich endlich zum Abzuge auf seine eigene Burg.

Dort beschwichtigte anfangs die tiefe Ruhe der säuselnden Wälder und der sonnigen Fluren einigermaſsen seine von dem Bewuſstsein der Schuld bedrückte Seele; doch von seinem Trübsinn genas er nicht, denn keinerlei Nachricht kam ihm über seinen Freund zu; alles

Suchen und Forschen nach dem so plötzlich verschwundenen Genossen blieb fruchtlos.

Unterdessen verbreiteten sich dunkle Gerüchte über die Zaubereien, welche von der düstern Thorgerda mit Hilfe höllischer Mächte betrieben wurden, und Amil, der bald nach der Hochzeit den Zaubergürtel Bifrost vermisst hatte, begann nun die gräfsliche Wahrheit zu ahnen . . .

„Für unsere Sünde hat uns Gott zur Strafe in die Hände dieses fürchterlichen Weibes ausgeliefert," rief er aus, als sich ihm jener furchtbare Gedanke zum ersten Male aufdrang, und vernichtet fiel er auf sein Angesicht nieder.

Jolante warf sich neben ihn und betauete sein Haupt mit heissen Tränen, als ob sie damit seine Schuld abwaschen wollte.

Von jenem Tage an sah man nur selten ein Lächeln auf den Wangen der beiden Gatten. Sie lebten einsam und still wie Klosterleute, wie Büsser in der Wüste, und Freude und Lustbarkeit wohnten nicht in ihrem Hause. Ihre Seelen hoben sich empor zu dem Urquell der Liebe und des Erbarmens. Sie häuften Reichtümer auf, um welche sie kein Dieb berauben, die weder Motte noch Rost ihnen verderben konnte. Sie haben der Welt und ihren Freuden entsagt.

Dennoch lächelte ihnen während dieser langen fünf Jahre der Entsagung und Trauer zwei Mal die höchste Glückseligkeit, der Abglanz unaussprechlicher Freude, und zwei Mal während der langen fünf Jahre erschollen die Glocken auf den bemoosten Türmen und verkündeten den Wäldern und Fluren, dass

unter das Dach der düstern Burg ein neues junges Leben eingekehrt sei: Jolante schenkte ihrem Gatten erst eine Tochter und dann einen Sohn.

Nur diese zarten Wesen waren im stande, die schwarzen Wolken von der Stirne Amils zu verscheuchen; einzig nur diese zwei hellen Strahlen durchdrangen die Finsternis, womit seine Schuld sein verzweifelndes Herz umsponnen hatte. Nur allein diese zwei Blüten auf dem Baume ihrer Liebe brachten Jolante Trost und dämpften die bittern Vorwürfe, welche sie sich unablässig machte, dafs die grofse, schwere Sünde der beiden Freunde ihretwegen begangen worden war. In den azurnen Blicken ihrer Kinder, in diesen so träumerischen, so beredten Blicken, worin sich die himmlische Heimat, welche sie eben erst verlassen hatten, so deutlich wiederspiegelte, suchte Jolante die Richtschnur für ihr Leben. Sie vereinigte die gesammte Kraft ihres Liebens nur auf ihren teueren Häuptern. Mit ihrer Würde als Mutter erweiterte sich ihr Gesichtskreis, kräftigte sich ihr Geist, und sie erhob ihren Gatten mit sich in die lichten Höhen eines erhabeneren Lebens. Ihr heifses Herz suchte nun Trost in der Alles umfassenden Liebe, in der Linderung fremden Schmerzes, und Amil folgte ihr auf dem Wege, den sie ihn führte. Die Tore der Burg blieben Tag und Nacht geöffnet und die Elenden und Unglücklichen pilgerten dahin, wie zu einem Heiligtume.

Jolante legte die letzten Spuren der Pracht und ihres erhabenen Standes ab. Wie eine Ordensfrau hüllte sie sich in ein einfaches

dunkles Gewand; wie eine Sklavin diente sie Allen, die krank und elend auf ihre Burg einkehrten. In dem Prunksaale, wo ehemals Feste gefeiert wurden, stand ein grofser steinerner Tisch, der täglich mit allerlei Speisen und Getränken besetzt wurde. Blinde und Krüppel, Pilger und Bettler waren die Gäste, welche die Königstochter bediente.

Amil pflegte zwischen ihnen zu sitzen, und ihre Klagen anhörend, gofs er lindernden Balsam aufrichtigen Mitgefühls in ihre verwundeten Herzen. Selbst unglücklich, fand er stets die richtigen Worte für das Unglück Anderer, und wenn sie von ihm fortgingen, hoben sie segnend ihre Hände über ihn.

Eines Tages, gegen das Ende des fünften Jahres seit Amis verschwunden war, safs Amil wieder, seiner Gewohnheit gemäfs, an dem steinernen Tische inmitten der Pilger und Bettler, und Jolante bediente die Gäste, indem sie grofse mit Wein gefüllte Humpen von Ahornholz und Körbe voll aufgeschnittenen Weifsbrotes herbeibrachte. Die Fenster und Türen des grofsen, einfach eingerichteten Saales standen offen, denn die Luft war lau und hell, trotzdem der Herbst schon ziemlich vorgeschritten war, auf den Fluren erstarb eben der Tag wie ein Heiliger mit goldigem Lächeln, und die dunkeln Tannen, vom leisen Abendwind gewiegt, sangen ihm das Begräbnislied.

Der Saal war von dem Geruche der Erde und der Bäume erfüllt, die rauchgeschwärzte Decke und die Wände, welche mit reich geschnitztem Getäfel aus dänischem Holze belegt waren, wurden von dem Glanze der Abend-

sonne vergoldet, und diese abendliche Stimmung voll Sehnsucht erweckte in den Herzen Aller eine Schwermut, die eines gewissen süfsen Zaubers nicht entbehrte.

Gedanken, wie stille aus dem Reiche der Schatten tönende Musik, durchzogen Amils Seele, und die Erinnerung an seinen verlorenen Freund verdüsterte sein Antlitz und beugte sein Haupt zur Brust herab. Jolante seufzte tief auf, denn sie erriet leicht, was in Amils Innern vorging. Sie erhob ihre Augen zu den langen Strahlen, welche durch das Fenster in den bereits dunkelnden Saal eindrangen.

Hohe Bäume verdeckten die Sonne, sodafs sie nicht sichtbar war; aber die Strafse, welche sich zwischen den Bäumen hindurch wandt, war wie mit flüssigem Golde überschwemmt. Die mit leichtem Staube erfüllte Luft erschien wie ein goldener Nebel, welcher von der wie aus einem einzigen durchsichtigen Topas gemeisselten Himmelskuppel herabsank; Kinder aus dem nahen Dorfe, kleine Herden vor sich hertreibend, schienen dunkle Schatten aus einer anderen Welt zu sein, die sich in dem goldenen Nebel bewegten.

Plötzlich entstand ein Aufruhr auf der Strafse; die Kinder liefen nach allen Seiten auseinander und Jolante erblickte eine dunkle Gestalt, welche unter den Bäumen einherschritt. Auf dem gelblichen lichten Horizonte erschien sie riesengrofs, und Grauen ging von jeder ihrer Bewegungen aus. Es war ein gebeugter Mann, der sich auf einen langen Stab stützte; Fetzen hingen von ihm herab statt eines Gewandes, und jeder Schritt schien ihm unaus-

sprechliche Schmerzen zu verursachen. Jetzt erfaſste er einen Baum und regungslos dastehend hielt er eine Hand über die Augen und blickte unverwandt nach der Burg.

Jolante erzitterte am ganzen Körper, sie wuſste nicht, weshalb; Grausen hatte sie erfaſst; sie vermochte den Blick von der fürchterlichen Erscheinung nicht abzuwenden . . . Sie bedeckte ihre Augen.

Als sie wieder aufschauete, war die Sonne untergegangen und das gelbliche Licht erloschen, Schatten senkten sich auf die Erde herab und jene Gestalt war verschwunden. Jolante fühlte sich freier um das Herz. Sie stand auf, schloſs das Fenster und setzte sich an den Tisch, den Gesprächen ihrer Gäste zuhörend. Die Pilger erzählten sich von Wunder wirkenden Statuen, von sprechenden Bildern, von wundertätigen Quellen, frommen Einsiedlern in der Wildnis. Jolante suchte ihre ganze Aufmerksamkeit diesen Erzählungen zuzuwenden, doch fühlte sie sich von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, sich umzublicken und nach der verschwundenen Erscheinung unter den Bäumen zu forschen. Die Schatten verbreiteten sich dichter über den Saal, Jolante befahl, die Lampe anzuzünden, welche über dem Tische hing, und munterte ihre Gäste zum Trinken auf. Da ertönte durch die Stille der anbrechenden Nacht der helle Klang eines Glöckleins, und nach einer kleinen Weile trug der Wind die Töne einer tiefen, dumpfen Stimme in den Saal, welche folgende Worte sang:

„Wachet auf, Ihr, die Ihr schlafet; betet zu Gott für die, welche nicht mehr sind! Gedenket des Todes! gedenket des Todes!“ Darauf trat wieder Stille ein. Das Klingen der Glocke ertönte abermals, aber entfernter, und der düstere Gesang, der sie begleitete, klang nur wie ein leiser Wiederhall. Es war der Vorabend des Festes Allerheiligen, und der „Glöckner der Verstorbenen“ erfüllte nach einem alten Gebrauche, von Haus zu Haus gehend, seine wenig fröhliche Pflicht. Amil und seine Gäste knieten zu einem stillen Gebete nieder; von einer schweren Ahnung überwältigt, schmiegte sich Jolante an ihren Gatten an und flüsterte: „Es ist mir so bange ums Herz, mein Amil!“

Amil aber, zu sehr vertieft in die Erinnerung an Amis, welche bei den Worten des „Glöckners der Verstorbenen“ in ihm mit neuer Kraft erwacht war, hörte die ängstliche Stimme seines Weibes nicht. Ihr goldiges Haupt sank unter einem leisen Kusse auf seine Schulter, und lange verharrten so beide regungslos.

Plötzlich aber zuckte Jolante zusammen. Es war ihr, als hätte jemand ihren Namen gerufen. Sie richtete sich auf, und durch die noch offen gebliebene Türe schauete sie gespannt in die Nacht hinaus. Der Himmel leuchtete bläulich durch die schwarzen entlaubten Zweige der alten Bäume wie durch ein Netz. Der weiſse Mond übergoſs den ganzen Horizont mit Silberlicht und dunkel zeichnete sich gegen die Helle des Himmels riesengroſs der gespensterhafte Schatten einer Erscheinung ab.

Jolante stand vor Furcht zitternd, regungslos und unfähig, ein Wort hervorzubringen. Jetzt verdeckte eine Wolke den Mond und die Schatten der Nacht drangen, Nebeln gleich, in den Saal. Zugleich mit ihnen schlüpfte ein anderer Schatten herein, stumm, bleich, abgemartert und blutig. Er stand an dem Türpfosten und Jolantes Herz wollte fast zu schlagen aufhören . . .

Sachte und still wie ein Strahl glitt die Erscheinung über die Schwelle und näherte sich wankenden Schritts dem Tische. Jolante war vor Entsetzen wie versteinert, indem sie die Blutspuren erblickte, die auf dem Fufsboden hinterblieben waren. Amils Hund heulte auf wie vor einem Gespenst und kauerte sich unter dem Tische zusammen; die im Saale anwesenden Pilger und Bettler sprangen auf und flohen, sich bekreuzigend, in die entferntesten Winkel. Entsetzt flüsterten sie untereinander: „Sehet, ein Mensch, der mit der Pestseuche behaftet ist!“ Nur Amil erhob nicht einmal seinen Blick; vertieft in seine Erinnerungen, bemerkte er nichts und safs ruhig da.

Der blasse, wundenbedeckte, fast sterbende Mensch näherte sich dem Tische und sich über den Humpen aus Ahornholz neigend, welcher vor Amil stand, berührte er den Rand des Gefäfses mit seiner schwarz gewordenen Lippe.

„O Grauen! o Entsetzen!“ schrie Jolante so durchdringend auf, dafs Amil sich endlich seinen Gedanken entrifs.

„Was ist?“ frug er und schon sprang er auf und wich entsetzt vor der schrecklichen Erscheinung zurück.

Der Unglückliche aber, vor dem alles zurückschreckte, sank vor Amil auf die Erde; seine skelettartigen Hände erfafsten seinen Mantel, der erlöschende Blick seiner blutunterlaufenen Augen vertiefte sich in den Blick Amils, und seine sterbenden Lippen schluchzten: „Amil, mein Gefährte!"

Der Saal wiederhallte von einem Aufschrei Amils, als ob dessen Herz zerspränge; er sank in die Knie, drückte diesen grausigen Schatten an seine Brust und bedeckte das blutige, von Wunden zerrissene und entstellte Antlitz mit Küssen.

„Mein Amis! mein Amis!" schluchzte er, „so also finde ich Dich wieder nach langen Jahren! so erblicken Dich meine Augen, die vom Weinen über Dich halb erblindet sind! O möge auch die ganze Welt vor Dir fliehen, von Deinen Wunden zurückgeschreckt, ich küsse sie und sterbe mit Dir — ich sterbe mit Dir!"

Auch Jolante warf sich neben Amis nieder und ihre diamantenen Tränen fielen auf sein furchtbar entstelltes Gesicht. Mit ihrem goldenen Haar das aus seinen Wunden tropfende Blut trocknend, legte sie sein Haupt an ihren Busen und drückte seine Knochenhand an ihre blühenden Lippen. Lange war im Saale nichts zu hören als Weinen und Schluchzen, und niemand besafs so viel Fassung, um auch nur ein einziges Wort zu sprechen.

Amis unterbrach das Schweigen zuerst.

„Du verzeihst mir also, Amil, dafs ich als ein so abscheuliches Geschöpf mich unter Dein Dach dränge? Fünf lange Jahre schleppe ich

mich mit diesen Höllenqualen herum; meine Gebete sind erschöpft, meine Tränen, von Gott verschmäht, sind endlich versiegt; die letzten vergoſs ich, als mein Windhund verendete, mein einziger Tröster in meiner Pein. Im Straſsenstaube lag ich, von der Menschheit mit den Füſsen weggestoſsen, wie eine Giftpflanze, die aus dem Boden gerissen, weggeworfen und von der Ferse jedes Vorübergehenden zertreten wird. Ich trug ohne Murren meine groſse Strafe und nahm aus der Hand des Herrn demütig alles entgegen, womit er mich heimsuchte. Aber sterben, ohne noch einmal Dein Antlitz gesehen zu haben, das vermag ich nicht, mein Amil, das kann ich nicht! Ich fühle, daſs der Kelch meines Leidens bald geleert sein wird, und nur so viel Gnade erbitte ich noch von Gott und von Dir, daſs ich unter Deinem Dache sterben darf!"

Von neuem begannen alle im Saale Anwesenden laut zu weinen, bis Jolante, ihre Tränen trocknend, also sprach: „Gott hat Euch nur geprüft, teurer Freund, und wir allein haben seine Strafe verdient. O gewährt mir, daſs ich Euch kniend diene, mein Herr! Dieses Haus ist Euer Eigentum, ich bin nur Eure Magd, und ich werde mich geehrt fühlen, wenn Ihr mir erlaubt, die Wunden Eurer Füſse auszuwaschen."

„O Gott, wie glücklich bin ich doch in meinem Elend!" rief Amis. „Herr der Himmel, laſs mich nun sterben, in dem Augenblicke, wo ich vor Wonne weine!"

„Ihr werdet nicht sterben, Ihr werdet genesen," rief Jolante voll Überzeugung. „Was

habt Ihr bisher zu Eurer Heilung unternommen?"

„Ich suchte Heilung überall," entgegnete Amis dumpf, „bei den Menschen und bei Gott. Durch bösen Zauber ist meine Krankheit entstanden, und es gibt dagegen nur eine einzige Hilfe; aber niemals, niemals, niemals wird über meine Lippen das schreckliche, entsetzliche Wort kommen, welches jenes teuflische Weib mir als mein einziges Rettungsmittel ins Ohr flüsterte, nachdem sie mich in dieses grenzenlose Elend gestürzt hatte, von Gott als Werkzeug zur Bestrafung meiner Sünden erwählt.

Während Amis also sprach, öffnete sich der dunkle golddurchwebte Vorhang am Ende des Saals und zwei Engelsköpfchen erschienen dort, die Wangen wie Röslein, das Lächeln wie Gottes Sonne und Äuglein wie die Sterne Bethlehems. Es waren Jolantes Kinder.

„Gandelin und Elisena!" rief Jolante ihnen zu, „sehet, ein neuer Gast."

Sie nahm die Kinder an den Händen und strahlend vor Mutterstolz führte sie dieselben zu Amis. Elisena reichte dem Gaste eine grofse rote Blume, welche sie der Mutter hatte bringen wollen.

Amis schrie durchdringend auf bei dem Anblick der Kinder und fiel in schwere Ohnmacht.

Amil selbst trug ihn in die frische Luft hinaus, während die erschreckte Jolante die Kinder wegführte und zu Bett brachte.

Als sie Amis wieder zum Bewufstsein gebracht hatten, bereiteten sie ihm schnell ein

Bad, bekleideten ihn mit einem Purpurgewand wie einen König und setzten ihn auf einen erhöhten Platz.

Amis lächelte traurig.

„Die schwarzen Wolken fliehen vor dem Niedergang der Sonne," sagte er mit leiser Stimme, „o wahrhaftig! noch vor einer Stunde dachte ich nicht, dafs mir der Tod unwillkommen sein werde."

Da erhob sich einer der Pilger, ein ehrwürdiger Greis, von seinem Sitze am Ende des steinernen Tisches und begann also zu sprechen:

„Edle Männer und Du, holde Frau, erlaubt, dafs ich aus dem Schatten demütigen Schweigens hervortrete, um zu Euch zu reden. Weshalb weint Ihr und legt die Hände in den Schofs? Wer kann der Barmherzigkeit Gottes Grenzen setzen und sagen: bis hierher reicht des Herrn Erbarmen und weiter nicht! Wer so spricht, der begeht eine Sünde."

Die Stimme dieses Mannes von majestätischer Erscheinung übte eine wunderbare Wirkung aus; es schien, als ob er die erloschene Hoffnung wieder belebe und mit überzeugender Kraft den Glauben in den Verzweifelnden neu anfache. Die Möglichkeit der Genesung, die Möglichkeit eines Glücks und einer Seligkeit schimmerte vor Amis' geistigem Blicke. Aber im nächsten Augenblicke erinnerte er sich, wie oft schon seine Hoffnung vernichtet worden war, und Trauer senkte sich wie eine Wolke wieder auf seine Seele. Er verdeckte mit dem Gewande sein Antlitz, und der Saal

wiederhallte von dem Echo eines Aufschreies, der sich seinem Innersten entrang. Es war ein unartikulierter Laut, es war das schmerzhafte Aufschluchzen seines bis zur Erschöpfung zermarterten Herzens. Alle glaubten, daſs er einem neuen Schmerze seines gepeinigten Körpers unterliege; nur der Greis verstand diesen Aufschrei und fuhr in seiner Rede fort:

„Ich bin ein Irländer. Lange Jahre hauste ich in den Klöstern und in den Einöden meiner heimatlichen Insel. Meine Seele labte sich an den Gesängen der alten Barden, welche fromme Mönche gesammelt und in Bücher eingeschrieben haben zwischen Blumen, bemalt mit Azur, zwischen silbernen Sternen, weiſsen Lilien und goldenen Sonnen. Diese alten Gesänge sind so schön, so erhaben, daſs einer der Mönche über sie schrieb, die Engel Gottes neigten sich vom Himmelrande zur Erde herab, um ihnen zuzuhören. Ein ganzes Buch jener Gesänge verkündet den Ruhm des heiligen Patrick, dieses groſsen Heiligen, welcher aus Gallien zu den Gestaden Erin's geeilt war, um diesen kostbaren Smaragd des Meeres von der Götzendienerei zu erlösen, um die Wahrheiten des Evangeliums dorthin zu tragen und Erin auf diese Weise selig zu machen. Er hat sein erhabenes Werk vollbracht und die Bewohner Erin's werden ihn in Ewigkeit segnen, so wie er, der gottgefällige Riese, die grüne Insel noch mit seinem letzten Atemzuge segnete, als er auf dem von Wolken verdeckten Gipfel des Adlerberges stand, er allein dem Angesichte Gottes gegenüber. Er erhob seine heiligen Hände zum Himmel, und siehe, vom Aufgang und vom

Untergang, von Norden und von Süden kamen in rauschendem Fluge unzählbare Schwärme weifser Vögel, die Seelen derjenigen, die durch die flammenden Worte seiner Beredsamkeit und durch das grofse Beispiel seiner Werke das ewige Heil erreicht hatten. Da jauchzte sein Herz auf vor Freude über den glücklichen Erfolg seines Wirkens, und seine Seele entfaltete in Entzücken ihre Schwingen zum Fluge ins Paradies. Noch einmal senkten sich seine Blicke auf die grünen Fluren herab, um sich von ihnen zu verabschieden, noch einmal zum letzten Male hier auf Erden öffneten sich seine Lippen und die Winde trugen als süfseste Musik in die weite Welt seine Worte: ‚Mein Erin, sei gesegnet von Ewigkeit zu Ewigkeit!‘ Dann hüllte er sich in das weifse Leichentuch, welches ein junges Mädchen gestickt hatte, und verschwand in einem geheimen Grabe, das bisher kein Menschenauge erforscht hat, und die Sonne Gottes glühte einer Trauerfackel gleich, strahlte einen ganzen Tag, strahlte einen Monat, ein Jahr lang und erst dann gieng sie unter.“

Die Zuhörer des alten Pilgers drängten sich immer näher an ihn heran, als er nach diesen Worten schwieg, um seine Gedanken zu sammeln oder um ein stilles Gebet zum heiligen Patrick zu sprechen. Als er wieder den Kopf erhob, hatten sich ihm bereits alle so dicht genähert, dafs ihre Hände sein dunkles Gewand streiften. Der Greis lächelte ihnen freundlich zu und fuhr dann fort: „Alljährlich, so lange der heilige Patrick auf der Erde wandelte, bestieg er zu Beginn der Fastenzeit ein

kleines Boot und ruderte damit ins weite Meer hinaus. Nach vierzig Tagen kehrte er am Vorabende des Osterfestes zurück; er war dann blafs und schwach, beinahe sterbend, denn er kam aus dem Fegefeuer. Weitab von den Gestaden Irlands liegt eine öde Insel vereinsamt zwischen Strudeln und Strömungen; dort pflegten zwischen den Schluchten und Abgründen der himmelanstrebenden Felsen die ehemaligen Zauberer ihre götzendienerischen blutigen Opferfeste zu begehen; dort gähnt eine zweifache finstere Höhle, die eine führt in die Tiefen der ewigen Pein, die zweite in das Reich des ewigen Friedens. Niemand hatte sich vorher den düstern Felsenriffen dieser Insel zu nahen gewagt, und als die irischen Seeleute von weitem den Heiligen dort landen sahen, glaubten sie, dafs er nimmermehr wiederkehren würde. Trauer herrschte daher auf Erin; man meinte, dafs Dämone ihn in irgend einer grausenvollen Höhle gefangen hielten, wo es Gift und Eis auf ihn herabregne. Doch der heilige Patrick kehrte wieder zurück und fuhr nun alljährlich zu der öden Insel. Durch seine Gebete hatte er erreicht, dafs Christus ihm versprochen hat, jeder Sünder, welcher in aufrichtiger Reue und Bufsfertigkeit jene Höhle betritt, um die Schrecken der Hölle zu ertragen, solle in einem Tage und einer Nacht von seinen Sünden gereinigt sein und vollkommene Vergebung erlangen oder doch wenigstens erfahren, wodurch er seine Erlösung erreichen kann."

Der Alte schwieg wieder, und in der entstandenen Stille waren die schweren Seufzer

beider Freunde zu vernehmen. Der Greis vertiefte sich in den Anblick ihrer Züge und sprach dann weiter: „Ich weiſs nicht, welche Schuld Euch beschwert, aber das weiſs ich, daſs es keine Schuld gibt, die nicht Vergebung erlangen könnte. Waget das schwere Werk, schifft nach jener Insel und sucht die wolkige Höhle auf. Dort legt Euer Schicksal in Gottes Hand und ertragt, was er Euch auferlegt. Aber glaubt und hofft! Es ist hier von der Zaubermacht einer Hexe gesprochen worden, und dieser Unglückliche sagte, daſs sie allein das Mittel zu seiner Genesung wisse. Glaubt Ihr denn, daſs ihre Macht gröſser sei als die Allmacht des Herrn, des Gebieters der gesamten Natur? Glaubt Ihr, daſs vor Ihm ihre Worte Geltung haben? Wie einen Rauch wird sein Atem die unheilige Macht ihres Zaubers zerstäuben. Darum auf zum Heile! Auf zur Reise!"

„Auf zur Reise nach den Gestaden der düstern Insel!" riefen Amil und Jolante wie aus einem Munde, und indem sie niederknieten, lobten sie Gott und dankten dem alten Pilger, der sie mit neuer Hoffnung erfüllt hatte. Noch an demselben Abend bereiteten sie Alles zu der langen Reise vor, und schon am nächsten Tage rief Jolante von der Burgzinne herab, mit ihrem weiſsen Schleier winkend, den abziehenden Freunden ein Lebewohl nach.

Nur langsam kamen Amis und Amil auf ihrer langen Pilgerfahrt vorwärts; denn sie wichen nach Möglichkeit allen menschlichen Wohnungen aus. Amis lag auf einer Tragbahre, welche vier Männer auf ihren Achseln trugen, vier Unglückliche, die einst von Amil

in die Burg aufgenommen wurden, als die ganze Welt sie verlassen hatte; sie entgalten ihm seine grofse Liebe nur auf diese Weise. Amil selbst ritt an der Spitze dieses düstern Zugs und klingelte unaufhörlich mit einem Glöckchen, um durch dessen unheimlichen Klang schon von weitem jedermann vor der Pest zu warnen. Es war schmerzlich anzusehen, wie alles entsetzt vor ihnen flüchtete, und Amil kamen häufig die Tränen in die Augen. Doch die zuversichtliche Hoffnung auf die endliche Genesung seines Freundes verlieh seiner Seele die nötige Stärke, und die reine, krystallhelle Luft, welche den in buntem Herbstschmucke prangenden Wäldern entströmte, die edeln Umrisse der blauen, in der Ferne sichtbaren Gebirge, über denen weifse luftige Wolken dahinschwebten, der tiefe Friede auf den Fluren, das helle Lächeln der Sonne, dies alles wirkte beruhigend wie eine Arznei und verscheuchte den Trübsinn. Als aber die Pilger die blauen Gebirge erreichten, hinter denen das Meer lag, änderte sich mit einem Schlage alles. Sie sahen weder den klaren Himmel noch die Sonne mehr; dichte Nebel wälzten sich aus den Schluchten wie Leichentücher hervor, dunkle Föhren klagten zwischen den Felsen und schwere Schneeflocken fielen zur trauernden Erde nieder. Je mehr sie sich dem Meere näherten, desto düsterer und wilder wurde die Gegend; sie sahen nichts als nackte graue Felsen, zwischen denen der Wind gespenstisch pfiff, und das Getöse des stürmisch bewegten Meeres drang an ihr Ohr, ehe sie noch eines Abends das lange, öde mit Fels-

blöcken bedeckte Ufer und die von steilen Felsen eingeengte Bucht erblickten.

An die zerklüfteten Seiten der Felsen schmiegte sich ein kleines Städtchen von düsterm Aussehn, das wütende Meer wogte in der Tiefe unter ihm und Fetzen weifsen Schaumes flogen bis zu dem Gipfel einer steilen Felswand, auf welcher eine alte Kirche in die Nebel hineinragte, aus ihren erleuchteten, rotstrahlenden Fenstern wie ein märchenhaftes vieläugiges Ungetüm in die Finsternis herabschauend. Der fromme Gesang von Frauen, welche sich bittend an den „Meeresstern", die heilige Jungfrau, wandten, dafs sie ihre auf dem Meere segelnden Männer beschützen möge, mischte sich in das Tosen des Sturmes, und der rote Abglanz der Fenster fiel herab zum Ufer in das Dunkel, in welchem wilde, bleiche Gestalten sich wie Wölfe bewegten. Es waren dies vom Hunger abgezehrte Männer, die mit gierig funkelnden Augen hier warteten, ob das wütende Meer ihnen etwa irgend ein gescheitertes Schiff als ersehnte Beute ans Ufer werfen werde . . .

Das Klingeln von Amils Glöckchen drang durch den heulenden Sturm und durch den Gesang der Frauen, und fliehend zeigten die Strandräuber mit zitternden Händen auf ein niedriges Häuschen, welches durch eine tiefe Schlucht von der Kirche getrennt lag, als auf die einzige Zufluchtsstätte für die ermüdeten Pilger. Es war dies ein halbverfallenes Beinhaus auf dem öden Kirchhofe.

Dort verbrachten die Freunde die Nacht in Unruhe, indem sie oftmals durch den wil-

den Gesang eines wahnsinnigen alten Weibes aufgeschreckt wurden, welches das Beinhaus bewohnte. Über einem armseligen Feuer frierend, kreischte sie unter Gelächter zusammenhanglose Lieder, bald von einem verwunschenen König und seiner Tochter, welche beide als Raben um das Gestade kreisen, bald von ins Meer gesunkenen Städten oder von den Seelen ertrunkener Schiffer, welche, im Winde winselnd, um ein christliches Begräbnis bitten. Nach dieser fürchterlichen Nacht ging Amil durch das Städtchen zum Strande, der mit den Trümmern gescheiterter Schiffen bedeckt war, um kühne Matrosen zu suchen, die ihn und Amis zu der geheimnisvollen, in Nebeln verborgenen Insel hinüberfahren würden. Lange suchte er vergebens: die Leute fürchteten diesen Ort, den sie der Tradition nach kannten, und wollten von einer Schiffahrt nach dem von Gespenstern bewohnten Eilande nicht einmal hören, geschweige denn von einer Fahrt mit einem Pestkranken am Bord. Endlich fanden sich dennoch einige Schiffer, welche ihr vor Hunger kaum noch zu fristendes Leben für eine grofse Menge Goldes verkauften und sich einem ungewissen Schicksale, dem sturmbewegten Meere und der Ansteckungsgefahr der entsetzlichsten Krankheit Preis gaben. Die Freunde nahmen Abschied von den Männern, welche Amis bis hierher getragen hatten und im Hafen ihre Rückkehr abzuwarten versprachen, dann stiefsen sie hoffnungsvoll vom Strande ab.

Amis' Leiden verschlimmerte sich auf dem Meere. Er lag fast beständig in Ohnmacht, und

der verzweifelnde Amil glaubte, das Lebensende des Freundes sei nahe; der Todesengel spannte schon seine dunkeln Fittiche über seinem Haupte aus, und mit steigender Angst bemerkte Amil, wie der Schatten dieser Fittiche auf der Stirne seines Freundes wuchs und dunkler ward, dabei sah er, wie die Schiffsleute sie beide mit Grausen und Mifstrauen betrachteten, und wie sich dieses in Hafs verwandelte, als sich ein ihrer Fahrt widerstrebender Wind erhob und das Meer sich wild zu bäumen begann.

In einer stürmischen Nacht, als das wütend brausende Meer seinen finstern Rachen öffnete und der Sturm seine Tiefen aufwühlte, wuchs das Entsetzen der Schiffsleute in solchem Mafse, dafs sie, um ihr elendes Leben zitternd und in der Meinung, Gott habe dieses Unwetter wegen der Sünden dieser beiden Männer geschickt, sich entschlossen, sie dem wütenden Elemente als Opfer zu übergeben. Doch in dem Augenblicke, wo sie sich bereits Amil näherten, welcher seinen schwer leidenden Freund in den Armen hielt, rissen die Wolken entzwei, und wie ein grofses Schild aus blassem Golde erschien plötzlich der Mond über den finstern Gewässern, der Sturm beruhigte sich, und die Schiffsleute glaubten einen goldenen Streifen über den Köpfen der treuen Freunde leuchten zu sehen. Dieser helle Strahl, welcher wie der Reif an den Bäumen schimmerte, fiel auf das Schiff und blieb bei dem Steuerruder stehen. Die Schiffsleute sahen nun, dafs dies ein Engel war; sie sahen, wie er mit seinen blafs azurnen Fittichen die Segel des Fahrzeugs schwellte

welches durch die plötzlich beschwichtigten Wellen dahineilte und ohne Unfall in einer einsamen Felsenbucht landete.

Es war die Insel der Gespenster, die Insel der Schatten, auf welcher sich die Höhle des heiligen Patrick befand. Von Grauen erfafst, knieten die Schiffer nieder. Amil trug seinen Freund auf das feste Land und verschwand mit ihm in dem Silbernebel der Mondnacht.

Amis und Amil gingen langsam durch eine weite, schauerliche Einöde. Zerrissene Wolken hingen am Himmel, und das Licht des Mondes, das auf die schwarzen Felsen fiel, erschien mit seinem blassen Glanze wie auf ihren gewaltigen Seitenflächen aufgehäufter Schnee. In der Entfernung brauste eintönig das Meer und schlug donnernd an das öde Ufer an. Ein stiller trauriger Wind, bald anwachsend, bald ersterbend, winselte durch die Nacht. Durch eine Schlucht, die sich spiralförmig zwischen Basaltwänden hindurchwandt, gelangten die Freunde auf eine grofse Ebene, aus welcher ein riesiges Gebirge finster und drohend in die Nacht starrte. Rote Flammen schimmerten durch die dunkle Masse wie das Blut durch den Teint der Menschen durchschimmert, und eine unermefsliche Höhle, schwärzer noch als das Gestein des Gebirges, gähnte drohend den Freunden entgegen. Schon überschritten sie den dunkeln Eingang, da erscholl es wie das Poltern eines fallenden Felsblocks und eine grofse weibliche Gestalt stand vor ihren staunenden Blicken. Sie war hoch und dunkel, ihr Haar flatterte im Winde wie

eine Löwenmähne, ihre Augen sprüheten Funken, ihr Gewand leuchtete wie Phosphor.

„Wer ist da?“ frug sie mit einer Stimme, welche ein hundertfaches Echo in der Höhle weckte.

„Sterbliche!“ antwortete Amil. „Und wer bist Du, die Du uns den Weg vertrittst?“

„Sibylle,“ tönte die Antwort.

„Und was tust Du hier?“ frug Amil, „warum weilst Du an der Hölle Pforten?“

„Ich lausche den geheimnisvollen Stimmen, welche aus dem Schofse der Erde heraufdringen. Mein Auge hat sich schon des Tageslichts entwöhnt, und die Zeit strömt dahin, ohne mein Haupt zu berühren. Was aber sucht Ihr an diesem Ort?“

„Den heiligen Patrick,“ seufzte Amis und Amil setzte hinzu: „Zeige uns den Weg in das Fegefeuer.“

Die Sibylle streckte die Hand nach rechts aus und zog sich von der Schwelle des Eingangs zurück. Entschlossen überschritten diese die Freunde und schlugen den ihnen gezeigten Weg ein. Hinter sich hörten sie, wie die Sibylle wieder mit dem Getöse eines stürzenden Felsblocks zu Boden sank, und bei einem verirrten Mondstrahle sahen sie, wie sie ihren von der weifsen Mähne umschimmerten Kopf lauschend an die Erde drückte.

Sie kamen in eine zweite Höhle. Ihre Augen, bereits an die Finsternis gewöhnt, sahen darin riesige graue Felsblöcke zerstreut umher liegen, und ein schrecklicher Ton, dem Zischen des Windes ähnlich, erklang ohne Aufhören durch den grofsen Raum wie die

Atemzüge von Riesen. Der Boden war schlüpfrig und führte steil abwärts in den tiefsten Schofs der Erde. Plötzlich erblitzte ein blasses Licht durch die Höhle und ein ungeheurer Windstofs erbrauste mit solcher Gewalt, dafs er beide Männer wie Spreu vor sich dahinwirbelte; sie retteten sich vor dem Zerschmettertwerden nur dadurch, dafs sie sich mit aller Kraft an dem nächsten Felsblock festhielten. Als sie angstvoll die Blicke erhoben, sahen sie über ihren Häuptern eine weifsschimmernde Wolke schweben, in deren Glanze zahllose Menschengestalten wimmelten. Manche von ihnen waren dunkel, und diese fielen mit verzweiflungsvollen Gebärden zur Erde herab, sanken auf ihre Gesichter und rollten dann zwischen die Felsenriffe hinein, wo sie spurlos verschwanden; die übrigen schwebten ruhig und erhaben weiter, bis sie in einiger Entfernung von der Finsternis wieder verschlungen wurden. Das Schrecklichste aber war, dafs sich kein Laut vernehmen liefs, und der stumme Schmerz, die stumme Verzweiflung dieser dunkeln Schatten wirkte gräfslicher als das schrecklichste Tosen des Donners. Als die lichte Wolke verschwunden war und der Sturm sich gelegt hatte, war die ganze Höhle mit einem blassen Schimmer wie von Sternenglanz erfüllt, und die Freunde fühlten sich jetzt von eisigen Schauern gepackt, als sie bemerkten, dafs sie sich nicht, wie sie geglaubt, an einem Felsblock, sondern an einem versteinerten Riesen festgehalten hatten, und dafs ähnliche Geschöpfe die ganze Höhle füllten. Plötzlich ertönten tiefe Seufzer, wie Donnergrollen, die steinernen

Riesen bewegten sich, stellten sich aufrecht und hämmerten mit ihren Steinhänden an die Wände der Höhle, bis Funkenregen daraus hervorstob, und der eisige Hauch dieser Ungetüme bedeckte den ganzen Raum mit Reif. In das Dröhnen der schweren Schläge tönte von dem Eingange der Höhle her die Stimme Sibyllas: „Das versteinerte Geschlecht der noch vor Adam geschaffenen Riesen erwacht aus dem Traume, die erstgeborenen Söhne der Erde schlagen an die steinernen Seiten ihrer Mutter! Ein Strahl aus der Wolke, welche die von der Erde zu den Gestaden der Ewigkeit pilgernden Seelen einhüllt, fiel auf ihre blöden Augen, die einst die Erde in ihrer vollen Kraft geschaut haben, bevor sie welkte und bevor Gott aus ihrem roten Lehme den Adam erschuf!"

Noch bevor sie geendet hatte, stürzten die Riesen wieder zu Boden nieder, um in einen traumlosen Schlaf zu versinken, die Hölle erzitterte unter ihrer Wucht und dann trat wieder tiefe Stille ein.

„Gehen wir weiter!" flüsterte Amil.

„Ich kann nicht mehr," antwortete Amis mit schwacher Stimme, „meine Kräfte sind erschöpft, — ich sterbe!"

Er sank auf die feuchte Erde nieder und blieb regungslos liegen. Amil beugte sich über ihn und verzweiflungsvoll seinen Namen rufend, vergafs er alle Schrecken seiner Umgebung; sein treues Herz kannte nur den einen Gedanken: seinem Freunde beizustehen!

Da tönte die Musik eines murmelnden Bächleins an sein Ohr. Unweit von sich erblickte er eine Öffnung, die in eine neue Höhle

führte. Ein schwaches Licht schimmerte daraus hervor und ein Lüftchen, wie mit Waldduft gesättigt, wehete ihn an. Er nahm Amis in seine Arme und trug ihn bis zum Eingange dieser Höhle. Dort legte er ihn auf einen bemoosten Stein nieder und eilte der Richtung zu, die ihm das Murmeln des Baches wies. Kaum war er nach einigen Schritten hinter eine hohe Felswand eingebogen, als plötzlich in nie gesehener Schönheit eine hohe Wand aus reinstem Edelstein vor seinem verwunderten Blicke aufstrahlte. Ein goldenes Tor darin war weit geöffnet, der Duft von Veilchen und Rosen wehete ihm entgegen und ein unabsehbares Tal breitete sich vor seinen Blicken aus. Er kam bis zu dem Tore selbst und blieb auf der diamantenen Schwelle stehen, seine Blicke an der reizvollen Gegend weidend und mit Wonne den Wohlgeruch der ihn anwehenden Lüfte einsaugend.

Ein süfses Halbdunkel herrschte in dem Tale; es rauschten dort Palmenwälder, klare Wässer eilten durch blühende Wiesen und lichte Schatten schritten unter dem zartblauen Himmel einher, der mit silbernen Sternen bedeckt war. Unaussprechliche Wonne erfüllte das Herz Amils, die Schwere des Erdenlebens fiel von ihm ab, es war ihm, als schwebe er auf Flügeln von Frühlingslüften zu dem Tale der Seligen.

Er öffnete seine Arme und richtete sein vor Entzücken tränenfeuchtes Auge zu den lichten Sternen. Die unendliche Liebe zu Gott erfafste ihn wie eine Art heiligen Wahnsinns. Plötzlich liefs sich zwischen ihn und das glück-

selige Tal eine florähnliche Wolke nieder, welche sich immer mehr verdichtete, bis sie ihm die ganze Aussicht verhüllte; sie wurde zu einer Sturmwolke, in der silberne und goldene Blitze sich kreuzten. Amil bemerkte, daſs das die Scharen der seligen Geister seien, welche goldene und silberne Zweige schwenkten. Die Wolke zog weiter bis ihre letzte Spur zerfloſs, nur ein letzter Schatten blieb von allem zurück und stand an dem goldenen Tore vor Amil. Dieser Schatten war in ein Mönchsgewand gehüllt; aus der Kapuze tauchte ein erhabenes Antlitz mit dem Ausdruck unendlicher Liebe hervor; die ernsten Augen hefteten sich mit dem heiſsesten Mitgefühl auf das Angesicht Amils, welcher von tiefer Ehrfurcht erfaſst, unwillkürlich in die Knie gesunken war.

„Wer bist Du, o Schatten, der Du mir einzutreten wehrst in das Tal der Seligen?“ frug Amil.

Die Lippen der geheimnisvollen Erscheinung öffneten sich und eine Stimme, wie der süſse Ton der Nachtigall antwortete:

„Ich bin Jener, welchen ihr den heiligen Patrick nennt.“ Da strömten die finsteren Gedanken wie Sturzbäche in das Gedächtnis Amils; er gedachte seiner und seines Freundes Betrübnis, seiner eigenen und seines Freundes Schuld; er erinnerte sich an alles, was der Anblick des Paradieses für einen Augenblick aus seinem Sinn verdrängt hatte. Bittere Tränen brannten ihm in den Augen und die gefalteten Hände zu dem Heiligen erhebend, schluchzte er laut: „Du weiſst, o seliger Schatten, daſs ich bei Dir Hilfe suche! Dein Auge kündet Liebe und

Deine Erscheinung Erbarmen, O, Du wirst mir Hilfe gewähren! Sprich, was soll ich tun, um meinen Freund zu retten?“

Unaussprechliches Mitleid drückte sich im Antlitze des Heiligen aus, in seinen Augen schimmerten zwei helle Tränen.

„Vertraue auf Gott!“ entgegnete er, „Gott wird euch helfen, nachdem er euch von eurer grofsen Sünde gereinigt haben wird. Das einzige Mittel der Rettung aber — so ist es bestimmt — wirst Du nicht von meinen Lippen erfahren. Eurer Schuld wegen hat Gott euch in die Hände der Bösen gegeben. Frage die, welche Dir erscheinen wird.“

Er winkte mit seiner weifsen durchsichtigen Hand, und wieder senkte sich eine Wolke herab, diesmal schwarz wie die Nacht, der Schatten des heiligen Patrick verblafste und verschwand mit einem Lächeln des Trostes auf dem Antlitz. Die Wand von Edelstein verschwand ebenfalls und es herrschte völlige Finsternis, aus welcher einzelne wilde Schreie einer weiblichen, Amil nicht ganz unbekannten Stimme ertönten. Er sann eben noch nach, wo er wohl früher schon diese Stimme gehört habe, als er auf den gegenüber liegenden Felsenwand ein eigentümliches Licht erblickte. Es war ein gelber Schein, und bald erkannte er, dafs dies flatterndes goldiges Haar war. Gleich darauf unterschied er ein weifses schönes Antlitz, und endlich stand ein Weib vor ihm, eingehüllt in ein schwarzes Gewand, die Hüften umschlossen von einem goldenen Gürtel, der mit Edelsteinen von dreierlei Farbe besetzt war.

Amil erkannte Thorgerdas drohenden und doch reizvollen Schatten, das Phantom kam näher und näher, und es schien, als ob es sich gegen eine fremde, unsichtbare Macht widersetzte und wehrte und sich an dem Felsen festzuhalten strebte. Die geschlossenen Augenlider öffneten sich, die stahlblauen Augen blitzten zornig und Thorgerdas Lippen sprachen:

„Weshalb rufst Du mich? Was willst Du von mir und welche Macht reifst mich an den Ort, den zu betreten mein Wille sich sträubt?"

Von der Erde aufspringend, rief Amil: „Natter! Ich weifs, was Du angerichtet hast, und im Namen Gottes befehle ich Dir, dafs Du mir sagest, wie Dein schreckliches Verbrechen wieder gutgemacht werden kann!"

„Ah, Du bist es, süfser Freund des süfsen Amis?" lachte Thorgerda und ihre Augen funkelten dämonisch. „Wozu erst diese Beschwörung? Dein Freund zögert also, Dir zu sagen, wie ihm zu helfen sei? Ich habe es ihm ja selbst in das Ohr geflüstert. Doch wenn Du es verlangst, will ich gern wiederholen, was ich ihm gesagt habe, als ich ihn wie ein giftiges Unkraut von mir schleuderte."

„Wohlan denn, sprich!" rief Amil. „Du siehst, wie mich verlangt, die Wahrheit zu hören."

„Mein süfser Gemahl, sprach ich zu Amis," begann Thorgerda, „härme Dich nicht allzu sehr über das Übel, dafs ich Dir angetan habe. Noch hast Du ja einen treuen Freund: Deinen Amil, dem Du alles geopfert hast, auch die Schamhaftigkeit Deines Weibes. Dieser Freund wird Dich nicht verlassen, und mein Zauber

wird ihm Gelegenheit bieten, Dir seine Liebe zu beweisen, welche gewiſs keine Grenzen kennt."

„Da hast Du, o Weib, nicht gelogen!" entgegnete feurig Amil.

„Nun denn, so gehe, sagte ich ihm weiter," fuhr Thorgerda in ihrer Rede fort, „gehe zu Deinem Freunde Amil und bleibe etwa ein Jahr bei ihm. In dieser Zeit wird ihm sein Weib ein Kindlein schenken, und wenn Amil sein Kind hinmordet und dessen Blut Dir in ein Bad gieſst — dann, Amis, bist Du wieder geheilt und gesund!" Ihr teuflisches Hohngelächter erscholl durch die Höhle und warf Amil wie einen Stein zu Boden.

„Also ist Dein teurer Freund wohl endlich zu Dir gekommen?" höhnte Thorgerda den halb toten Mann, der sich zu ihren Füſsen wandt. „Er wollte Dich verschonen; schade, daſs er seine und Deine Sache damit nur verschlimmert hat. Du hast nun auch noch ein zweites Kind, und das Blut des erstgeborenen genügt nicht mehr, es ist unerläſslich, daſs das Blut beider sich mische. Nun weiſst Du Alles, was Du zu wissen begehrtest, und hast die Freiheit des Handelns. Gehab' Dich wohl — und grüſse den lieben Amis!"

Als sie ausgesprochen hatte, zerschmolz und verschwand ihr Phantom.

Amil lag lange ohne Lebenszeichen auf der Erde. Nachdem er sich wieder gesammelt hatte, stand Sankt Patrick's lichter Schatten neben ihm, faſste ihn bei der Hand und führte ihn zu dem Orte, wo Amis lag, noch immer

in Ohnmacht versunken. Der Heilige berührte dessen Stirne, und Amis öffnete die Augen. Der selige Schatten verschwand und wie leise Musik tönten seine Worte in der Seele Amils nach: „Glaube und vertraue!“

„Wo bin ich?“ frug Amis, wie aus einem Traum erwachend.

„Komm zurück auf das Schiff; schon weiſs ich, wie Dir zu helfen ist,“ sagte Amil mit tonloser Stimme, welche Amis völlig fremd klang.

„War unsre Reise glücklich?“ frug Amis mit einem bangen Seufzer.

„Sie war es, Du wirst gesund werden!“ rief Amil und die Tränen droheten ihn zu ersticken.

Amis hielt dies für freudige Erregung. Des Freundes Hand ans Herz pressend, flüsterte er tief bewegt: „Dank! Dank!“

Beide begaben sich auf den Rückweg durch die Höhle der versteinerten Riesen und überschritten den Leib der an der Schwelle liegenden Sibylle. Die Schrecken des Ortes übten keine Wirkung mehr auf sie aus. Amis dachte an nichts als an seine Genesung; Amil sah seine Kinder, ihr Lächeln, ihre schönen, sternenklaren Äuglein und ihr goldenes Haar. Sein Herz wollte vor Weh zerspringen, und seine Seele war dunkel wie die Nacht und öde wie die Wüste.

Glücklich erreichten sie den Strand; die Sterne erloschen eben am Himmel und im Osten erstrahlte eine bleiche Helle. Als sie auf das Schiff kamen, entsetzten sich die Schiffsleute und wichen vor Überraschung und Grauen

zurück. Die leuchtende Fackel der Morgenröte zeigte ihnen Amils Antlitz: es war verwelkt während dieser einzigen Nacht, tiefe Furchen hatten es zerrissen, und sein Haar war weifs geworden wie Schnee . . .

IX.

Gandelin und Elisena.

Tag für Tag bestieg Jolante die Zinnen des höchsten Turmes und blickte lange und gespannt in die ferne Gegend hinaus. Der Herbstwind peitschte ihre blassen Wangen, zauste ihr goldenes Haar und sog mit seinem scharfen Atem die Tränen ihres verschmachtenden Auges auf. Aber vergebens schauete sie in die Weite hinaus — ihr Gatte kam nicht, der Sturm hatte die letzten welken Blätter von den Bäumen geblasen; dichte Nebel wallten über die traurige Fläche; von den Bergen zogen Wolken heran, die Schnee in ihrem Schofse trugen — aber Amil kam noch immer nicht. Endlich, als sich die ganze Gegend schon in das weifse Leichentuch des Winters gehüllt hatte, erfafste Jolantes Auge eines Abends, während die untergehende Sonne blutig durch die Dünste leuchtete, eine Gruppe dunkler Gestalten, welche sich auf der zur Burg führenden Strafse einherschleppten. Es war Amil mit seinen Getreuen. Auf einer Trag-

bahre lag Amis, zugedeckt mit einem dunkeln Tuche, ob tot ob sterbend, wufste Jolante nicht.

„O Gott, ihre Reise war also ohne Erfolg!" schluchzte sie und rang die Hände. Dann eilte sie den Ankömmlingen entgegen. Diese waren eben in den Burghof eingetreten. Jolante wankte vor Entsetzen, als sie ihren Gatten erblickte — gealtert und schmerzlich gebeugt. Ihr Auge heftete sich auf seine verwelkten, farblosen Wangen und auf sein weifs schimmerndes Haar; das Wort, womit sie ihn willkommen heifsen wollte, erstarb ihr auf den bleichen, bebenden Lippen.

Amil fürchtete ihre Anrede; er fürchtete die Frage, die er in ihren Augen las, und legte mit einer bittenden Gebärde den Finger auf die krampfhaft zitternde Lippe. Demütig senkte Jolante das Haupt wie unter einer erdrückenden Last und schwieg. Er umarmte sie stumm, und Hand in Hand schritt er mit ihr hinter der Tragbahre, welche auf Amils Geheifs in der neben seinem Gemach liegenden Kammer niedergesetzt wurde. Dort nahmen sie schweigend um das flammende Herdfeuer Platz und die im Zimmer herrschende Stille wurde nur durch den Sturm gestört, der draufsen zuweilen aufbrauste, und erschien nun umso unheimlicher, wenn dieser in kläglichem Gewinsel erstarb.

„Wie wenn eine Mutter an der Leiche ihres Kindes weint!" flüsterte Jolante nachdenklich, als der Wind durch den Schornstein in das Gemach fuhr, die Tapeten an den Wänden

schüttelte und in dem leeren öden Gange klagend verhallte.

Bei diesen Worten Jolantes wurden Amils Wangen noch bleicher, seine Augen leuchteten wild auf und ein schwerer Seufzer hob seine Brust. Jolante erfaſste seine Hand; Amil aber kehrte sich ab und verhüllte sein Gesicht.

„Gibt es denn gar keine Hilfe?“ frug sie traurig.

In diesem Augenblicke erklang das Horn des Turmwächters und bald darauf trat ein Page ein.

„Mein Gebieter,“ sprach er zu Amil mit gedämpfter Stimme, in der sich Furcht verriet, „eine Anzahl bleicher Männer steht vor dem Burgtore, welches des Sturmes wegen geschlossen wurde, ihre abgezehrten Gestalten zeugen von Leiden und ihre Augen glühen unheimlich. Sie verlangen mit Dir zu sprechen, Herr. Ist es wohl ratsam, sie einzulassen?“

„Seit wann verschlieſst man den Leidenden und Hilfesuchenden das Tor meiner Burg?“ antwortete Amil, wie aus einem schweren Traume erwachend. „Laſst die Zugbrücke herab und gewährt den Fremden Einlaſs.“

Jolante befahl, das dunkle Gemach schnell zu erleuchten, und lieſs den schlafenden Amis hinter einen schweren Vorhang bringen. Während sie sich neben ihrem Gatten niederlieſs, öffnete sich die Tür und eine Anzahl alter Männer trat in das Gemach; ihre weiſshaarigen Köpfe waren wie unter der Last der Jahre auf die Brust gesenkt und ihre Schritte wankend;

ihre von Tränen feuchten und geröteten Augen suchten scheu den Blick Amils, Jolante schauete voll liebenden Erbarmens auf die Greise, und der innige Ausdruck des Mitleids in ihrem süſsen Angesicht gab ihnen Mut. Einer trat vor Amil hin, um in Namen der übrigen zu sprechen.

„O Amil, Du treuer Freund Amis',“ begann er, „siehe uns Arme an und erbarme Dich! Wie ein schwarzer Raubvogel, dessen Gekreisch und schwerer Flügelschlag die Seele beängstigt, schwebt das dumpfe Elend über unsren Köpfen! Wir sind Manen und Untertanen Deines einstigen Gefährten Amis. Gott allein weiſs, wohin der Edle sich gewendet haben mag. Auf seiner Burg haust der Teufel selbst und die Greuel, die von Thorgerda verübt werden, schreien zu Gott wie das Blut Abels. Wo sind unsre Söhne? Getötet liegen sie in den Feldern und faulen dort, während unsre Hände sich flehend zum tauben Himmel emporstrecken; getötet sind sie wegen des Aufruhrs, wie die verfluchte Thorgerda ihre Notwehr gegen die blutigen Gewalttaten nannte. Unsre Brüder schmachten verzweiflungsvoll in unterirdischen Kerkern. Und die Weiber unsrer Söhne? Frage die schneestarrenden Wälder und die wilden Raubtiere darin; sie könnten Dir darauf antworten. Dort vergehen sie vor Frost, Hunger und Jammer und preisen ihre Kinder glücklich, die dem Elende bereits erlegen sind und unter dem Moose des Forstes ruhen. O Herr, erbarme Dich, und ziehe mit Deiner ganzen Macht gegen Thorgerda; räche Deinen Freund, räche Gott selbst und erlöse und errette uns!“

Die Greise brachen in Schluchzen aus; sie fielen auf die Knie und erhoben ihre Hände flehend zu Amil.

Jolante verhüllte, in tiefster Seele bewegt, ihr Angesicht. Amil erhob sich und breitete weit seine Arme aus, als ob er alle diese Unglücklichen an sein Herz drücken wollte.

„Steht auf!“ rief er, „Gott wird euere Tränen trocknen. Amis lebt, Amis ist hier!“

Er schob den Vorhang zur Seite, und alle näherten sich dem Lager, auf welchem Amis in tiefem, ohnmachtähnlichen Schlafe ohne Lebenszeichen lag. Von neuem begannen die Männer zu weinen, als sie das totenfahle, schmerzdurchwühlte, runzelvolle Antlitz erblickten.

„Das soll Amis sein?“ frugen sie kopfschüttelnd. „Das ist sein entstellter Leichnam, das ist sein Gespenst, aber nicht er selbst!“

„Höret, meine Freunde,“ sagte Amil mit fester Stimme, aber mit einem Antlitz, bleich wie der Tod, und mit einem Blicke, starr wie Glas, „dieser Mann, den ihr hier sehet wie tot, dieser Mann wird morgen gesund sein; seine Kraft, seine Jugend wird zurückkehren; ich weifs, was ihn gesund machen kann, und ich werde ihn gesund machen!“

„Mein Gemahl, mein Herr!“ schrie Jolante freudig auf und erfafste seine Hand.

Er erbebte bei Jolantes Berührung. Seine Züge waren plötzlich verzerrt, sodafs ein Frostschauer Jolantes Herz durchrieselte. Sie strich mit der Hand über ihre Stirne.

„Morgen bei Tagesanbruch,“ fuhr Amil, sich ermannend fort, „soll sich die gesamte Bewohnerschaft der Burg in der Kapelle zur

heiligen Messe versammeln; auch ihr, meine teueren Greise, sollt euch einfinden, und auch Du, mein teueres Weib. Ich nehme niemand aus als mich und Amis, welchen Du, meine Jolante, vorher in ein laues Bad wirst legen lassen. Während eure vereinten Gebete zu Gott emporsteigen, werde ich selbst das Heilmittel, welches ihm seine Gesundheit wiedergibt, dem Bade hinzumischen."

„Es wird geschehen, wie Du befiehlst," rief Jolante. „Und unsre Kinder?" fügte sie nach einer Weile hinzu.

Amil schwieg und prefste krampfhaft die Lippen zusammen. „Unsre Kinder wecke nicht aus ihrem Schlummer," brachte er endlich mit tonloser Stimme hervor, während die Zähne ihm aneinander schlugen.

„Was ist Dir, Amil?" frug Jolante bestürzt.

„Ich bin von der Reise ermüdet, das ist Alles," klang die kurze Antwort. Dann wandte er sich zu den Greisen.

„Wenn Amis gesund sein wird, werde ich mein Heer sammeln," sagte er, „und wir werden dann gegen Thorgerda zu Felde ziehen; Glück und Zufriedenheit wird zu euch zurückkehren. Jetzt aber, bitte ich, lafst mich allein! Ich will diese Nacht hier in Gebeten zubringen." Jolante entfernte sich mit den Greisen, um für deren Unterkunft zu sorgen, und kehrte nach einer Weile zurück, um Amil Gutenacht zu sagen. Regungslos safs er beim Herde. Als sie ihm die Hand reichte, zwang er sich zu einem Lächeln. Nachdem sie ihn verlassen

hatte, blieb sein Blick lange auf der Tür haften. Dann stand er auf, schob den Vorhang zur Seite, hinter welchem Amis noch in festem Schlafe lag, und Tränen traten ihm in die Augen.

„Ich werde es tun, Amis! ich werde es tun!“ flüsterte er. Hierauf wandte er sich wieder ab, und vertiefte sich derart in seine Gedanken, dafs er gar nicht bemerkte, dafs die Männer, die Amis getragen hatten, jetzt in die Halle gekommen waren, um den Kranken im Nebengemache zur Ruhe zu betten. Als er wieder allein war, kniete er neben dem Herde nieder, ohne zu wissen, warum er es tut.

Die Stille, welche jetzt in der schlummernden Burg herrschte, schien ihn immer mehr zu bedrücken; er hatte das Gefühl, als wälze sich ein Felsblock auf ihn, um ihn zu zermalmen. Er hafste jemand, er entsetzte sich vor jemand — und dieser jemand war er selbst.

Ihm war, als hätten sein Geist und sein Leben ihn verlassen; mit dem Auge seiner Seele beschauete er sich selbst aus unendlicher Ferne wie ein totes Ding ... Amil? Das war nicht er selbst! Das war etwas Fremdes, etwas Feindliches! ... Das Feuer erlosch und die Kerzen brannten herab. Finsternis, Kälte, — das war etwas wie der Tod. Noch immer neben dem Herde auf den Knien liegend, drückte er den Kopf an das scharfe Gesimse, bis ihm die Stirne blutete und das Blut sich mit dem kalten Schweifse vermischte, der von dieser herabrann. So verbrachte er die ganze Nacht, diese Nacht, von der er gewünscht hätte, dafs sie eine Ewigkeit dauern möchte. Aber sie schwand

dahin wie ein Augenblick. Mit Grauen gewahrte er das Dämmern des Tages und Frostschauer schüttelten seinen Leib. Er blickte zum Fenster. In der Ferne, auf dem Berge, wo zwischen den Bäumen des Waldes der Weg sich dahin schlängelte, schimmerte irgend ein Licht durch den lichten Morgennebel. War es ein Stern? War es die Sonne? War es ein Feuerbrand? Amil wufste es nicht. Gedankenleer und stumpf betrachtete er diesen Lichtschimmer, welcher einem Blutflecken auf dem schwarzen Gewande der Nacht glich.

Da ertönte plötzlich vom Turme der Klang des Glöckleins, welcher die Burgbewohner zur Messe lud. Es war also schon Morgen . . .

In den Gängen wurden Schritte laut, die dann wieder verhallten. Das Glöckchen läutete noch einige Augenblicke. Dann trat Stille ein, und Amil wufste, dafs nun Alles in der Burgkapelle versammelt sei. Entsetzen packte ihn. Eine furchtbare Macht schien ihn aufzufordern, sich zu erheben und zu einer Tat zu schreiten, und blindlings leistete er diesem fremden Willen Gehorsam. Er griff an den Gürtel; das Heft seines Dolches dünkte ihm glühendes Eisen. Er schrie entsetzt auf, aber jener übermächtige Wille zwang ihn, den Dolch nicht loszulassen. Wankenden Schrittes ging er zur Türe, und als er sie geöffnet hatte, stürmte er wild durch den Gang, wie von einem Dämon gehetzt und wie vor seinem eigenen Gewissen die Flucht ergreifend.

An der Tür zu Jolantes Schlafgemach blieb er stehen, drückte die Stirne an die geschnitzten Pfosten, öffnete dann hastig und trat ein.

Sein erster Blick fiel auf die kleinen Bettchen, welche in einem anheimelnden Winkel des Gemachs standen. Ein Lächeln überflog seine Wangen. Die seidenen Polster lagen durcheinnander, die Bettchen waren leer, die Kinder waren verschwunden. Freudig flog sein Blick über die Tapeten an den Wänden; die gestickten Hirten und ihre weifsen Schäfchen auf grünem Grunde schienen ihm bei dem schwachen Lichte des brennenden Lampenbeckens lustig umherzuspringen.

„Gott sei Dank!" flüsterte er unwillkürlich und wollte das Heft des Dolches der Hand entgleiten lassen. Da rauschte wie ein leises Lüftchen eine süfse Kinderstimme durch die dämmerige Kammer. Sie kam von dem grofsen Bett her, dessen schwere, altertümliche golddurchwirkte Vorhänge gänzlich geschlossen waren. Amils Hand prefste den Dolch; seine Füfse zitterten so heftig, dafs er in die Knie sank und sich auf dem weichen Teppich bis zu dem Bett hinschleppte.

„Wir sind allein, ich fürchte mich," hörte er den kleinen Gandelin sagen, und in seinem zarten Stimmchen zitterten die Tränen, welche die Furcht seinen Augen entprefste.

„Fürchte Dich nicht," ermutigte ihn Elisena, „wir liegen ja in dem Bette unsres Mütterleins; was kann uns da geschehen?"

Amil hörte, wie Elisena ihr Brüderchen küfste. Er drückte den schweren Vorhang an seine Lippen, er wufste nicht, weshalb er es tat. Elisena begann wieder zu reden: „Soll ich Dir von dem kleinen Jesukindlein erzählen, wie der Engel Gottes es ein Mal im Paradiese

fand, als es an einem frühen Morgen die Blumen begoſs? ‚Was machst Du im Paradiese?‘ frug der Engel. Jungfrau Maria wird ja weinen, wenn sie Dich nicht im Bettchen findet.‘ Darauf antwortete das Jesukindlein: ‚Ich pflückte Blumen, um damit ihren Kopf zu bekränzen, und sammle Sterne, um ihren Mantel damit zu schmücken‘.“

„Und der Engel?“ frug Gandelin, Furcht und Einsamkeit vergessend.

„Ich möchte das Paradies sehen,“ sagte, statt einer Antwort, Elisena und seufzte.

„Du wirst es sehen!“ tönte es in den Ohren Amils, und jener fremde blinde Wille zwang ihn aufzuspringen.

Rasch riſs er den Vorhang auseinander und heiſse Tränen stürzten ihm aus den Augen. Die überaus lieblichen Sterne, welche über Jolantes Leben aufgegangen waren, strahlten ihm entgegen. Hier lagen sie vor ihm, diese seine teuern, überaus teuern Kinder! Ihre goldigen Haare flossen in eine einzige Flut zusammen; die rosigen Wangen waren ein einziges Lächeln; die Äuglein, wie Kornblumen, schienen voll der Gedanken über das Paradies, von dem sie sich eben erzählt hatten. Sie hielten sich umschlungen, und durch die offenen Hemdchen waren ihre nackten schönen Körperchen zu sehen.

Erschrocken schrie Elisena auf, als sie das blasse, schmerzentstellte Antlitz ihres Vaters erblickte. Gandelin aber, der über den aufeinander gebissenen Zähnen des Vaters dessen Lippen geöffnet sah, hielt dies für ein Lächeln und lachte ihn an.

Amil aber war vollkommen in der Gewalt jenes fremden Willens, welcher aus ihm einen Sklaven gemacht hatte und ihn mit unbeugsamer Macht zum Gehorsam zwang. Zunächst seinen Sohn erfassend, erhob er den Dolch. Der Knabe lächelte noch immer wie zu einem unterhaltenden Spiele; Elisena aber schrie auf, und ihre kleinen Händchen erfaſsten des Vaters Rechte, die den Dolch hielt.

„Ich scherze nur!“ log Amil, unfähig mit seinem Kinde zu ringen.

Das Mädchen lächelte schwach und lieſs seine Hand los. Da fuhr der Dolch wie ein Blitz empor und tauchte mit seiner Spitze in den weiſsen Hals Gandelins. Ein Purpurstrahl seines Blutes spritzte auf und färbte die Hand des Mörders. Das Kind sank lautlos auf das Kissen zurück, seine blauen Augen erloschen und starrten gläsern zu Decke . . .

„Mutter! Mutter!“ schrie Elisena und wollte in ihrer Angst vom Bett herabspringen. Aber die Hand Amils grub sich in ihr langes goldiges Haar und drückte ihr reizendes, vor Entsetzen versteinertes Köpfchen auf das Kissen zurück.

„Ich werde folgsam sein! ich werde folgsam sein!“ röchelte das ringende Kind; doch die Worte verhallten in dem furchtbaren Stöhnen, welches aus Amils Brust drang. Ihre Augen wurden starr, und mit aller Kraft biſs sie ihn in die Hand. Die Angst tötete sie, noch ehe ihr der kalte Stahl ins Herz drang. Als dies geschehen war, lieſs Amil sie los und der blutige Dolch entsank seiner Hand.

Auf einem Tischchen stand ein kleiner, mit Wasser gefüllter Becher aus Amethyst. Amil gofs den Inhalt auf den Boden und fing in dem Becher das Blut auf, welches den Körpern seiner dahingemordeten Kinder entströmte. Als das Gefäfs bis zum Rande voll war, eilte er damit aus dem Gemache . . .

Auf das Geheifs Jolantes hatte man Amis des Morgens in ein laues Bad gebracht, und der Unglückliche safs dort ruhig ohne Ahnung, welch blutiges und herzzerreifsendes Opfer Amil ihm inzwischen brachte. Als die Tür des Badezimmers sich öffnete und Amil mit dem Amethystbecher in der Hand zu seinem Freunde herantrat, erkannte dieser ihn nicht, so sehr hatte sich Amils Gesicht verändert.

„Du bist der Arzt?“ frug Amis. „Du bist gekommen, mich nach Angabe meines Freundes zu heilen?“

„Siehe, Dein Heil ist Dir nahe, mein Amis!“ sagte Amil. „Ich habe getan, was mir in der Höhle des heiligen Patrick zu tun befohlen ward.“

„Amil! Amil! Was leuchtet denn so rot aus dem Becher hervor?“ frug unruhig Amis. „Es ist wie Blut, und von Deinem Antlitz strömt Entsetzen aus!“

Amil antwortete nicht, sondern gofs das Blut seiner Kinder aus dem Becher auf das Haupt des Freundes.

„Wie ein König mit dem heiligen Öle, so sei Du mit heiligem Blute gesalbt zu neuem Leben!“ flüsterte er. Den geleerten Becher fallen lassend, sank er zur Erde nieder, wo er regungslos liegen blieb.

Das ganze Bad füllte sich mit Licht und aus den leichten Dämpfen des Basaltbassins stieg Amis jung und schön, gesund und glückstrahlend hervor.

„Mein Amil! mein Amil! Ich sinke vor der Wucht meines Glückes zusammen!“ rief Amis, indem er seinen Freund vom Boden erhob. „Was aber geschieht mit Dir?“ frug er bestürzt, als sein Freund nicht antwortete.

Ein schrecklicher Verdacht stieg in ihm auf. „Was war das für eine Arznei, die mich gesund gemacht hat?“ frug er mit dumpfer Stimme.

Amil barg sein Antlitz in den hohlen Händen und ächzte. Amis erbebte.

„Grofser Gott!“ rief er, einen scheuen Blick auf das rotgefärbte Wasser des Bades werfend. „Es ist unmöglich! es ist ein entsetzlicher Traum! Du kennst ja Thorgerdas Fluch nicht, und der heilige Patrick hat Dir gewifs ein andres Heilmittel genannt.“ Mit zitternden Händen zog er seine bereit liegenden Kleider an, um sich zu überzeugen, ob Jolantes Kinder lebten, denn er sah ein, dafs es unmöglich sei, von den Lippen des unglücklichen Freundes, der wie entseelt auf dem Boden lag, eine Antwort zu erhalten. In dem Augenblicke, wo er die Schwelle erreicht hatte, erzitterte die ganze Burg von dem Klange vieler Glocken; schnelle Schritte wurden auf dem Gange hörbar und in dem dort herrschenden Halbdunkel erschien Jolante.

„Mein Gatte! Amil! Wo bist Du? wo bist Du?“ rief sie von weitem.

„Kommt hierher, holde Herrin!" antwortete Amis, und Jolante jubelte vor Glück auf, als sie ihn gesund und schönheitstrahlend erblickte.

„Der Himmel ist versöhnt, Gott hat uns unsre Schuld vergeben!" rief sie freudig. „Gepriesen sei sein Name!"

Sie trat in das Badegemach. Als sie ihres Gemals ansichtig wurde, blieb sie betroffen stehen.

„Was ist Dir?" frug sie besorgt. „Was bedeutet das Entsetzen in Deinem Antlitz, in einem Augenblicke, wo zweifache Freude und doppeltes Glück unserm Hause nahe ist? Denn Amis ist gesund! Und höre, welch' ein Gast unter unser Dach einkehrt! Die Frauen der gepeinigten und verfolgten Mannen Deines Freundes Amis flohen und berieten sich im Schofse der Wälder, wie Thorgerdas schwarze Zaubermacht zu zerstören wäre. Da gab ihnen Gott den Gedanken ein, sich in Rheims die wundertätige Statue aus der Kathedrale auf kurze Zeit auszubitten. Der Erzbischof erbarmte sich ihrer und willigte ein; das heilige Standbild befindet sich in diesem Augenblicke vor den Toren unsrer Burg und unsre Glocken bewillkommen es mit vollem Klange, die dunkeln Mauern unserer Türme erstrahlen in dem Glanze der im Fackelschein funkelnden Edelsteine und die Gesänge der Pilgerinnen erfüllen die Morgenluft. Komm, Amil, damit wir der Statue unsre Ehrfurcht bezeugen und diejenigen begrüfsen, welche sie auf ihren Schultern getragen haben und welche ihr aus Rheims nachgefolgt sind."

Amil erhob seine Augen, und sein trauriger, ersterbender Blick sah durch das Fenster den roten Schein der flammenden Fackeln. Dies also war jenes Licht, welches er aus dem Walde hervorschimmern sah, ehe er aus seiner Kammer getreten war, um seine himmelschreiende Tat zu vollbringen. Er hörte das Läuten der Glocken, er hörte die Stimme seines Weibes, und die ungeheure Bürde seines Daseins ward ihm von neuem bewufst. Unaussprechliche Verzweiflung bemächtigte sich seiner Seele, und indem er sein Weib bei der Hand erfafste, drückte er dieselbe mit solcher Kraft, dafs Jolante vor Schmerz aufschrie.

„O schreie nur und klage, auf dafs jedes meiner Worte in Deinem Stöhnen verhalle, bevor es Dein Gehör erreicht! Oder besser noch, schweige und höre, und stirb vor Herzeleid!“ sprach Amil. „Du aber, mein Freund, vergelte mir mein Opfer, sei barmherzig und durchbohre mit Deinem Schwerte mein Herz. Höret und ihr werdet vor Grauen zu Stein werden. Die Arznei, welche Amis gesund gemacht hat, war meiner Kinder heiliges Blut! Ich selbst habe sie mit dieser meiner Hand hingemordet!“

Jolante schrie nicht auf; nicht einmal ein Seufzer entstieg ihrer Brust. Ihre Augen wurden starr, ihre Lippen öffneten sich, ihre Nägel zerrissen das Gewand und gruben sich in ihren weifsen Busen. Sie sank zur Erde hin wie eine junge Fichte, welche der aus klarem Himmel hervorbrechende Blitz mit einem Schlage zu Boden schmettert.

Amis rieb sich die Augen in der Hoffnung, dafs er aus einem schweren Traume erwachen werde, einem Traume, schrecklicher als alle seine bisherige Pein.

Jolantes Gatte stand da, an die Wand gelehnt, mit dem Blicke eines Wahnsinnigen.

Unterdessen füllte sich das Gemach; Greise und Weiber, Krieger und die Frauen Jolantes drängten sich zum Teile, von dem Geräusche angelockt, herein.

Jolante erwachte aus ihrer Ohnmacht, und während sie sich erhob, fiel ihr Blick auf Amil. Ein Schrei des Entsetzens entrang sich ihrer Kehle, und sie verhüllte ihr Antlitz mit ihrem Gewand.

„Meine Herrin,“ liefs sich einer der Greise vernehmen, „wir haben das heilige Standbild in der Nische aufgestellt, welche sich Deiner Schlafkammer gegenüber befindet; wir haben Kerzen und Lampen angezündet und den Fufsboden mit Tannenzweigen bedeckt. Komme und verneige Dich vor ihr, und hebe den geheiligten Schleier, welchen nur eine unbefleckte Hand berühren darf.“

„Meine Kinder! Ach, meine Kinder!“ murmelte Jolante mit leiser, traumhafter Stimme und rang die Hände.

„Deine Kinder? Wahrhaftig! Es mögen Deine Kinder mit ihren schuldlosen Händchen das heilige Angesicht enthüllen,“ sprach eine der Frauen.

„Fraget diesen Mann, dem ich sterbend verzeihe!“ antwortete Jolante, auf ihren Gatten weisend. „Er ist derjenige, um dessen Liebe

als um das teuerste Geschenk ich die heilige Jungfrau bat, da ich ihn zum ersten Mal erblickte, als ich die heilige Prozession in Rheims anführte."

Sie verhüllte ebermals ihr Antlitz, und ihr Haupt sank tief auf die Brust herab. Niemand von den Anwesenden verstand sie, aber bei dem Klange ihrer Stimme drängten sich Allen die Tränen in die Augen. Überrascht sah einer den andern an und suchte die Lösung dieses Rätsels in den bleichen Gesichtern der beiden Freunde.

Amil fühlte sich plötzlich wie geschüttelt; seine Augen erglänzten von Begeisterung. Es kam ihm vor, als ob die dichten Schleier, welche bisher seinen Geist in tiefe Nacht gehüllt hatten, zu zerreifsen begännen. Ein längst in seinem Gedächtnis verblafster Vorgang tauchte aus der Tiefe seiner Seele auf. Er sah sich in der Kathedrale von Rheims, wie an jenem Tage, wo er Jolante zum ersten Male erblickt hatte. In dem menschenleeeren Dome winselte der Wind, und es schien, als ob der ganze Dom ein ungeheures Instrument wäre, auf dem eine Riesenhand ihr Lied spielte. Vor dem wundertätigen Gnadenbild der seligsten Jungfrau Maria stand die blasse Sünderin mit dem von Dankgefühl gegen Amil strahlenden Angesicht; ihre mächtige Stimme rief: ‚Maria, Mutter Gottes, entgelte diesem Manne!' Dann fühlte er, wie die Frau ihre segnende Hand auf sein Haupt legte, er hörte sie sagen: ‚In der bittersten Stunde Deines Lebens erinnere Dich dieses Augenblicks und rufe die schmerzhafte Mutter Gottes an . . . Ich weifs, dafs sie Dich

erhören wird' ... Und wieder war es ihm, wie wenn der sich über ihm wölbende Dom von einem plötzlichen Windstofse erbrauste, und heiliges Grauen bemächtigte sich seiner von neuem, denn er sah im Geiste wieder die wundertätige Statue vor sich, wie sie nach den Worten der Sünderin feierlich mit dem Haupte nickte ... Wie damals, so erbebte er auch jetzt in seinem ganzen innersten Wesen; seine gesamte Kraft, seine ganze Seele vereinigte sich in dem einzigen mächtigen, begeisterten, verzweiflungsvollen und glaubensseligen Aufschrei:

„O hilf, Du Mutter Christi, sei eingedenk Deines Versprechens! Meine Kinder, ach, meine Kinder!"

„Meine Kinder, ach, meine armen Kinder!" schrie Jolante ebenfalls auf. „Ich will eure kalten Körperchen mit Küssen bedecken und dann sterben!"

Sie flog wie ein Pfeil durch den Gang. Von Entsetzen erfafst, vor Angst bebend und von einem namenlosen Schmerze ergriffen, eilten ihr alle nach. Sie holten sie unweit der Türe ihres Schlafgemachs ein. Durch das Halbdunkel des Ganges leuchteten die Lampen und Kerzen aus der tiefen Nische der Türe gegenüber. Der goldene, mit einer himmelblauen Hülle bedeckte Thron stand dort — aber die heilige Statue war verschwunden.

Ein Aufschrei des Erstaunens erscholl. In diesem Augenblicke ging aber die Tür des Schlafgemachs von selbst weit auf, blendende Helle ergofs sich in den Gang, süfser Duft

schwebte in weifsen Wölkchen aus der Kammer, ein Geräusch wie von Schritten und das Rauschen schwerer Seidenstoffe wurde hörbar, und auf der Schwelle erschien die heilige Statue. Der dichte, ihr geheimnisvolles Antlitz verhüllende Schleier bewegte sich wie unter dem Hauche eines Lüftchens, und aus seinen schimmernden Falten fielen weifse duftende Blüten wie Schneeflocken zur Erde. Ruhig liefs sich die Statue auf den goldenen Thron nieder . . .

Von der Majestät dieser wunderbaren Erscheinung überwältigt, sanken alle auf die Knie nieder. Die Wölkchen zerteilten sich langsam, und in dem Lichte der eben aufgehenden Sonne waren Amils Kinder zu sehen, wie sie in dem grofsen Bett auf einem weifsen seidenen Kissen safsen und ihrer Mutter zulächelten. Ihre nackten Körperchen waren von der Morgenröte mit einem rosigem Schimmer übergossen; jedes von ihnen hielt eine himmelblaue Blume in der Hand; um den Hals, an der Stelle, wo sie Amils Dolch getroffen hatte, funkelte einem jeden ein Rubinenhalsband.

Jolante sank von neuem in schwere Ohnmacht, diesmal aber in die Arme ihres Gemahls.

Als man sie zu sich gebracht hatte, flog sie zu ihren Kindern und weinte und lachte. Amis und Amil lagen auf den Knien und badeten mit ihren Tränen die weifsen Füfschen der Kinder. Darauf nahm jeder der Freunde eins von ihnen auf den Arm, und in den Gang hinaustretend, sanken sie vor dem wunder-

tätigen Gnadenbilde auf ihr Antlitz, und Jolante, die Hände zum Himmel emporstreckend, brach in einen begeisterten Lobgesang aus . . .

In den Jubel der Menschen mischten sich die Glockenklänge; sie verkündeten der ganzen Umgegend das Glück der Freunde und den Ruhm Gottes! . . .



Drei Tage und drei Nächte dauerten die Festlichkeiten auf der Burg Amils; fortwährend strömte das Volk über die herabgelassene Zugbrücke in den Burghof, drängte sich in dem Gange und lag in Gebet versunken vor dem wundertätigen Gnadenbilde.

In der Morgensonne des vierten Tags erglänzten die Waffen einer zahlreichen Heeresschar, welche aus der Burg zog. An der Spitze ritten Amis und Amil, schön und ritterlich wie Erzengel, in der Mitte des Zuges trugen Frauen das wundertätige Standbild. Hinter diesem folgte in verdecktem Wagen, der mit dunkeln Vorhängen geschlossen war, Jolante mit ihren Kindern.

Zwei Tage dauerte die Reise durch die schneebedeckten Berge und Wälder, und erst in der Nacht, welche dem zweiten Tage folgte, traten die dunkeln Konturen der Burg Amis' an dem blassen, vom Mondlichte bestrahlten Himmel hervor.

Amil liefs die heilige Statue, sein Weib und seine Kinder unter dem Schutze einiger Ritter im Walde zurück und ritt mit dem

Freunde an der Spitze des Heeres auf die Ebene hinaus, welche sich zwischen der Burg und dem Forste ausbreitete. Der Schnee schimmerte wie Sternenstaub, die reifbedeckten Bäume glichen silbernen Säulen, und über dem schneeigen Weiſs der Gegend schaueten finster und drohend die Zinnen der Bastionen und die Giebel der Burgdächer herab. Die Fenster schimmerten durch die Nacht, und auf den geschwärzten Mauern spann der träumerische Mond geheimnisvoll und stille sein silbernes Gewebe. Es schien, als sei die ganze Burg in einen totenähnlichen Schlaf versunken; kein warnendes Hornsignal ihrer Wächter weckte sie aus dem verhängnisvollen Traume.

Unbemerkt näherte sich das Heer der Burg; auf ein von Amil gegebenes Zeichen schlugen die Ritter und die gesamten Mannen an ihre Schilder und die Stille der Nacht wich einem ohrenbetäubenden Getöse.

Da öffnete sich die Tür des luftigen Balkons, welcher aus dem grauen Gemäuer eines einsamen Turmes hervorragte, und Thorgerda erschien auf demselben. Das bläuliche Mondlicht fiel mit vollem Schein auf ihr stolzes Angesicht, auf ihre langen flatternden Haare und auf den prächtigen golddurchwirkten Scharlachmantel. Ihre erhabene, für Amis so verhängnisvoll gewordene Schönheit nötigte Allen einen Ausruf der Bewunderung ab.

Auf ein zweites, von Amis gegebenes Zeichen flammten mit einem Schlage tausend Fackeln auf, und bei ihrem roten, mit dem blassen Glanze des Mondes und dem Glitzern des Schnees wetteifernden Lichte wurden die

langen Reihen der Krieger und ihre Belagerungsmaschinen sichtbar.

Amis und Amil ritten bis an den Rand des Burggrabens. Sie nahmen ihre Helme ab, damit Thorgerda sie erkenne, und Amis sprach mit lauter Stimme: „Thorgerda! Das Ende Deiner Macht und Deiner Zauberkünste ist herbeigekommen. Du hast durch Deine Grausamkeit unsre Untertanen zur Empörung, oder besser gesagt, zur berechtigten und verzweifelten Notwehr gezwungen. Siehe, ich, den Du verderben wolltest, ich lebe und bin gesund. Ich verlange nicht nach Rache; ich verzeihe Dir Dein Verbrechen und Alles, was Du getan hast! Ich werde Dich in ein Kloster bringen, damit Du Dir bei Gott Vergebung erbitten kannst. Tue Bufse, und wenn die Zeit die Wunden, welche Du durch Deinen Hafs Dir und andern geschlagen hast, geheilt haben wird, dann kehre wieder zu mir zurück. Mein Leben wird ohne Dich traurig sein, aber ich unterwerfe mich dem Willen Gottes! Ich erkenne es, dafs auch ich gegen Dich gesündigt habe, und rufe aus der Tiefe meines Herzens zu Dir, dafs Du mir vergeben mögest."

Thorgerda tat einen Schritt nach vorwärts, neigte sich über die Brüstung des Balkons und hielt einen Metallspiegel in die Höhe, in welchen geheimnisvolle Zeichen gegraben waren,

„Überrascht hast Du mich nicht," entgegnete sie kalt und stolz, „ich las in diesem Spiegel, dafs Du mit einem Heere gegen mich ziehst. Ich sehe mit Bestimmtheit, dafs irgend eine Macht meinen Zauber zu brechen droht; aber ich ergebe mich nicht! Versuche es, meine Wälle

zu erstürmen! Du frägst, ob ich Dir verzeihe? Hier ist meine Antwort!“

Sie warf den Spiegel beiseite und rifs von einem steinernen Pfeiler einen grofsen Bogen, blitzschnell legte sie einen Pfeil auf seine Sehne. Der Pfeil pfiff dicht an Amis' Kopf vorbei und fiel in den Schnee.

Thorgerda knirschte einen Fluch zwischen den Zähnen hervor. Wütend warf sie den Bogen zur Erde.

Amis schwang sein Schwert, und ohne Aufschub begann das Heer den Sturm auf die Burg.

Thorgerda blies in ein kleines Horn, und plötzlich, wie durch Zaubermacht, wimmelte es auf den Wällen von Verteidigern. Sie blieb auf dem Balkon stehen und schwenkte unaufhörlich den Bifrost über ihrem Haupte. Gegen den Befehl Amis' schossen seine Krieger nach ihr, doch drang kein Geschofs bis zu der Stelle, wo sie stand. Aber um den Turm herum, wo sie sich befand, senkten sich dunkle Wolken herab; grauenhafte Erscheinungen bewegten sich darin wie Blitze, und viele Krieger der beiden Freunde sanken zur Erde, durchbohrt oder verwundet von Zaubergeschossen. Triumphierendes Gelächter und ein wilder Gesang Thorgerdas mischten sich in das Getöse des Kampfes. Nach kurzer Zeit war der Angriff auf die Burg siegreich zurückgeschlagen. Durch die eingetretene Stille rief Thorgerda höhnend vom Balkon herab:

„Was nun, teuere Freunde?“

„Das, was früher schon hätte geschehen sollen!“ rief eine süfse weibliche Stimme, und

dem Turme gegenüber stand Jolante. Ihr Gewand aus weissem Pelzwerk war mit Diamantsternen besäet; sie hatte einen langen weissen Schleier mit Saphirnadeln in ihr goldenes Haar befestigt und glich einer träumerischen, sternenschimmernden Winternacht.

Selbst Thorgerda unterlag dem Zauber ihrer reinen Schönheit und betrachtete sie mit unverhohlener Bewunderung. Jolante winkte mit der Hand. Das Heer der Ritter teilte sich, und eine Gruppe schwarz gekleideter Frauen ward sichtbar. Sie trugen den goldenen Thron, auf welchem geheimnisvoll das wundertätige Standbild strahlte.

„O stolzes Weib," rief Jolante mit bittender Stimme, „neige Dein Haupt vor einer Höheren! Was sind Deine Zaubereien gegen die Macht derjenigen, unter deren Schutze wir stehen?"

Sie winkte nochmals mit der Hand. Man brachte ihre Kinder herbei. Elisena und Gandelin traten an den Thron heran, welcher jetzt auf einem ausgebreiteten Teppich auf der Erde stand, und lüfteten den Schleier der Gottesmutter.

Da erscholl durch die Nacht ein Gekrächze wie von wilden Raubvögeln, und die bösen Geister, welche Thorgerdas Zauberkraft herbeigerufen hatte, flohen wie Schatten vor dem strahlenden Glanze der Morgensonne; die Verteidiger auf den Wällen warfen die Waffen von sich; rasselnd flog die Zugbrücke herab und die Tore der Burg öffneten sich.

„Ich bin verraten," rief Thorgerda, „ich bin verlassen!" Sie schwang den Bifrost; doch

der Glanz seiner Edelsteine war erloschen, sein Zauber gebrochen. „Verlassen? Nicht ganz!“ rief sie von neuem. „Noch ist mir jemand treu geblieben — ich mir selbst! Ich beuge meinen Nacken nicht; ich ergebe mich nicht!“

Sie rifs ihr Scharlachgewand herab, sodafs ihr ganzer weifser Schwanennacken entblöfst wurde; dann warf sie eine brennende Fackel auf ihr in der Kammer stehendes Lager, und als die Flammen daraus hervorschlugen, schlang sie ihren Gürtel Bifrost um den Hals.

Die beiden Freunde und Jolante riefen ihr bittend zu, nicht Hand an sich selbst zu legen; doch sie achtete darauf nicht. Fester und fester zog sie den Gürtel zusammen, bis sie, durch ihre eigenen Hände erdrosselt, in ihr brennendes Lager zurückstürzte. Man suchte nach Leitern, man wollte sie retten; aber die Flammen wuchsen mit entsetzlicher Schnelligkeit. Höher und höher schlugen die Feuersäulen empor, schwarzer Rauch wälzte sich durch die Fenster, und mit einem Donnerschlage stürzte der Turm zusammen.

Als die letzte Lohe aus den rauchenden Trümmern in die Mondscheinnacht emporschlug und der glühende Rauch sich zerteilte, schwebte stolz ein schwarzer Schwan gegen den Himmel, kreiste langsam über den Ruinen des Turmes, und mit einem langgedehnten traurigen Rufe, der wie gedämpftes Weinen klang, verschwand er im Norden.

So war das Ende Thorgerdas, der Tochter Olafs, des Königs der Meere . . .

X.

Wieder Amis und Amil.

Nach diesem Sieg blieb Amis nicht auf seiner eigenen Burg. Er kehrte unter das Dach seines Freundes Amil zurück, wo beide nun unzertrennlich lebten. Niemand erblickte mehr ein Lächeln auf dem blassen Antlitze Amis, denn jener schwarze Schwan, der über der Turmruine gekreist, durch die Mondscheinnacht geklagt hatte und im Norden verschwunden war, warf einen so dunkeln Schatten in die Tiefen seiner Seele, dafs er sich nie mehr daraus verlor.

Amis und Amil verschmolzen gewissermafsen zu einem einzigen Wesen, und die Erinnerung an das, was sie erduldet hatten, war wie ein still flammendes Feuer, welches mit seiner Glut alles verzehrte, was nach den schweren Prüfungen noch von irdischen Wünschen in ihren gereinigten Herzen verbleiben konnte, und dieses geläuterte goldene Herz entsendete durch ihre himmelblauen Augen die Strahlen seiner Liebe. Wer sich in ihren

friedlichen Blick vertiefte, der ward erfreut und doch zugleich auch traurig, denn die Freunde glichen jenen klaren Herbsttagen, welche durch ihre reine Schönheit hinreifsen, aber auch ein baldiges Ende der sonnigen Zeit verkünden.

Die Burg beider Freunde blieb ein Asyl aller Unglücklichen, und viele kamen dahin wie in einen Tempel, um sich durch den Anblick der treuen Gefährten und ihrer holden, süfsen, ernsten Schwester Jolante, zu einem bessern Leben zu erheben.

Die Zeit schwand. Gandelin wurde ein stattlicher Ritter und Elisena die anmutigste Braut. Die goldenen Haare Jolantes verwandelten sich in Silber wie die der beiden Freunde. Da kam die Kunde von dem grofsen Elende der Christen in den heiligen Orten, wo unser Erlöser gelebt und gelitten hatte. Ein begeisterter Ruf tönte durch ganz Frankreich. Wer Kraft in seinem Arme fühlte, griff zu den Waffen. Amis und Amil waren die ersten, welche an das Meeresgestade eilten, um sich nach dem heiligen Lande einzuschiffen. Vor ihrer Abreise feierte Elisena ihre Hochzeit, Gandelin verblieb auf der Burg seiner Väter, und Jolante suchte das Kloster der Heiligen Jungfrauen unweit der Burg Ardhuin auf, von wo sie aus ihrer Zelle auf jenen alten Forst blicken konnte, über welchem damals der dreifache Regenbogen sich gewölbt hatte, als der Himmel selbst ihre Liebe segnete, auf jenen alten Forst, in dessen Schatten Cernunnos schlummerte.

Dort träumte sie von Gott, von ihren Kindern, von Amil und Amis. Beide Freunde verrichteten indessen Wunder der Tapferkeit; ein Buch würde nicht hinreichen, ihre ruhmreichen Taten zu schildern, und als sie schon längst aus den Reihen der Lebenden verschwunden waren, erzählte man unter den Christen wie unter den Ungläubigen noch von der unerhörten Tapferkeit und der unendlichen Herzensgüte der zwei einander so wunderähnlichen Freunde. Die berühmtesten Troubadoure feierten in begeisterten Gesängen die Ritter Amis und Amil, wie sie durch ihr teures Blut das gesamte christliche Heer vor Vernichtung bewahrten und wie beide zur selben Stunde, ja in demselben Augenblicke ihr Leben unter den Schwertern der Ungläubigen ruhmvoll beschlossen. Unaussprechliche Trauer bemächtigte sich aller, die von ihrem Tode hörten.

Ihre einbalsamierten Leichname wurden in einen gemeinsamen Sarg aus Zedernholz gelegt, welcher mit einer gepressten und vergoldeten Elefantenhaut überzogen war; ihre Reliefgestalten glänzten in feurigen Farben auf dem Deckel, sie hatten goldene Helme mit Büschen aus Pfauenfedern auf den Köpfen, silberne Schwerter hielten sie in den Händen, und azurblaue Schilder ruheten an ihrer Seite. Dieser grofse prachtvolle Sarg wurde auf einen von vier Schimmeln gezogenen Wagen gesetzt und auf einem eigenen Schiffe nach Frankreich geführt.

Weinen und Wehklagen begleiteten die sterblichen Überreste Amis' und Amils bis zu dem Kloster, in dessen Orden Jolante einge-

treten war, als die erste Nachricht von dem Tode beider Ritter über das Meer zu ihr gelangte ... Auf der weiten Fläche, welche sich vom Kloster zum Walde hinzog, rauschten drei einzelne Eichen, das blühende Heidekraut eines niedrigen Hügels beschattend. Unter diesen Bäumen liefs Jolante eine Marmorgruft erbauen, damit der Wind die treuen Freunde, welche sich dort zur Ruhe legten, in süfsen Traum singe. Auf dem weifsen Grabe bildete die Künstlerhand ihre Gestalten in Email mit solcher Treue, dafs man jeden Augenblick gewärtig sein konnte, sie würden die Augen öffnen um zu sehen, wie durch den klaren Äther durchsichtige Wölkchen über ihren Grabhügel dahinschweben und wie eine blasse Gestalt mit einem schwarzen Schleier auf dem Silberhaar sich aus dem Fenster der Klosterzelle beugt, um ihre sehnsuchtsvollen Blicke auf das Grab zu heften und sie dann träumerisch zu den düstern alten Forsten zu wenden...

Es war gegen den Herbst hin, als der Leichenzug langsam über die mit Heidekraut bewachsene Fläche dahinschritt. Den mit zahllosen Blumen bedeckten gemeinsamen Sarg der Freunde trugen die ruhmvollsten Ritter dicht an der Klostermauer vorbei ... Ein silberner Regen fiel auf die alten Bäume herab, und wehmütig klagten die Glocken von dem Turme des grauen Klosters. Die Nonnen lagen auf den Knien. Nur Jolante stand aufrecht; ihre Hände waren zum Himmel erhoben; ein Lächeln erhabener Entsagung umspielte ihre blassen Wangen und helle Tränen glänzten ihr in den Augen, welche zu der weifsen Gruft

unter den rauschenden Eichen blickten. Dort senkte man nun den Sarg hinab — dort mögen die Freunde schlumern, dort mögen die feierliche Auferstehung erwarten

die treuen, lange geprüften Gefährten
Amis und Amil,
deren gnädig sein möge unser Herr Jesus Christus,
welcher lebt und regiert ohne Ende
mit Gott Vater und dem
Heiligen Geiste.
Amen!

UNIE, PRAG.